

# Schriften des Historischen Kollegs

Herausgegeben  
von der  
Stiftung Historisches Kolleg

Kolloquien  
34

R. Oldenbourg Verlag München 1996

Kultur und Krieg:  
Die Rolle der Intellektuellen,  
Künstler und Schriftsteller  
im Ersten Weltkrieg

Herausgegeben von  
Wolfgang J. Mommsen  
unter Mitarbeit von  
Elisabeth Müller-Luckner

R. Oldenbourg Verlag München 1996

## Schriften des Historischen Kollegs

im Auftrag der

Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft

herausgegeben von

Horst Fuhrmann

in Verbindung mit

Rudolf Cohen, Arnold Esch, Lothar Gall, Hilmar Kopper, Christian Meier, Horst Niemeyer,

Peter Pulzer, Winfried Schulze, Michael Stolleis und Eberhard Weis

Geschäftsführung: Georg Kalmer

Redaktion: Elisabeth Müller-Luckner

Organisationsausschuß:

Georg Kalmer, Franz Letzelter, Elisabeth Müller-Luckner, Heinz-Rudi Spiegel

Die Stiftung Historisches Kolleg hat sich für den Bereich der historisch orientierten Wissenschaften die Förderung von Gelehrten, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben, zur Aufgabe gesetzt. Sie vergibt zu diesem Zweck jährlich bis zu drei Forschungsstipendien und ein Förderstipendium sowie alle drei Jahre den

„Preis des Historischen Kollegs“.

Die Forschungsstipendien, deren Verleihung zugleich eine Auszeichnung für die bisherigen Leistungen darstellt, sollen den berufenen Wissenschaftlern während eines Kollegjahres die Möglichkeit bieten, frei von anderen Verpflichtungen eine größere Arbeit abzuschließen. Professor Dr. Wolfgang J. Mommsen (Düsseldorf) war – zusammen mit Professor Dr. Klaus Hildebrand (Bonn), Professor Dr. Robert E. Lerner (Evanston, IL/USA) und Dr. Andreas Schulz (Frankfurt/Main) – Stipendiat des Historischen Kollegs im Kollegjahr 1992/93. Den Obliegenheiten der Stipendiaten gemäß hat Wolfgang J. Mommsen aus seinem Arbeitsbereich ein Kolloquium zum Thema „Kultur und Krieg: Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg“ vom 12. bis 14. September 1993 im Historischen Kolleg gehalten. Die Ergebnisse des Kolloquiums werden in diesem Band veröffentlicht.

Die Stiftung Historisches Kolleg wird vom Stiftungsfonds Deutsche Bank zur Förderung der Wissenschaft in Forschung und Lehre und vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft getragen.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**Kultur und Krieg** : Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg / hrsg. von Wolfgang J.

Mommsen unter Mitarb. von Elisabeth Müller-Luckner. –

München : Oldenbourg, 1996

(Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien; 34)

ISBN 3-486-56085-9

NE: Mommsen, Wolfgang J. [Hrsg]; Historisches Kolleg (München):

Schriften des Historischen Kollegs / Kolloquien

© 1996 R. Oldenbourg Verlag GmbH, München

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Gesamtherstellung: R. Oldenbourg Graphische Betriebe GmbH, München

ISBN 3-486-56085-9

# Inhalt

Vorwort.....	VII
Verzeichnis der Tagungsteilnehmer .....	IX
<i>Wolfgang J. Mommsen</i>	
Einleitung: Die deutschen kulturellen Eliten im Ersten Weltkrieg .....	1
I. Die Sozialwissenschaften	
<i>Hans Joas</i>	
Die Sozialwissenschaften und der Erste Weltkrieg: Eine vergleichende Analyse .	17
<i>Patrick Watier</i>	
Georg Simmel et la guerre .....	31
<i>Werner Gebhart</i>	
Die französische Soziologie und der Erste Weltkrieg. Spannungen in Emile Durkheims Deutung des Großen Krieges .....	49
<i>Friedrich Lenger</i>	
Werner Sombart als Propagandist eines deutschen Krieges .....	65
II. Die Geschichtswissenschaft	
<i>Jürgen von Ungern-Sternberg</i>	
Wie gibt man dem Sinnlosen einen Sinn? Zum Gebrauch der Begriffe ,deutsche Kultur' und ,Militarismus' im Herbst 1914 .....	77
<i>Stefan Meineke</i>	
Friedrich Meinecke und der „Krieg der Geister“ .....	97
<i>Christoph Cornelißen</i>	
Politische Historiker und deutsche Kultur. Die Schriften und Reden von Georg v. Below, Hermann Oncken und Gerhard Ritter im Ersten Weltkrieg ...	119
<i>Gerd Krumeich</i>	
Ernest Lavisse und die Kritik an der deutschen „Kultur“, 1914–1918 .....	143

## III. Die bildende Kunst

*Peter Paret*

Betrachtungen über deutsche Kunst und Künstler im Ersten Weltkrieg ..... 155

*Joel Segal*

Krieg als erlösende Perspektive für die Kunst ..... 165

*Christian Lenz*

Kirchner – Meidner – Beckmann

Drei deutsche Künstler im Ersten Weltkrieg ..... 171

*Dietrich Schubert*

Otto Dix zeichnet im Ersten Weltkrieg ..... 179

*Helmut Börsch-Supan*Die Reaktion der Zeitschriften „Kunst und Künstler“ und „Die Kunst“  
auf den Ersten Weltkrieg ..... 195

## IV. Die Literatur

*Günter Hätzschel*Literatur und Krieg. Aspekte der Diskussion aus der Zeitschrift  
„Das literarische Echo“ ..... 209*Andreas Schumann*

„Der Künstler an die Krieger“. Zur Kriegsliteratur kanonisierter Autoren ..... 221

*Thomas Anz*

Vitalismus und Kriegsdichtung ..... 235

*Eckart Koester*„Kultur“ versus „Zivilisation“: Thomas Manns Kriegspublizistik  
als weltanschaulich-ästhetische Standortsuche ..... 249

## V. Das Scheitern einer neuen Kultursynthese

*Gangolf Hübinger*Eugen Diederichs' Bemühungen um die Grundlegung einer neuen Geistes-  
kultur (Anhang: Protokoll der Lauensteiner Kulturtagung Pfingsten 1917) ..... 259

Personenregister ..... 275

Ortsregister ..... 281

## Vorwort

Die hier vorgelegte Sammlung von Essays ist aus einem wissenschaftlichen Kolloquium hervorgegangen, das vom 12. bis 14. September 1993 im Historischen Kolleg in München durchgeführt wurde. In den letzten Jahrzehnten herrschte in der deutschen Geschichtswissenschaft die Tendenz vor, sich vornehmlich mit den gesellschaftlichen Auswirkungen kultureller Systeme zu befassen, während sie die Analyse der ihnen zugrundeliegenden Wertideale und ästhetischen Grundhaltungen weitgehend den kulturwissenschaftlichen Einzeldisziplinen überließ. Die Beispiele einer Kulturgeschichtsschreibung, die über deskriptive Aufreihung kultureller Ereignisse und Hervorbringungen hinausgehen, sind in der deutschen Forschung der letzten Jahrzehnte nicht eben zahlreich. Eine Ausnahme machen die Arbeiten von Klaus Vondung, der in den literarischen Äußerungen der Zeit des Ersten Weltkrieges ein Grundmuster apokalyptischen Denkens nachgewiesen hat, in dem er, in einer freilich ein wenig summarischen Korrelation, ein Symptom für den Niedergang des Bildungsbürgertums zu sehen geneigt ist<sup>1</sup>. Darüber hinaus ist auf die von Bernd Hüppauf veröffentlichten Essays zum Gegenstand zu verweisen, die in der Literatur des Ersten Weltkrieges die Anfänge der Moderne aufzuspüren suchen<sup>2</sup>. Modris Eksteins' eindrucksvolles Werk „Tanz über den Gräben“ geht gar so weit, unter Anwendung einer allerdings allzu impressionistischen Methode in Kunst und Literatur des Ersten Weltkrieges die Anfänge faschistischer Denkweisen zu entdecken<sup>3</sup>. Ansonsten erfreuen sich mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen großer Beliebtheit, beispielsweise Studien über die mentale Disposition der Soldaten in den Schützengräben, das Phänomen des Kriegstodes und die Rolle der Kriegerdenkmäler als Symbole kollektiver Erinnerung<sup>4</sup>. Aber auch diese lassen die Ebene der Kultur im engeren Sinne beiseite.

Die in diesem Bande veröffentlichten Studien gehen andere Wege. Sie beschäftigen sich, von unterschiedlichen Gesichtspunkten ausgehend, mit der Haltung der kulturellen Eliten zum Ersten Weltkrieg und zugleich mit der Frage, welche Rolle kulturelle Einstellungen in den politischen, namentlich den verfassungspolitischen Auseinandersetzungen während des Ersten Weltkrieges gespielt haben. Der Erste Weltkrieg bietet sich in besonderem Maße als Forschungsfeld für die Bestimmung der Rolle kul-

<sup>1</sup> Klaus Vondung, *Die Apokalypse in Deutschland* (München 1988); *ders.*, *Kriegererlebnis: Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen* (Göttingen 1980).

<sup>2</sup> Bernd Hüppauf (Hrsg.), *Ansichten vom Krieg: Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft* (Königstein/Ts. 1984).

<sup>3</sup> Modris Eksteins, *Tanz über den Gräben: Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg* (Reinbek b. Hamburg 1990) (dt. Ausgabe von: *The Rites of Spring*).

<sup>4</sup> Vgl. Gerbard Hirschfeld, Gerd Krumeich (Hrsg.), „Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch...“. Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkrieges (Stuttgart 1993); George Massé, *Fallen Soldiers: Reshaping the Memory of the World Wars* (New York, Oxford 1991).

tureller Faktoren in historischen Prozessen an, zumal sein historischer Charakter als Epochenscheide, die die aristokratisch-bürgerliche Kultur des Vorkriegseuropas von der in unseren Tagen zu Ende gehenden Epoche der großen ideologischen Auseinandersetzungen und gesellschaftlichen Umschichtungen trennt, heute wieder deutlich hervorgetreten ist. Dabei kommen Vertreter unterschiedlicher Fachdisziplinen, der Sozialwissenschaften, der Geschichtswissenschaft, der Kunstgeschichte und der Literaturwissenschaft, zu Wort. Aus äußeren Gründen war es nicht möglich, andere Disziplinen, die für den Gegenstand von Bedeutung sind, insbesondere die Philosophie, die Theologie, die Medizin, die Geographie und die Rechtswissenschaft, ebenfalls zu berücksichtigen. Aber auch so ergibt sich ein facettenreiches und in vieler Hinsicht neues Bild der Haltung der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller zum Ersten Weltkrieg.

Insgesamt werden hier vier Bereiche näher untersucht, die Sozialwissenschaften, die Geschichtswissenschaft, die bildende Kunst und die Literatur. Außerdem wurde der Frage der Behandlung des Kriegs in den einschlägigen Literatur- und Kunstzeitschriften besonderes Augenmerk geschenkt; die Analyse einer der führenden literarischen Zeitschriften der Zeit des Ersten Weltkrieges, des „Literarischen Echos“, sowie der Kunstzeitschriften „Kunst und Künstler“ und „Die Kunst“ vermitteln ein differenzierteres Bild der Rezeption des Themas Krieg durch die Künstlerschaft, als bisher bekannt ist. Abschließend werden die Bemühungen des Jenenser Verlegers Eugen Diederichs vorgestellt, in den Lauensteiner Kulturtagungen die kulturellen Eliten unter dem Banner einer erneuerten deutschen Nationalkultur zusammenzuführen; ihr Scheitern war signifikant für die zunehmende Fragmentierung der deutschen kulturellen Szene unter den Bedingungen des Ersten Weltkrieges.

Eine flächendeckende Behandlung des Verhältnisses von Krieg und Kultur war in dem gegebenen Rahmen freilich nicht möglich; die nachstehend veröffentlichten Beiträge verstehen sich denn auch in erster Linie als wegweisende Studien, denen umfassendere Untersuchungen nachzufolgen haben werden. Die interdisziplinäre Ausrichtung des Bandes wird dabei, wie wir hoffen, hilfreich sein. Die internationale Dimension der hier behandelten Probleme konnte nur ansatzweise, vornehmlich im deutsch-französischen Vergleich, angesprochen werden. Viel spricht allerdings dafür, daß die Entwicklung in den anderen europäischen Mächten in ihren Grundzügen der Entwicklung im Deutschen Reich vergleichbar gewesen ist, wenn es auch dort nicht immer zu gleichermaßen extrem ausgeprägten Haltungen gekommen ist.

Dem Historischen Kolleg sei an dieser Stelle herzlich gedankt für die Möglichkeit, diese Tagung in den Räumen der Kaulbach-Villa in München durchzuführen. Besonderer Dank gilt darüber hinaus Frau Dr. Elisabeth Müller-Luckner für vielfache Ermutigung in der Phase der Vorbereitung der Konferenz und insbesondere für die umsichtige Betreuung der Drucklegung.

New York, im März 1994

*Wolfgang J. Mommsen*

## Verzeichnis der Tagungsteilnehmer

Prof. Dr. Thomas Anz, München  
Prof. Dr. Knut Borchardt, Icking  
Dr. Helmut Börsch-Supan, Berlin  
Ursula Brey Mayer, Berlin  
Dr. Christoph Cornelißen, Düsseldorf  
Prof. Dr. Werner Gephart, Bonn  
Prof. Dr. Günter Häntzschel, München  
Dr. Gerhard Hirschfeld, Stuttgart  
Prof. Dr. Gangolf Hübinger, Frankfurt/Oder  
Prof. Dr. Hans Joas, Berlin  
Dr. Eckart Koester, Berlin  
Prof. Dr. Gerd Krumeich, Freiburg/Br.  
Priv. Doz. Dr. Friedrich Lenger, Tübingen  
Prof. Dr. Christian Lenz, München  
Dr. Stefan Meineke, Freiburg/Br.  
Prof. Dr. Wolfgang J. Mommsen, Düsseldorf  
(Stipendiat des Historischen Kollegs 1992/93)  
Dr. Elisabeth Müller-Luckner (Historisches Kolleg)  
Prof. Peter Paret, Princeton, New Jersey  
Dr. Rainer Rother, Berlin  
Joes Segal, Berlin  
Prof. Dr. Dietrich Schubert, Heidelberg  
Prof. Dr. Ernst Schulin, Freiburg/Br.  
Dr. Andreas Schumann, München  
Prof. Dr. Jürgen von Ungern-Sternberg, Basel  
Prof. Dr. Patrick Watier, Straßburg

Wolfgang J. Mommsen

## Einleitung:

### Die deutschen kulturellen Eliten im Ersten Weltkrieg

In allen kriegführenden Ländern haben nationalistische Einstellungen während des Ersten Weltkrieges eine mehr oder minder weitgehende Verformung der kulturellen Werthaltungen und ästhetischen Ideale bewirkt. Umgekehrt haben kulturelle Faktoren vielfach indirekt auf die nationalen Tendenzen der Zeit verschärfend eingewirkt. Ein primär von den Bildungsschichten getragener kultureller Führungsanspruch, der auf die Ausweitung des Geltungsbereichs der eigenen Kultur gegebenenfalls auch mit kriegerischen Mitteln hinwirkte, war schon in den letzten Vorkriegsjahren in allen europäischen Großstaaten zu einer äußerst bedeutsamen Komponente nationalen Denkens geworden<sup>1</sup>. Das Argument, daß eine kraftvolle deutsche Weltpolitik, die das Risiko eines großen europäischen Krieges nicht scheuen dürfe, schon deshalb geführt werden müsse, weil die deutsche Kultur ansonsten in dem heraufziehenden Weltstaatsystem keine Überlebenschance mehr haben werde, war weit verbreitet und einflußreich und wurde auch von Gruppen der deutschen Gesellschaft geteilt, die ansonsten eher gemäßigte politische Auffassungen vertraten. Nur so erklärt sich der spektakuläre Publikumserfolg des vielzitierten Buches von Friedrich von Bernhardi „Deutschland und der nächste Krieg“ aus dem Jahre 1912. Nicht nur im Deutschen Reich sahen die Bildungseliten den Ersten Weltkrieg von Anbeginn als einen Krieg an, der über die künftige Gestaltung der europäischen Kultur entscheiden werde. In der Wahrnehmung der Zeitgenossen war der Erste Weltkrieg auch, und zuweilen vornehmlich, ein Krieg der Kulturen<sup>2</sup>. Die breite Unterstützung der Kriegführung durch die Bildungsschichten, wie sie sich nahezu unterschiedslos in allen europäischen Mächten findet, speiste sich gutenteils aus solchen Quellen.

In allen am Kriege beteiligten Staaten setzten nach Kriegsausbruch intensive Bemühungen ein, die Kriegführung des eigenen Landes durch den Rückgriff auf kulturelle Werte und kulturelle Traditionen zu rechtfertigen. Im Deutschen Reich wurde das Fehlen einer angemessenen kulturellen Legitimation der deutschen Kriegsanstrengungen, die nicht bloß die Deutschen selbst überzeuge, sondern die auch die

<sup>1</sup> Vgl. Wolfgang J. Mommsen, Der Topos vom unvermeidlichen Krieg: Außenpolitik und öffentliche Meinung im Deutschen Reich im letzten Jahrzehnt vor 1914, in: *ders.*, Der autoritäre Nationalstaat, Verfassung, Gesellschaft und Kultur im deutschen Kaiserreich (Frankfurt 1990) 380 ff., hier 383 ff.

<sup>2</sup> Vgl. dazu Wolfgang J. Mommsen, Bürgerliche Kultur und künstlerische Avantgarde. Kultur und Politik im deutschen Kaiserreich (Berlin 1994) 117 ff.

übrigen europäischen Völker anspruch, als besonders dringlich empfunden. Im Umkreis des Reichskanzlers Theobald von Bethmann Hollweg wurde dies gelegentlich offen angesprochen, mit gleichzeitigem Bedauern über das unzulängliche Bildungsniveau eines großen Teils der politischen und militärischen Führungsschichten<sup>3</sup>.

Die deutsche Akademikerschaft sah sich nach Kriegsausbruch in besonderem Maße dazu aufgerufen, das hier bestehende geistig-moralische Defizit wettzumachen. Sie betrachtete es als ihre nationale Pflicht, der Kritik der Alliierten, namentlich der britischen Seite, an der Unrechtmäßigkeit der deutschen Kriegspolitik entgegenzutreten, die angeblich oder wirklich von nacktem Machtstreben geleitet werde und jeder moralischen Legitimierung entbehre. So wurde in der Folge ein großes Arsenal von historischen, philosophischen, völkerrechtlichen und kulturellen Argumenten bemüht, um die deutsche Kriegführung zu rechtfertigen und den Krieg als Kampf um die Behauptung der besonderen Eigenart der deutschen Kultur gegenüber der westlichen „Zivilisation“ zu interpretieren. Dabei standen Rückgriffe auf die Traditionen des deutschen Idealismus und der Romantik im Vordergrund. Zugleich suchten sie das halbkonstitutionelle System des Deutschen Reiches mit seinen starken bürokratischen und obrigkeitlichen Zügen als jenem der westlichen parlamentarisch regierten Staaten überlegen zu erweisen<sup>4</sup>. Nahezu von Anbeginn an lief die Argumentation der Historiker und Philosophen, aber auch der Juristen und Sozialwissenschaftler, und in einem weiter gefaßten Sinne der Schriftsteller, auf die These hinaus, daß zwischen der „deutschen Kultur“ und der westeuropäischen „Zivilisation“ grundsätzliche Unterschiede bestünden und daß es in diesem Kriege darum gehe, das Eigenrecht der ersteren zu verteidigen, nicht allein im Interesse der deutschen Nation, sondern aller europäischen Nationen. Hier fand man Innerlichkeit, echten Individualismus, der zugleich zu Unterordnung unter die Gesamtheit bereit sei, dort Konvention und äußerliche Lebensformen sowie einen, wie man meinte, zu krassem Egoismus degenerierten Individualismus, der ungeachtet aller Bekenntnisse zum Gegenteil auf die selbstsüchtige Durchsetzung eigener partieller materialistischer Ansprüche in der Gesellschaft hinauslaufe.

Das Auseinandertreten deutscher bzw. mitteleuropäischer Kulturideale einerseits, westeuropäischer Kulturideale andererseits zeichnete sich bereits in den Vorkriegsjahren ab; es erfuhr aber durch die Auseinandersetzung zwischen der englischen und französischen Akademikerschaft mit der deutschen Akademikerschaft, die unmittelbar nach Kriegsbeginn einsetzte und auf beiden Seiten mit großer Leidenschaft, aber geringem Augenmaß geführt wurde, eine erhebliche Verschärfung<sup>5</sup>. Im Vordergrund stand dabei die Frage der Methoden der deutschen Kriegführung in Belgien und Nordfrankreich. Die öffentlichen Proteste von angesehenen Repräsentanten der britischen und der französischen Wissenschaft gegen die Gewaltakte, zu welchen die deutschen Truppen insbesondere in der alten belgischen Universitätsstadt Löwen als Ge-

<sup>3</sup> Vgl. die Tagebucheintragungen Kurt Riezlers vom 17. 2. 1915, 4. 9. 1915 und 26. 11. 1915, in: *Kurt Riezler, Tagebücher. Aufsätze, Dokumente*, hrsg. v. *Karl-Dietrich Erdmann* (Göttingen 1972) 247, 254, 315.

<sup>4</sup> Vgl. *Wolfgang J. Mommsen*, *Der Geist von 1914: Das Programm eines politischen Sonderweges der Deutschen*, in: *ders.*, *Der autoritäre Nationalstaat* (wie Anm. 1), 407 ff.

<sup>5</sup> Vgl. *Hermann Kellermann*, *Der Krieg der Geister 1914* (Weimar 1915) 5f.

genmaßnahme gegen angebliche Sabotageakte belgischer Franktireure zu greifen sich veranlaßt gesehen hatten, liefen freilich ins Leere. Die Forderung, daß sich die Repräsentanten von Kultur und Wissenschaft im Deutschen Reich öffentlich vom preußischen Militarismus und dem deutschen Imperialismus lossagen sollten, bewirkte das genaue Gegenteil, nämlich die uneingeschränkte Identifikation der Spitzen des deutschen Geisteslebens mit der deutschen Kriegführung und der Politik der Reichsleitung. In dem sog. „Aufruf der Dreiundneunzig“ vom Oktober 1914 sprach sich eine repräsentative Gruppe von Wissenschaftlern, Künstlern und Schriftstellern in aller Form für die deutsche Kriegspolitik aus, ohne sich der Mühe zu unterziehen, die amtlichen Erklärungen der deutschen Regierung auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu überprüfen<sup>6</sup>. Zahlreiche öffentliche Erklärungen deutscher Hochschullehrer folgten; selbst Friedrich Meinecke identifizierte sich explizit mit „unserem Militarismus“, der einen unverzichtbaren Schutzwall für die deutschbestimmte Kultur Mitteleuropas darstelle.

Diese Tendenzen kulminierten in den sog. „Ideen von 1914“, mit denen die Aufbruchstimmung des August 1914 auf Dauer gestellt und ein deutsches Alternativprogramm zur westlichen Idee einer demokratisch verfaßten Gesellschaft entwickelt werden sollte<sup>7</sup>. Die „Ideen von 1914“ wurden als Neuauflage der „Ideen von 1870“ ausgegeben und gleichzeitig den „Ideen von 1789“ diametral gegenübergestellt. Hier war ein unkritischer, wenig reflektierter Nationalismus am Werke. Die große Mehrheit der deutschen Akademikerschaft identifizierte sich solchermaßen blindlings mit dem politischen System des Deutschen Reiches und suchte diesem eine kulturelle Legitimation zu verleihen. Am Ende stand die Ideologie einer besonderen „deutschen Freiheit“, die dem westlichen Parlamentarismus angeblich turmhoch überlegen und, kraft der Kombination von individueller Freiheit und straffer staatlicher Ordnung, weit eher imstande sei, die Probleme des 20. Jahrhunderts zu lösen als die westlichen parlamentarischen Regierungssysteme<sup>8</sup>.

Unter solchen Umständen stieß Romain Rollands Appell an die Intellektuellen, Schriftsteller und Künstler diesseits wie jenseits des Rheins, sich eine vom unmittelbaren Kriegsgeschehen und vom nationalistischen Tagesgeschrei unabhängige Gesinnung zu bewahren und über die Gräben hinweg für eine Verständigung zwischen den kriegführenden Nationen einzutreten, allseits auf taube Ohren. Im Gegenteil, seine Argumente „au dessus de la mêlée“ veranlaßten das Gros der deutschen, und übrigens

<sup>6</sup> Siehe *Klaus Böhme* (Hrsg.), *Aufrufe und Reden deutscher Professoren im Ersten Weltkrieg* (Stuttgart 1975) 47 ff. Zur Entstehung und zum Hintergrund des Aufrufs der Dreiundneunzig siehe *Bernbard vom Brocke*, *Wissenschaft und Militarismus. Der Aufruf der 93 „An die Kulturwelt!“* und der Zusammenbruch der internationalen Gelehrtenpolitik im Ersten Weltkrieg, in: *William L. Calder III* u. a. (Hrsg.), *Wilamowitz nach 50 Jahren* (Darmstadt 1985) 649 ff., dort 718 auch der vollständige Text des Aufrufs.

<sup>7</sup> Vgl. *Wolfgang J. Mommsen*, *Der Geist von 1914*, in: *ders.*, *Der autoritäre Nationalstaat* (wie Anm. 1), 407 ff.; ferner *Reinbard Rürup*, *Der „Geist von 1914“ in Deutschland. Kriegsbegeisterung und Ideologisierung des Krieges im Ersten Weltkrieg*, in: *Bernd Hüppauf* (Hrsg.), *Ansichten vom Krieg. Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft* (Königstein/Ts. 1984) 1 ff.

<sup>8</sup> Vgl. *Wolfgang J. Mommsen*, *Die „deutsche Idee der Freiheit“*. Die deutsche Historikerschaft und das Modell des monarchischen Konstitutionalismus, in: *Staatswissenschaften und Staatspraxis* 3 (1992) 43 ff.

auch der französischen, Intellektuellen, sich nur noch stärker mit den Kriegsanstrengungen der eigenen Nation zu identifizieren. Der Krieg wurde noch stärker zu einem Krieg für die Verteidigung der deutschen Kultur gegen die westliche Zivilisation hochstilisiert, als dies ohnehin schon der Fall war, wie sich dies am Beispiel von Thomas Mann zeigen läßt, dessen Einstellung zum Kriege Eckart Koester in diesem Bande einer eingehenden Würdigung unterzieht<sup>9</sup>. Es kamen jedoch genuin philosophische und ästhetische Motive hinzu, die die große Mehrheit der Wissenschaftler, Künstler und Schriftsteller dazu bestimmte, sich zumindest in der Anfangsphase des Krieges vorbehalten mit dem jeweils eigenen kriegführenden Staate zu identifizieren und die Kriegsanstrengungen mit ästhetischen, literarischen oder wissenschaftlichen Mitteln zu legitimieren, ja bisweilen gar idealistisch zu verklären.

Die Rolle der Akademikerschaft im Ersten Weltkrieg, speziell jene der Historiker, ist vergleichsweise gut untersucht, allerdings ganz überwiegend nur mit Blick auf die politischen Aspekte ihrer Haltung<sup>10</sup>. Nicht ganz im gleichen Maße gilt dies für die Philosophen und die Theologen, die in diesem Bande nicht näher behandelt werden können; in letzterem Fall verfügen wir allerdings über eine Vielzahl von Untersuchungen, die mit großer Eindeutigkeit zeigen, daß bei ihnen das Argument, der Krieg sei ein von Gott verhängtes Gottesgericht, das den Deutschen als Buße für ihre Abwendung von seiner Botschaft auferlegt sei, in mannigfaltigen Formen variiert immer wiederkehrt<sup>11</sup>. Weniger eindeutig ist die Lage bei den Sozialwissenschaftlern bzw. Soziologen, die freilich besonders interessant sind, weil hier Engagement mit theoretischer Reflexion einherging.

In einem umfassenden Überblick in diesem Bande zeigt Hans Joas, daß sich die Einstellungen der Soziologen zum Krieg nicht einfach auf nationale Vorurteile zurückführen lassen, sondern jeweils bestimmten Grundmustern gesellschaftlicher Orientierung zuzurechnen sind<sup>12</sup>. Unter den deutschen Sozialwissenschaftlern, die sich während des Ersten Weltkrieges zu Grundfragen des Tages geäußert haben, nimmt Georg Simmel eine herausragende Stellung ein. Er erfaßte die seismographischen Veränderungen im öffentlichen Bewußtsein bemerkenswert früh und wußte diese anschaulich zu formulieren, wie die Studie von Patrick Watier nachweist<sup>13</sup>. Georg Simmel teilte die vitalistische Grundstimmung, die das kulturelle Milieu schon vor 1914 erfaßt hatte und weithin Anlaß zur Bejahung des Krieges als eines Mittels zur

<sup>9</sup> Siehe unten, 249 ff.

<sup>10</sup> Vgl. *Klaus Schwabe*, Wissenschaft und Kriegsmoral. Die deutschen Hochschullehrer und die Grundfragen des ersten Weltkriegs (Göttingen 1969); *Hermann Lübke*, Politische Philosophie in Deutschland. Studien zu ihrer Geschichte (Stuttgart 1963).

<sup>11</sup> Vgl. *Karl Hammer*, Deutsche Kriegstheologie 1870–1918 (München 1974); *Wolfgang Huber*, *Johannes Schwertfeger* (Hrsg.), Kirche zwischen Krieg und Frieden. Studien zur Geschichte des Protestantismus (Stuttgart 1976); *Wilhelm Pressel*, Die Kriegspredigt 1914–1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands (Göttingen 1967); *Richard van Dülmen*, Der deutsche Katholizismus und der Erste Weltkrieg, in: *Francia* 2 (1974) 347–376; *Heinrich Missalla*, „Gott mit uns“. Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914–1918 (München 1968); *A. J. Hoover*, God, Germany and Britain in the Great War. A Study in Clerical Nationalism (New York 1989).

<sup>12</sup> Siehe unten, 17 ff.

<sup>13</sup> Siehe unten, 31 ff.

Erneuerung des vorgeblich in Materialismus und Routine erstarrten kulturellen Lebens gegeben hatte. Er erhoffte vom Ersten Weltkriege eine Revitalisierung der deutschen Kultur. Emile Durkheim, dessen Haltung zum Kriege Werner Gephart mit kundiger Hand nachzeichnet<sup>14</sup>, darf in dieser Beziehung als intellektueller Gegenpol gelten. Auch Durkheim bejahte den Krieg, aber in der Erwartung, daß dieser der preußisch-deutschen bürokratisch-mechanistischen Staatsauffassung ein Ende machen und einer neuen Gesellschaftsordnung die Bahn freimachen werde, in der die Befreiung des Individuums von den oppressiven Zwängen des Staates weitgehend realisiert werden könne. Im übrigen hielt er sich nicht frei von den tagespolitischen Strömungen, die es unabweisbar erscheinen ließen, die französischen Kriegsanstrengungen mit geistigen Waffen zu unterstützen; seine Kriegsschriften bringen demgemäß eine scharfe Verurteilung der deutschen geistigen Tradition seit Heinrich von Treitschke, eine intellektuelle Übung, die Durkheim, der von der deutschen Sozialwissenschaft nicht unerheblich beeinflußt war, in mancherlei Selbstwidersprüche verwickelte und ihn vom rechten Pfad nationaler empirischer Forschung um einiges abführte. Werner Sombarts Botschaft, wie er sie in seinem Buch „Händler und Helden“ entwickelte, war dieser Vision ganz und gar entgegengesetzt; er malte das Schreckensbild einer nach westeuropäischen Mustern nivellierten Massengesellschaft materialistisch-kapitalistischen Zuschnitts aus, die mit allen Mitteln abzuwehren die Deutschen in diesem Kriege berufen seien. In gewissem Sinne stellte dies eine Apotheose der traditionellen deutschen Gesellschaft dar, die es gegenüber dem westlichen Gesellschaftsmodell zu behaupten gelte. Während die deutsche Gesellschaft am Idealbild des Faustischen Menschen orientiert sei, der eben nicht von Gewinn und Genußsucht geleitet werde, sondern von großen, heldischen Idealen, sei die englische Gesellschaft von niedrigen Krämeridealen beherrscht. Friedrich Lenger gelingt es zu zeigen, daß Sombart im Grunde selbst nicht mehr daran glaubte, daß der Siegeszug der Industriegesellschaft auf die Dauer aufgehhalten werden könne; auch in Deutschland werde dies zu einer Umwertung der überkommenen gesellschaftlichen Werthaltungen führen müssen<sup>15</sup>. Umso schroffer fiel Sombarts Kritik an der englischen Gesellschaft aus, von der er ein bis zur Karikatur verzerrtes Bild zeichnete. Dieses fügte sich freilich gut in das Konzept der „deutschen Freiheit“ ein, wie es gleichzeitig die Historiker und Juristen im Gegendzug zur alliierten Kriegspropaganda entwickelten.

Das Verhalten der deutschen Historikerschaft im Ersten Weltkrieg wird hier am Beispiel von wenigen herausragenden Männern, dem berühmten Althistoriker Eduard Meyer, dem eher liberal eingestellten Neuhistoriker und Herausgeber der Historischen Zeitschrift Friedrich Meinecke, dem nationalkonservativen Historiker Hermann Oncken als Repräsentanten einer politischen Historiographie in der Nachfolge der klassischen nationalpolitischen Historiker des 19. Jahrhunderts sowie Georg von Below als Exponenten einer ausgeprägt konservativen Staatengeschichte, vorgestellt<sup>16</sup>.

<sup>14</sup> Siehe unten, 49 ff.

<sup>15</sup> Siehe unten, 65 ff.

<sup>16</sup> Siehe die Beiträge von *Jürgen von Ungern-Sternberg*, *Stefan Meinecke* und *Christoph Cornelißen* in diesem Band, 77 ff.

Das Spektrum ihrer Meinungen war breit, und auch die Schlußfolgerungen, die sie angesichts der zunehmend gespannten inneren Situation seit dem Sommer 1917 zogen, fielen höchst unterschiedlich aus. Aber im Kernpunkt, nämlich daß es in diesem Kriege um den Erhalt der deutschen Kultur und um die Verteidigung der halbkonstitutionellen Verfassung des Reiches gegenüber der westlichen Kritik gehe, waren sie sich bemerkenswert einig. Aber vielleicht sollte man dies nicht überbewerten. Gerd Krumeich zeigt an dem Beispiel des prominenten französischen Historikers Ernest Lavisse, wie sehr sich die Einstellungen der Historikerschaft diesseits und jenseits des Rheines glichen. Auch Ernest Lavisse sah den Krieg letzten Endes als einen Kulturkrieg an, der dem System des preußischen Autoritarismus den Todesstoß geben müsse<sup>17</sup>.

Die Haltung der bildenden Künste zu Kultur und Krieg 1914–1918 ist, soweit ich sehe, bisher zumeist aus der Retrospektive der Zwanziger Jahre behandelt worden, angeregt von dem Werk von bildenden Künstlern wie Otto Dix oder George Grosz und von Schriftstellern wie Erich Maria Remarque einerseits, Ernst Jünger andererseits. Jedoch ist hier eine Neubewertung angezeigt; in der überwiegenden Zahl der Fälle entspricht die hier zumeist vorliegende scharfe Kritik an Krieg und Gewalt, wie sie von diesen Künstlern und Schriftstellern in den Zwanziger Jahren vorgetragen wurde, nicht oder nur ansatzweise ihrer tatsächlichen Einstellung und ebenso ihrem künstlerischen Werk während des Ersten Weltkrieges. Diese war in hohem Maße bestimmt durch künstlerische Erfahrungen von großer Eindringlichkeit, die sich in der Extremsituation des Kriegsgeschehens ergaben. Hinzu trat die weit verbreitete Auffassung, daß der Krieg als „große, läuternde Katastrophe“ eine Erneuerung der Kunst bringen werde, wie Joes Segal in seinem Beitrag darlegt. Allerdings waren die Reaktionen auf den Krieg höchst unterschiedlich, wie Peter Paret in seiner meisterlichen Synopsis über deutsche Kunst und Künstler im Ersten Weltkrieg anschaulich vorführt<sup>18</sup>. Wie verschieden die Künstler mit den Erfahrungen des Krieges fertig wurden, zeigt Christian Lenz am Beispiel von Ernst Ludwig Kirchner, Ludwig Meidner und Max Beckmann. Meidner sah in dem Krieg eine apokalyptische Katastrophe. Kirchner distanzierte sich, nachdem er anfänglich von der Aufbruchstimmung des August 1914 mitgerissen worden war, radikal vom Krieg und Kriegsgeschehen, welche seine künstlerische Persönlichkeit zu zerstören drohten. Beckmann hingegen ließ sich voll auf den Krieg mit seiner „fürchterlichen Schönheit“ ein; seine Kriegsbilder und Kriegszeichnungen gehören zum Eindrucksvollsten, das wir aus dieser Zeit kennen. Er wurde in der Folge immer mehr zu einer religiösen Deutung des unvorstellbaren menschlichen Leidens getrieben, welches der Krieg mit sich brachte<sup>19</sup>. Otto Dix wurde zu einem unbestechlichen künstlerischen Chronisten des Ersten Weltkrieges in allen seinen Aspekten; in seinen Zeichnungen und Gemälden der Kriegsjahre wird, ohne daß dabei direkte Kritik am Krieg zum Ausdruck gebracht wird, die unerbittliche Sezierung

<sup>17</sup> Siehe unten, 143 ff.

<sup>18</sup> Siehe unten zu Joes Segal 165 ff. und in Peter Paret 155 ff.

<sup>19</sup> Siehe unten, 171 ff.

der Fürchterlichkeit des Krieges, wie wir sie aus seinem Spätwerk kennen, bereits vorweggenommen<sup>20</sup>.

Vor dem Kriege gibt es in den Kreisen der Gebildeten und der kulturellen Eliten eine breite Strömung der Kriegserwartung, die teils fatalistische Züge trug, vielfach aber durchaus positiv besetzt war. Nur in wenigen Fällen begegnen wir schon damals explizit pazifistischen Tendenzen. Im Gegenteil, Kunst und Literatur waren von einer vitalistischen Zeitströmung erfaßt, die im Krieg den Ansatzpunkt für eine kulturelle Erneuerung zu sehen vermeinte, teilweise auch unter dem Einfluß Nietzscheanischer Ideen<sup>21</sup>. Ernst Toller meinte im Herbst 1911, auf dem Höhepunkt der zweiten Marokkokrise, die Europa erstmals an den Rand eines großen europäischen Krieges herangeführt hatte: „Wir Jungen wünschen den Krieg herbei“, als Erlösung von einer Gesellschaft der kulturellen Beliebigkeit<sup>22</sup>. Analog schrieb Walter Alfred Heymel im November 1911 in der Zeitschrift „Der Sturm“: „Es fehlt uns vielen Dienst und Ziel und Zwang... wir sehnen uns, wir schreien nach dem Kriege.“<sup>23</sup> Auffassungen dieser Art sind, mit Variationen im einzelnen, damals weithin verbreitet gewesen. Auch Georg Heym und Robert Musil hießen damals den Ausbruch eines Krieges als Befreiung von tödlicher Langeweile und sterilem Materialismus willkommen.

Zwar ist die entschiedene Bejahung von Krieg und Gewalt, wie sie sich im italienischen Futurismus der Zeit finden läßt, im deutschen Kulturraum nicht in gleicher Schroffheit anzutreffen, aber dem Argument, daß ein Krieg die Chance eröffne, die sterile Ödheit des herrschenden Kulturlebens und seine Degeneration zu einer beliebigen Vielfalt individualistischer Gestaltungen zu überwinden, begegnen wir gleichwohl vielerorts. Bei Friedrich Gundolf, um nur ein Beispiel zu geben, lesen wir schon 1911: „Der allgemeine dulddende Frieden ist ein müdes greisenideal. Wo jugend, wandlung, schöpfung möglich und nötig ist, da ist krieg nötig [...]“<sup>24</sup>

Die Disposition zur Hinnahme des Krieges als eines möglicherweise positiven Durchbruchs zu einer neuen, besseren Weltordnung war verbreitet genug, um in den Kreisen der Intellektuellen und Künstler die Widerstände gegenüber einer Politik nachhaltig zu schwächen, die immer stärker auf einen europäischen Krieg hinsteuerte, ohne ihn deshalb schon konkret anzustreben. Es waren nur wenige, die sich diesem Trend aktiv entgegenstimmten. Hier muß vor allem Ludwig Meidner genannt werden, der in seinen Zeichnungen jener Jahre, die in vielen Variationen apokalyptische Katastrophen und die Herrschaft ungebremster Gewalt thematisierten, denen der Mensch hilflos ausgeliefert ist, die kommenden Ereignisse antizipierte, freilich ohne dies auf einen konkreten Krieg zu beziehen.

<sup>20</sup> Vgl. den Beitrag von *Dietrich Schubert*, Otto Dix zeichnet im Ersten Weltkrieg, unten, 179 ff.

<sup>21</sup> Vgl. *Thomas Anz*, unten, 235 ff.; ferner *Patrick Bridgewater*, German and English Poetry of the World War. A comparative view, in: *Sprachkunst. Beiträge zur Literaturwissenschaft* 18 (1987) 208 f.

<sup>22</sup> *Eine Jugend in Deutschland*, Gesammelte Werke, Bd. 4 (München 1978) 36.

<sup>23</sup> Eine Sehnsucht aus der Zeit, ursprünglich erschienen in: *Der Sturm* (2. Nov. 1911) 677. Abgedruckt in: *Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914–1918*, hrsg. v. *Thomas Anz, Joseph Vogl* (München 1982) 11.

<sup>24</sup> *Jahrbuch für die geistige Bewegung* 2 (1911) 25.

Die Aufbruchstimmung des August 1914 kam demnach keineswegs aus heiterem Himmel; sie war in der mentalen Einstellung großer Teile der Gebildeten, unter Einfluß der kulturtragenden Eliten im engeren Sinne, bereits angelegt. Die nationalistische Begeisterung, die bei Kriegsausbruch große Teile der deutschen Bevölkerung erfaßte, weit über die bürgerlichen Schichten als solche hinaus, ist als subjektive Erfahrung nationaler Solidarität für die damals dominante Generation der Intellektuellen und Künstler von großer Bedeutung gewesen. Selbst ein so skeptischer Denker wie Max Weber, der die deutsche Außenpolitik in schärfster Weise kritisierte, wurde, wie wir wissen, von der Stimmung des „4. August 1914“ mitgerissen: „Denn einerlei wie der Erfolg ist – dieser Krieg ist groß und wunderbar.“<sup>25</sup> Dahinter stand die Erwartung, daß im Zeichen des nationalen Aufbruchs des „4. August“ eine einheitliche Nationalkultur von großer Vitalität, die in den Vorkriegsjahren abhanden gekommen zu sein schien, wiedergefunden werden könne.

Für die Akademikerschaft kam als zusätzlicher Antrieb die Empfindung hinzu, daß ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit mit einem Male eine konkrete gesellschaftliche Funktion zugewachsen sei und sie zu ihrer eigenen Nationalkultur im Augenblick ihrer Herausforderung durch rivalisierende Kulturen einen wichtigen Beitrag zu leisten vermöge. Das Empfinden war weit verbreitet, daß der Krieg dem kulturellen Leben neue, bisher verschüttete Kräfte zugeführt habe<sup>26</sup>. Er ermögliche mit einem Schlage, so meinte man, die Überwindung der geistigen Stagnation und der intellektuellen Beliebigkeit eines bloß ästhetisierenden Individualismus (Simmel), wie er sich in den Vorkriegsjahren herausgebildet hatte. Dies wurde gesteigert zu der These, daß der Krieg in kultureller Hinsicht eine Reinigung des deutschen Kulturlebens bewirken werde, das im letzten Jahrzehnt vor 1914 weithin in einem schalen Materialismus und bloßer Gewinnsucht verkommen sei.

Überdies bot sich jetzt, so schien es wenigstens, die Chance, die Zersplitterung der deutschen Nationalkultur zu überwinden und die scharfen Richtungskämpfe hinter sich zu lassen, die das kulturelle Leben im letzten Vorkriegsjahrzehnt geprägt hatten. Ebenso wurde erhofft, daß nun das Übermaß fremder Einflüsse auf das deutsche künstlerische und literarische Leben, welches so vielfach bedauert worden war, wieder eingedämmt werden könne. Lovis Corinth beispielsweise begeisterte sich für eine deutschbestimmte bildende Kunst und vertrat die Ansicht, daß die deutsche Kunst heute an der Spitze der Kunstentwicklung der Welt stehe. Gerhart Hauptmann und die Sezessionisten, die bislang immer noch Anfeindungen von seiten der amtlichen Kulturpolitik und der höfischen Kreise in der Umgebung Wilhelms II. ausgesetzt gewesen waren, sahen sich nun uneingeschränkt in die nationale Gemeinschaft aufgenommen. Die Künstlerzeitschriften und die in diesen schreibenden Kunstpäpste, allen voran Karl Scheffler in der Zeitschrift „Kunst und Künstler“, plädierten sogleich dafür, daß sich die Künstlerschaft nun auf einer gemeinsamen nationalen Linie zusammenfinden müsse, um der Kunst des Auslandes wirkungsvoll Paroli zu bieten.

<sup>25</sup> Zit. bei Wolfgang J. Mommsen, Max Weber und die deutsche Politik (Tübingen 1974) 206.

<sup>26</sup> Vgl. auch den Beitrag von Joes Segal in diesem Bande, unten 165 ff.

Aber nicht nur diese Motive bestimmten die große Mehrheit der bildenden Künstler, gegenüber dem Krieg anfänglich eher eine positive Haltung einzunehmen. Der Krieg wurde wahrgenommen als ein zwar schreckliches, aber in gewissem Sinne gleichwohl großartiges Geschehen, das eine außerordentliche Erweiterung des Horizonts der künstlerischen Erfahrung bot. Das Erlebnis des Verhaltens von Menschen in extremen Grenzsituationen wie jenen des Krieges eröffnete dem bildenden Künstler neue Dimensionen künstlerischer Kreativität. Nur so ist das Wort Max Beckmanns zu verstehen, der den Ersten Weltkrieg mit charakteristischer Ambivalenz eine „großartige Katastrophe“ genannt hat<sup>27</sup>. Die Frage, ob man den Krieg wegen seiner Grausamkeit und Brutalität nicht bekämpfen müsse, stellte sich für sie nicht; Krieg wurde als eine extreme Lebensform des Menschen angesehen und in gewisser Weise als ein Naturereignis empfunden, überdies von so außerordentlicher Qualität, daß man die Kriegsereignisse unbedingt aus erster Hand erleben müsse. Otto Dix beispielsweise meinte im Rückblick: „Der Krieg war eine scheußliche Sache, aber trotzdem etwas Gewaltiges. Das durfte ich auf keinen Fall versäumen. Man muß den Menschen in diesem entfesselten Zustand gesehen haben, um wirklich etwas über den Menschen zu wissen.“<sup>28</sup> Viele bildende Künstler meldeten sich demgemäß nach Kriegsausbruch freiwillig zum Militärdienst und manche, wie Max Beckmann oder Otto Dix, drängten ungeduldig, an die Front zu kommen. Beckmann schrieb noch 1917 in einem Briefe von der Front: „Diese Zeit paßt mir.“<sup>29</sup>

Freilich blieb die Ernüchterung nicht aus. Viele Künstler fanden schon die militärische Grundausbildung schwer erträglich, andere vermochten die Erlebnisse an der Front emotional nicht zu verkraften und erlitten zum Teil Nervenzusammenbrüche. Die große Mehrheit zog sich denn auch früher oder später vom Kriegsdienst zurück, so weit dies möglich war. Demgemäß wandten sich zahlreiche Künstler in der Folge von Themen ab, die direkt oder indirekt mit dem Krieg zu tun hatten, während andere nahezu verstummten. Aber insgesamt war die Reaktion der bildenden Künstler auf den Krieg zunächst überwiegend eher positiv; der Krieg war Teil des Naturgeschehens bzw. eines „Naturgesetzes“, wie Dix dies beispielsweise ausdrückte<sup>30</sup>. Es war nicht Sache des Künstlers, über das Für oder Wider des Krieges zu befinden. Selbst inmitten der fürchterlichsten Schlachten entdeckten sie Schönheit.

Im Lager der Literatur war die Lage nicht wesentlich anders; ausgesprochene Kriegsgegner fanden sich unter ihnen anfänglich ebenfalls so gut wie nicht. Nicht alle waren so enthusiastisch wie Richard Dehmel, der sich im Alter von 51 Jahren demonstrativ zum Kriegsdienst meldete. Aber an Unterstützung für den Krieg fehlte es anfangs auch hier nicht. Dabei spielte eine Rolle, daß viele Dichter und Schriftsteller, wie Andreas Schumann in seinem Beitrag zu diesem Bande darlegt, anfänglich den

<sup>27</sup> Brief vom 13. 8. 1914, in: *Max Beckmann, Briefe*. Bd. 1: 1899–1925, hrsg. v. Uwe M. Schneede (München 1993) 90.

<sup>28</sup> *Matthias Eberle, Der Weltkrieg und die Künstler der Weimarer Republik: Dix, Grosz, Beckmann, Schlemmer* (Stuttgart 1989) 31.

<sup>29</sup> *Beckmann, Briefe*, Bd. 1, 153.

<sup>30</sup> Vgl. auch *Otto Conzelmann, Der andere Dix. Sein Bild vom Menschen und vom Krieg* (Stuttgart 1983) 133, der unter Bezug auf diesen von der „Naturerscheinung Krieg“ spricht.

Krieg als Chance zum Ausbruch aus der Routine ihres bisherigen Lebensstils wahrnahmen<sup>31</sup>. Rainer Maria Rilkes „Fünf Gesänge“ vom September 1914, in denen der „Gott des Krieges“ willkommen geheißen wurde, oder Hugo von Hofmannsthal frühe positive literarische Äußerungen zum Kriege sind ebenso in diesem Lichte zu sehen wie Hermann Hesses Gedicht „An die Krieger“, in welchem er zwar eine gewisse Distanz zum Kriegsgeschehen wahrte, aber gleichzeitig sein Beiseitestehen zu rechtfertigen suchte. Rilke und Hofmannsthal zogen sich in der Folge ganz zurück, während Hermann Hesse von der Schweiz aus dämpfend auf die nationalistische Euphorie einzuwirken suchte. Es war vor allem Heinrich Mann, der mutig seinen Bruder Thomas herausforderte, von einer vorbehaltlosen Identifikation mit den deutschen Kriegsanstrengungen Abstand zu nehmen, und die deutschen Schriftsteller von einer allzu eifertigen Unterstützung dieses Krieges zurückzuhalten suchte. Dies blieb nahezu wirkungslos, ebenso wie die gleichzeitigen Appelle Romain Rollands.

Unter der Flut patriotischer Literatur und insbesondere von Gedichten patriotischen Inhalts, die nach Kriegsausbruch die literarischen Medien überschwemmten – man hat mit einigem Recht von einer „poetischen Mobilmachung“ gesprochen –, finden sich allerdings nur wenige Werke angesehener Autoren von literarischem Rang. Dennoch brachte die starke vitalistische Strömung im damaligen literarischen Denken eine bemerkenswerte Zahl von Werken hervor, die Kriegsthemen auf hohem Niveau behandelten, ohne deshalb schon in nationalistische Kriegsverherrlichung einzumünden, wie insbesondere die bemerkenswerte Lyrik des wenig später gefallenen jungen August Stramm. Andere wurden von der nationalistischen Aufbruchstimmung der ersten Kriegsmonate mitgerissen, wie beispielsweise Gerhart Hauptmann oder viele der Georgianer; allerdings weigerte sich Stefan George anders als seine Jünger, in den Chor nationalistischer Stimmen des Augenblicks einzustimmen. Er warnte eher kühl: „Am streit, wie ihr ihn fühlt nehm ich nicht teil.“<sup>32</sup>

Nur eine kleine Gruppe von Künstlern und Schriftstellern stemmte sich dem Kriegsgeschehen von Anbeginn aktiv entgegen. Die pazifistische Bewegung war desorientiert und zersplittert und sah keine Möglichkeit, den nationalistischen Strömungen in der öffentlichen Meinung frontal entgegenzutreten: Nicht offene Ablehnung des Krieges (was die Zensur ohnehin nicht toleriert haben würde), sondern allenfalls Verständigung zwischen den Völkern war die Marschroute, die nun eingeschlagen wurde. Nur am Rande war es möglich, mit literarischen oder ästhetischen Mitteln Kritik am Kriege zu üben, und auch dies nur in verhaltener Form, um die Zensur, so gut es ging, zu unterlaufen.

An erster Stelle ist hier Franz Pfempfert mit seiner Zeitschrift „Die Aktion“ zu nennen, die von Anfang an einen eindeutigen Antikriegskurs steuerte, soweit die politischen Verhältnisse dies zuließen. Hier veröffentlichte Ludwig Meidner zahlreiche seiner Kriegszeichnungen, die in der eindrucksvollen Schilderung der grausigen Realität des Kriegsgeschehens freilich eher eine fatalistische als einen aktiv kämpferische Alternativposition zum Kriege repräsentierten. Auch die „Weißen Blätter“, die damals

<sup>31</sup> Unten, 221 ff.

<sup>32</sup> Vgl. Mommsen, *Bürgerliche Kultur* (wie Anm. 2), 134.

wohl bedeutendste literarische Zeitschrift der modernistischen Richtung, waren ursprünglich weit davon entfernt, eine eindeutig pazifistische Linie zu steuern. Verständigung zwischen den Völkern, nicht Ablehnung des Krieges war hier die Devise. Obschon die „Weißen Blätter“ den Repräsentanten der pazifistischen Bewegung als Sprachrohr zur Verfügung standen, veröffentlichten sie gleichzeitig auch zahlreiche prinzipiell kriegsbejahende Beiträge, beispielsweise Abhandlungen von Werner Sombart und Max Scheler. Wegen des internationalen Ranges der „Weißen Blätter“ hielten sich die Zensurbehörden mit Eingriffen meist zurück, während sie in anderen Fällen Zeitschriften rücksichtslos unterdrückten, z. B. Wilhelm Herzogs „Forum“. Allzu direkte Kritik am Kriege zahlte sich nicht aus, auch rein ökonomisch nicht. Pazifismus kam beim Publikum nicht an; nicht nur „Die Aktion“, sondern auch die „Weißen Blätter“ hatten immer wieder mit großen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Allerdings machte die anfängliche Erwartung, daß der Krieg zu einer Revitalisierung der Kultur führen werde, bald großer Ernüchterung Platz. Günter Häntzschel zeigt in seinem Beitrag „Literatur und Krieg. Aspekte der Diskussion aus der Zeitschrift ‚Das literarische Echo‘“, wie rasch das anfänglich große Interesse an Kriegsthemen in der Literatur wieder zurückging und wie wenige literarische Beiträge von Rang daraus hervorgingen. Auch auf dem Gebiet der bildenden Kunst war der gleiche Prozeß zu beobachten. Wie Helmut Börsch-Supan in seinem Beitrag „Die Reaktion der Zeitschriften ‚Kunst und Künstler‘ und ‚Die Kunst‘ auf den Ersten Weltkrieg“ darlegt, verfloß auch hier bald das Interesse an kriegerischen Sujets<sup>33</sup>. Die Verherrlichung des Krieges und des Soldatentodes verloren bald ihre Attraktivität beim Publikum. Paul Cassirer, der mit seiner Zeitschrift „Die Kriegszeit“ die Kriegsanstrengungen mit entsprechenden künstlerischen Beiträgen vor allem der Secessionisten zu unterstützen gesucht hatte, ersetzte diese im Frühjahr 1916 durch eine neue Zeitschrift „Der Bildermann“, die sich wesentlich kritischer mit dem Kriegsgeschehen auseinandersetzte. Von Kriegsbegeisterung war wieder mehr die Rede; nüchterne Analyse des Kriegsgeschehens und Trauer waren nun die dominanten Themen.

Seit dem Frühjahr 1916 setzte dann langsam ein Prozeß des Umdenkens über den Krieg und das Kriegsgeschehen ein. Die nationale Euphorie der Anfangsphase des Krieges war verblaßt und machte einer zunehmend realistischeren Einstellung gegenüber dem Kriegsgeschehen Platz. Je mehr die Öffentlichkeit, und mit ihr die Intellektuellen und die Künstler, die wahre Wirklichkeit des Krieges erkannten, desto weniger ließ sich die anfängliche Erwartung aufrechterhalten, daß der Krieg zu einer Erneuerung der Kultur führen werde. Statt dessen setzte sich in den kulturellen Eliten eine nüchterne Haltung zum Kriege durch, die man ein wenig holzschnittartig als heroischen Fatalismus bezeichnen könnte. Franz Marc, der bisher den Krieg als großartiges, naturhaftes Geschehen betrachtet und die Ansicht vertreten hatte, daß dieser zur „Reinigung“ der kranken europäischen Kultur geführt werde<sup>34</sup>, schrieb am 29. Februar 1916, nur wenige Monate vor seinem Tod vor Verdun: „Dieser tief beschä-

<sup>33</sup> Siehe die Beiträge von Günter Häntzschel und Helmut Börsch-Supan, unten, 209 ff. und 195 ff.

<sup>34</sup> Franz Marc, Das geheime Europa (Ende November 1914) in: *ders.*, Schriften, hrsg. v. Klaus Lankheit (Köln 1978) 165.

mende schmachvolle Krieg muß ja jetzt bald ein Ende nehmen<sup>35</sup>, um nur wenige Tage später zu bekennen: „Seit Tagen sehe ich nichts als das Entsetzlichste, was sich Menschengehirne ausmalen können.“<sup>36</sup> Die letzte Ausgabe der „Kriegszeit“ vom 20. Dezember 1916 veröffentlichte auf ihrer Titelseite eine Graphik von Ernst Barlach mit dem bezeichnenden Titel „Dona nobis pacem“. Max Beckmann und Otto Dix traten mit immer eindrucksvolleren Präsentationen des Kriegsgeschehens hervor. Daneben aber traten nunmehr in zunehmendem Maße Sujets, die Trauer und Mitleid zum Ausdruck brachten. Käthe Kollwitz begann an einem Denkmal für ihren Sohn zu arbeiten, das dem christlichen Typus der Pietà angelehnt war. Max Beckmann nahm die Thematik der „Auferstehung“ wieder auf; in die Entwürfe für das Gemälde „Die Auferstehung“ (Staatsgalerie Stuttgart), das der Künstler nach jahrelanger Arbeit 1918 unvollendet ließ, flossen zahlreiche seiner während seiner Lazarettätigkeit an der Westfront entstandenen Arbeiten ein. Aber direkte Kritik am Kriegsgeschehen war dies noch nicht. Der Krieg wurde weiterhin ganz überwiegend als ein unabwendbares, überindividuelles Geschehen betrachtet, dem man sich gar nicht entgegenstemmen könne und das ungeachtet aller Grausamkeit „seine eigene Schönheit“ (Beckmann) beziehungsweise einen tieferen idealen Sinn besitze. Nur George Grosz vermittelte in seinen Zeichnungen jener Jahre ein unverhüllt negatives Bild des militärischen Betriebes und des Krieges.

Mit dem Dadaismus setzte dann eine neue Entwicklung ein, die geprägt war von einer rigorosen Ablehnung nicht nur des Krieges, sondern auch der bürgerlichen Gesellschaft, die diesen, wie man meinte, zwangsläufig hervorgebracht habe. Allerdings waren direkte Thematisierungen des Kriegsgeschehens, wie Hugo Balls Ballade „Der Totentanz“ oder Hans Richters Zeichnungen „Im Felde der Ehre“ und „Kaiser Wilhelm II. als Befehlshaber des Todes“, eher die Ausnahme. Die Stoßrichtung des Dadaismus war radikaler, sie zielte auf die Gesellschaft als solche, die dergleichen „Menschenschlächtere“ allererst möglich gemacht habe, und damit auch gegen die herrschenden Kunstrichtungen. Hans Arp hat die Zielsetzungen des Dadaismus im Rückblick eindrucksvoll zum Ausdruck gebracht: „Wir suchten eine elementare Kunst, die den Menschen vom Wahnsinn der Zeit heile, und eine neue Ordnung, die das Gleichgewicht zwischen Himmel und Hölle herstellen sollte.“<sup>37</sup> Die unmittelbare Wirkung des Dadaismus auf die künstlerischen und die literarischen Kreise in Deutschland war allerdings zunächst begrenzt; aber schon bald wurde das Café Voltaire in Zürich zu einem Sammelpunkt der ästhetischen, literarischen und musikalischen Moderne. Die Ausstrahlungen des Dadaismus insbesondere auf die expressionistische Kunst bestränkte die kulturellen Eliten in ihrer kritischen Haltung gegenüber dem Kriege.

Seit dem Frühjahr 1917 wandte sich dann eine wachsende Zahl von Intellektuellen, Künstlern und Schriftstellern von ihrer bisherigen Identifikation mit dem Kriege bzw. ihrer passiv-fatalistischen Hinnahme desselben als eines unabwendbaren Geschehens ab, doch ohne unmittelbar in das Lager der aktiven Kriegsgegner überzuwechseln. Letztere blieben auch jetzt eine Minderheit. Die im Zeichen des „Geistes von 1914“

<sup>35</sup> Brief vom 29. 2. 1916, in: *Franz Marc*, Briefe aus dem Felde (Berlin 1940) 148.

<sup>36</sup> Brief vom 2. 3. 1916, in: ebd. 150.

<sup>37</sup> *Hans Richter*, Dada – Kunst und Antikunst (Köln 1964) 23.

mühsam aufrechterhaltene Gemeinsamkeit der kulturellen Eliten zerbrach nun vollends; es kam zu einer zunehmenden Polarisierung der Einstellungen zum Krieg unter den Künstlern, Schriftstellern und Intellektuellen. Ein deutliches Symptom dafür war das Scheitern der Bemühungen des Jenenser Verlegers Eugen Diederichs, die Träger des deutschen Kulturlebens noch einmal unter gemeinsamer nationaler Flagge zusammenzuführen, über die Gangolf Hübinger in diesem Bande berichtet<sup>38</sup>. Auf den Lauensteiner Kulturtagungen, zu denen Diederichs eine größere Zahl von Repräsentanten des deutschen Kulturlebens und der Wissenschaft geladen hatte – die erste dieser Tagungen fand im Mai 1917 auf der Burg Lauenstein in Thüringen statt – sollte die Grundlage für eine von allen Richtungen des deutschen kulturellen Lebens gemeinsam getragene kulturnationale Idee der „Deutschheit“ gelegt werden. Auf diese Weise hoffte Diederichs, nicht nur ein geistiges Widerlager zur Stärkung der deutschen Kriegsmoral zu schaffen, sondern auch der großen Vision des „August 1914“, der zufolge der Erste Weltkrieg zu einer tiefgehenden Erneuerung der deutschen Kultur führen werde, doch noch zum Durchbruch zu verhelfen. Selbst für den Fall, daß der Krieg verloren gehen sollte, wäre damit, wie er meinte, Unwiederbringliches für die deutsche Nation geleistet worden.

Daraus wurde jedoch nichts. Der Graben zwischen den Vertretern einer spezifisch deutschen Kulturidee, die sich einerseits den großen Traditionen des preußisch-deutschen Staatslebens vergewissern, andererseits im Zeichen der Volksgemeinschaft und des Staatssozialismus eine Öffnung gegenüber den breiten Massen der Bevölkerung vollziehen sollte, und den Befürwortern einer grundlegenden Reform der deutschen Staatsordnung im demokratischen Sinne war riesengroß und erwies sich als unüberbrückbar.

Mehr noch, die jüngere Generation sagte den Repräsentanten der älteren Generation schlicht die Gefolgschaft auf. Während der Lauensteiner Gespräche vom Oktober 1917 mußte Max Weber zu seiner Bestürzung feststellen, daß er mit seiner pragmatischen Einstellung, die mit der Ideologie einer besonderen deutschen Kulturidee nicht das Geringste gemein hatte, bei der jüngeren Generation weitgehend auf Unverständnis stieß. Seine Forderung, daß es, koste was es wolle, darauf ankomme, diesen Krieg durchzustehen, weil davon die Erhaltung der besonderen Lebensart nicht nur der Deutschen, sondern insbesondere der kleineren europäischen Völker abhängе, stieß nun auf Unverständnis. Es war Ernst Toller, der eine Beendigung des sinnlos gewordenen Krieges durch eine sozialistische Revolution für unvermeidlich erklärte. Toller war mit dieser Ansicht repräsentativ für eine ganze Generation jüngerer Schriftsteller und Künstler, die seit dem Herbst 1917, teilweise unter dem Eindruck der Oktoberrevolution, aber auch der nun einflußreichen pazifistischen Strömungen, schrittweise in das Lager eines anarchistischen Sozialismus überwechselten.

Andererseits hielt die große Mehrheit der Historiker und Sozialwissenschaftler weiterhin an der bisher propagierten Linie fest, daß dieser Krieg vornehmlich zur Verteidigung der deutschen Kultur mit ihren unverwechselbaren Eigenheiten geführt werde, auch wenn diese Argumentation zunehmend an Überzeugungskraft einbüßte.

<sup>38</sup> Siehe unten, 259 ff.

Eine gemäßigtere Richtung, zu der vor allem Ernst Troeltsch, Friedrich Meinecke und unter der jüngeren Generation Walter Goetz zählten, wandte sich nunmehr dagegen, auf dem angeblich unversöhnlichen Gegensatz zwischen der deutschen und der westlichen Kultur zu bestehen, und näherte sich behutsam liberalen Positionen<sup>39</sup>. Die Zahl jener, die, wie Max Weber, Walther Rathenau, Hugo Preuß und Friedrich Naumann, entschieden für den Übergang zum parlamentarischen System nach westlichem Muster plädierten, verbunden mit der endgültigen Verabschiedung von dem Modell einer „deutschen Freiheit“, war freilich weiterhin nicht eben groß.

Mit dem weiteren Fortgang des Krieges verschärfen sich die Richtungskämpfe unter den kulturellen Eliten im Deutschen Reich immer stärker. Im konservativen Lager kam es mit der zunehmenden Verschlechterung der Kriegslage eher zu einer Verhärtung der Positionen. Thomas Mann betrieb unbeirrt die Veröffentlichung seiner „Betrachtungen eines Unpolitischen“. Noch Mitte September 1918, als mit dem österreichisch-ungarischen Ersuchen um Verhandlungen über den Abschluß eines Separatfriedens die Niederlage der Mittelmächte unabwendbar geworden war, war Thomas Mann von der Besorgnis erfüllt, daß diese die Oktroyierung der westlichen egalitären Demokratie bringen werde und den Untergang der herkömmlichen deutschen Kultur bedeute, die sich mit den Namen Goethes, Luthers, Friedrichs des Großen und Bismarcks verbinde<sup>40</sup>. Richard Dehmel plädierte dafür, daß nun unter Aufbietung aller Kräfte der Nation ein letzter Versuch gemacht werden müsse, das Blatt noch einmal zum Guten zu wenden. Käthe Kollwitz trat ihm entgegen: „Genug, genug! [...] Saatkorn darf nicht vermahlen werden.“<sup>41</sup> Im gemäßigt-konservativen Lager hingegen vollzog sich eine behutsame Öffnung gegenüber der westlichen Tradition. Hermann Oncken, Friedrich Meinecke und selbst Otto Hintze traten nun für grundlegende Verfassungsreformen ein; Ernst Troeltschs Plädoyer, daß die Brücken zur westeuropäischen Kultur auch während des Krieges nicht abgebrochen werden dürften, begann nun bescheidene Früchte zu tragen.

Im Bereich der bildenden Kunst war die Entwicklung hingegen nicht eindeutig. Viele Künstler hatten schon seit längerem den Rückzug auf die Innerlichkeit des rein Künstlerischen vollzogen, unter Abwendung vom aktuellen Kriegsgeschehen und von den politischen Ereignissen. Oskar Kokoschka beispielsweise hatte, deutlich unter dem Einfluß der Dadaisten, erklärt: „Bitte mit dem Krieg aufzuhören, ich möchte arbeiten!“<sup>42</sup> Im Dresdener Milieu entstanden zahlreiche Zeichnungen, die die Absurdität des Krieges in eindrucksvoller Weise zum Ausdruck brachten. Jedoch wurden weder die Sezessionisten noch Dix, Beckmann oder Kokoschka offen zu Kriegsgegnern, obschon sie das kriegerische Geschehen in immer düsteren Farben gestalteten. Nicht Widerstand gegen den Krieg und Beendigung der fürchterlichen „Menschen-

<sup>39</sup> Vgl. *Friedrich Meinecke*, Das alte und das neue Deutschland, in: *ders.*, Politische Schriften und Reden. Werke, Bd. 2, hrsg. v. *Georg Kotowski* (Darmstadt 21966) 264–273.

<sup>40</sup> *Thomas Mann*, Tagebücher 1918–1921, hrsg. v. *Peter de Mendelssohn* (Frankfurt 21979) 7.

<sup>41</sup> Vgl. *Mommsen*, Bürgerliche Kultur (wie Anm. 2), 173.

<sup>42</sup> Abbildung bei *Diether Schmidt*, „Bitte mit dem Weltkrieg aufhören, ich möchte arbeiten!“ Oskar Kokoschka in Dresden 1916 bis 1923, in: *Pantheon* 44 (1986) 127 (Sammlung Willy Hahn, Tutzing).

schlächtereien“ durch politische Aktion, sondern fatalistische Hinnahme, immer stärker gemischt mit Trauer, war seit längerem zur dominanten Haltung der bildenden Künstler geworden.

Unter den expressionistischen Schriftstellern, namentlich solchen, die für das Theater schrieben, kam es zu einer vergleichsweise eindeutigeren Option zugunsten des Sozialismus. Der neue expressionistische Stil, den sie in das moderne Theater einbrachten, erwies sich als großer Erfolg. Ihre politische Affiliation mit der extremen Linken in der zweiten Phase der Revolution von 1918/19 hingegen hatte am Ende katastrophale Folgen. Ernst Toller zum Beispiel wurde in die Münchner Räterepublik verstrickt. Andere Autoren, namentlich Gottfried Benn und Bert Brecht, waren vorsichtiger. In der Originalversion von Bertolt Brechts „Trommeln in der Nacht“ geht Kragler nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst zu seiner Verlobten Anna, wiewohl diese „nicht unbeschädigt“ aus dem Kriege herausgekommen ist, statt sich an revolutionären Kampfhandlungen in der Hauptstadt zu beteiligen!

Am Ende des Ersten Weltkrieges war die Zerklüftung innerhalb der kulturellen Eliten Deutschlands ausgeprägter denn je zuvor. Die anfängliche Hoffnung, daß der Erste Weltkrieg eine einheitlichere deutsche Kultur hervorbringen werde, hatte sich nicht bewahrheitet. Zwar waren die konventionellen Kunstrichtungen der wilhelminischen Epoche weitgehend in den Hintergrund gedrängt worden; die Literatur und die Kunst der Avantgarde waren nunmehr fest etabliert. Nach einer kurzen Periode relativer Zurückhaltung griff die Avantgarde das Thema des Krieges und seiner unmenschlichen Züge aufs Neue auf, nun in einer ausgeprägt kritischen Sichtweise. Andererseits hatten die Widerstände der traditionellen Bildungseliten gegenüber der westlichen „Zivilisation“, aber auch gegenüber der künstlerischen und literarischen Moderne im eigenen Lande nichts von ihrer Kraft verloren. Die schroffen Gegensätze innerhalb des deutschen kulturellen Lebens, die in den späteren Zwanziger und frühen Dreißiger Jahren weiter an Schärfe zunahmen, haben zu ihrem Teil dazu beigetragen, daß sich die demokratische Republik am Ende nicht behaupten konnte und die 1918/19 erkämpfte Freiheit wieder verspielt wurde.



# I. Die Sozialwissenschaften

*Hans Joas*

## Die Sozialwissenschaften und der Erste Weltkrieg: Eine vergleichende Analyse

„Eine spätere Zeit wird es kaum begreifen können, mit welcher Willenlosigkeit, um nicht zu sagen welcher Unterwürfigkeit sich alle Strömungen in der Tatsache des Krieges selbst verloren haben und in ihr zu neuem Leben wiederfinden zu können glaubten. Es gibt keine geistige und keine kulturelle Strömung in Deutschland und außerhalb desselben, welche nicht bereit gewesen wäre, dem Kriege als Ideologie zu dienen. Jede möchte den Krieg als Kraftquelle benutzen.“<sup>1</sup> Diese Sätze des Ökonomen und Soziologen Emil Lederer, 1915 verfaßt und veröffentlicht, treffen prophetisch die bis heute anhaltende Irritation über die Schriften der Intellektuellen während des Ersten Weltkriegs. Die Sozialwissenschaften machen hierbei keine Ausnahme. Es waren ja nicht einzelne Autoren oder Schulen oder Disziplinen oder Nationen allein, welche in einer Art Sündenfall vom rechten Weg wissenschaftlicher Objektivität abwichen und sich in den Dienst mehr oder minder offizieller Kriegspropaganda und Sinndeutung des Krieges stellten. Wären es einzelne Autoren gewesen, dann hätte es Sinn, nach bisher unbemerkten Kontinuitäten zu fragen oder in ihrer Biographie und Persönlichkeitsstruktur nach den Ursachen einer abrupten Wandlung zu forschen und dadurch zu erklären, warum beispielsweise aus Georg Simmel, dem sensiblen Ästheten, ein existentialistischer Sinndeuter und aus Josiah Royce, dem in Ehren gealterten Repräsentanten des deutschen Idealismus in den USA, ein wütender Pamphletist werden konnte. Wären es einzelne Denkschulen gewesen, dann läge es nahe, die innere Problematik dieser Schulen anhand der Kriegsschriften zu reflektieren. Aber Rationalisten und Irrationalisten, Idealisten und Anti-Idealisten, Neukantianer, Lebensphilosophen, Pragmatisten – sie finden sich alle unter den kriegsbegeisterten Intellektuellen, und selbst der Marxismus machte seine Vertreter nicht immun gegen Hoffnungen, die sich an den Krieg hefteten. Wären es einzelne Disziplinen gewesen, dann könnte sich der suchende Blick von Philosophie, Theologie oder Geschichte abwenden und bei den wirklichkeitsgesättigten Sozialwissenschaften oder den politikfernen Naturwissenschaften bessere Ergebnisse erhoffen. Doch wird auch hier schnell Enttäuschung eintreten. Die Sozialwissenschaften, die sich zu dieser Zeit in Europa im Unterschied zu Amerika noch kaum von den Geistes- und Staatswissenschaften diffe-

<sup>1</sup> *Emil Lederer*, Zur Soziologie des Weltkrieges (1915), in: *ders.*, Kapitalismus, Klassenstruktur und Probleme der Demokratie in Deutschland 1910–1940 (Göttingen 1979) 119–144, hier 137.

renziert hatten, bieten im ganzen kein anderes Bild als jene, und von Naturwissenschaftlern sind zahlreiche Äußerungen über den mangelhaften Stand ihrer Disziplin im Land der Feinde und Bekenntnisse, deren Resultate künftig nicht mehr zur Kenntnis zu nehmen, überliefert. Wären es nur deutsche Geistesgrößen gewesen, dann könnten wir die Irritation über das Verhalten der Intellektuellen mit einer These vom deutschen Sonderweg trauernd interpretieren. Doch findet sich die Deutung des Weltkriegs als eines Kultur- und Prinzipienkampfs auf allen beteiligten Seiten, und die Benennung der umkämpften Werte ist eben überall Sache der Intellektuellen gewesen. Wenn wir davon ausgehen, daß die Reaktion der zeitgenössischen Sozialwissenschaften auf den Ersten Weltkrieg in den Grundzügen bekannt ist, dann wäre das deprimierende Fazit des Forschungsstandes wohl, daß diese Fächer in allen Ländern sich in keiner Hinsicht von den allgemeinen intellektuellen Strömungen unterscheiden, nicht nur nicht mehr an „wirklichkeitswissenschaftlicher“ Erkenntnis boten, sondern noch nicht einmal den Willen zeigten, in dieser Richtung mehr zu bieten.

Mit einem solchen Fazit könnte freilich allenfalls der Historiker zufrieden sein und nicht der Sozialwissenschaftler. Während für den Historiker die Untersuchung weiterer Vertreter der Sozialwissenschaften zwar das Bild ergänzen, aber nicht prinzipiell verändern wird, muß der Sozialwissenschaftler zwei zusätzliche Fragen stellen. Er muß zum einen nach dem Verhältnis zwischen paradigmatischen Grundannahmen in sozialwissenschaftlichen Arbeiten und den Kriegsstellungnahmen fragen. Auch wenn nicht die Annahmen einzelner Schulen eine besondere Disposition zum Geist des Krieges aufwiesen, kann es doch schulen-übergreifende, disziplin-typische theoretische Voraussetzungen gegeben haben, die die Wahrnehmung des Krieges in besonderer Weise präformierten; zumindest ist es auch von aktuellem Interesse, das eventuelle Spannungsverhältnis zwischen paradigmatischen Grundannahmen und dem kolossalen Ereignis des Krieges sowie die Versuche zur Auflösung dieses Spannungsverhältnisses zu studieren. Zum anderen liegt auf den Sozialwissenschaften natürlich ein höherer explanatorischer Anspruch. Sie können der Frage nicht ausweichen, warum denn die Vertreter ihrer Fächer ebenso wie alle anderen handelten und sich äußerten.

Das hierin steckende Programm will ich hier in vier Schritten wenigstens ansatzweise abzarbeiten versuchen. Ich werde zunächst (1.) grob die Reaktionen der Klassiker der Soziologie auf den Ersten Weltkrieg typologisieren (und mich dabei auf eine Studie stützen, die ich zu diesem Gegenstand bereits veröffentlicht habe)<sup>2</sup>. Dann will ich (2.) die Sozialwissenschaften und die Philosophie in den USA gesondert untersuchen, weil dort das Spannungsverhältnis zwischen der Vorkriegsannahme einer immer friedlicher und demokratischer werdenden Welt und der Realität des Krieges besonders interessante Formen annahm. In einem weiteren Schritt (3.) will ich den Ursprüngen der These von einer revitalisierenden oder regenerativen Wirkung des Krieges für eine als krisenhaft empfundene Kultur und Gesellschaft ein wenig nachgehen und schließlich (4.) eine Erklärungshypothese für die auffallende Identität des Intellektuel-

<sup>2</sup> Hans Joas, Die Klassiker der Soziologie und der Erste Weltkrieg, in: *ders., Helmut Steiner* (Hrsg.), *Machtpolitischer Realismus und pazifistische Utopie. Krieg und Frieden in der Geschichte der Sozialwissenschaften* (Frankfurt a.M. 1989) 179–210. Im ersten Abschnitt des Aufsatzes lehne ich mich gelegentlich an Formulierungen dieser früheren Arbeit an.

lenverhaltens präsentieren, die ich einem der wenigen ernstzunehmenden zeitgenössischen Versuche zu einer „Soziologie des Weltkrieges“ entnehme.

## 1.

Die Zeit des Ersten Weltkriegs ist auch deshalb eine besonders wichtige Periode in der Geschichte der Soziologie, weil in ihr die Klassiker und eigentlichen Begründer des Faches vom Standpunkt ihres ausgereiften Lebenswerks aus zu den Zeiterignissen Stellung nehmen konnten. Es ist wohl heute allgemein Konsens, die oft als Gründer der Soziologie genannten Auguste Comte und Herbert Spencer mehr als akademische Außenseiter und Vorläufer aufzufassen und die eigentliche Institutionalisierung des Faches erst auf Autoren zurückzuführen, die zwischen 1890 und 1920 ihre wesentlichen Schriften vorlegten, an denen sich das Fach bis heute orientiert. Um Namen zu nennen, ist hier in Deutschland an Max Weber, Georg Simmel, Ferdinand Tönnies und auch Werner Sombart zu denken, in Frankreich vor allem an Émile Durkheim, in Italien an Vilfredo Pareto, in den USA an Charles Cooley, William Thomas, George Herbert Mead und auch Thorstein Veblen, in Rußland an Pitirim Sorokin. Komplizierter ist die Lage in England, wo es die Soziologie institutionell sehr schwer hatte. Meine folgenden Behauptungen beziehen sich meist auf diese Autoren sowie einige in die Diskussion direkt verbundene Philosophen wie Henri Bergson und John Dewey. Indem ich retrospektiv die für die Fachentwicklung folgenreich gewordenen Autoren heraushebe, weiche ich natürlich von der zeitgenössischen Reputationsverteilung ab und folge einer Leitlinie, die andere denkbare Vorgehensweisen zunächst ausschließt. Man könnte ja auch das Verhalten der Fachorganisationen oder aller Fachvertreter, auch der in Vergessenheit geratenen, untersuchen. Angemerkt sei lediglich, daß sich etwa die „Deutsche Gesellschaft für Soziologie“ in der Kriegszeit durchaus kriegspropagandistisch verstand und selbst nach dem Krieg vereinzelte Versuche zur selbstkritischen Besinnung in förmlichem Tumult untergingen<sup>3</sup>. Unter den in der Soziologie vergessenen Figuren wäre etwa an Johann Plenge zu erinnern. Das Wort von den „Ideen von 1914“ stammt ja von dem Münsteraner Soziologen, der es allerdings eher im Sinn einer durchrationalisierten Organisation der Gesellschaft meinte als mit dem Beigeschmack kultureller Revitalisierung, den es in der öffentlichen Verbreitung erhielt<sup>4</sup>. Von den zu Klassikern Gewordenen stellen insbesondere Sombart, Weber und Simmel drei klar unterscheidbare Typen der Reaktion auf den Krieg dar.

<sup>3</sup> Vgl. dazu *Sven Papcke*, Dienst am Sieg: Die Sozialwissenschaften im Ersten Weltkrieg, in: *Sven Papcke*, Vernunft und Chaos (Frankfurt a.M. 1985) 125–142; *Dirk Käsler*, Die frühe deutsche Soziologie 1909–1934 und ihre Entstehungsmilieus. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung (Opladen 1984).

<sup>4</sup> *Johann Plenge*, 1789 und 1914. Die symbolischen Jahre in der Geschichte des politischen Geistes (Berlin 1916). Zu Plenge vgl. *Axel Schildt*, Ein konservativer Prophet moderner nationaler Integration. Biographische Skizze des streitbaren Soziologen Johann Plenge (1874–1963), in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 35 (1987) 523–570.

Sombart<sup>5</sup> hatte kurz vor dem Krieg eine durchaus gehaltvolle Theorie über den Zusammenhang von Krieg und Kapitalismus vorgelegt, in der er in scharfem Kontrast zur materialistischen Geschichtsauffassung nicht Kriege aus dem Kapitalismus ableitete, sondern den Kapitalismus wesentlich auf die Dynamik der zwischenstaatlichen Konflikte vom 16. bis zum 18. Jahrhundert zurückführte. Trotz aller Einseitigkeiten und Übertreibungen Sombarts kann man diese Theorie als Vorgriff auf die heutigen Versuche lesen, vielleicht nicht den Krieg, wohl aber das Mißlingen einer Großreichbildung in Europa und die daraus entstehende Permanenz kriegerischer Verwicklungen zwischen einzelnen Staaten auf diesem Kontinent als wichtige Verursachungsdimension für staatliche Rationalisierungs- und kulturelle Disziplinierungsprozesse kenntlich zu machen. Auf der Basis seiner Theorie hätte Sombart den Krieg zum Anlaß einer Untersuchung der Kriegswirkungen machen oder sich der Frage nach den Kriegsursachen zuwenden können. Statt diese Möglichkeiten zu ergreifen, überspringt Sombart in seiner Kriegsschrift alle ökonomisch-politisch-sozialen Analyseebenen und deutet den Krieg als Glaubenskrieg, als tödlichen Kampf zwischen westeuropäischer Zivilisation und deutschem Wesen. Dabei stört nicht nur die Skrupellosigkeit, mit der Sombart – wohl wider sein eigenes besseres Wissen – England auf Utilitarismus und Kommerzialisismus reduziert und die deutschen Kulturtraditionen unter das Signum des Heldischen stellen zu können glaubt. Theoretisch bedenklich ist auch, daß Sombart nun kulturdeterministisch den Kapitalismus nur mehr als Emanation eines Händlergeistes auffaßt und diesen Händlergeist wiederum als Ausdruck einer Volksindividualität betrachtet. Die internationalen Beziehungen erscheinen dann als der Lebenskampf der nach Entfaltung strebenden Volksindividualitäten; in diesem Kampf gehöre der Sieg *dem* Volk, das den nivellierenden und kulturzerstörenden Geist des Kommerzialisismus am besten einzudämmen vermag. In Sombart haben wir also den Typus einer Reaktion auf den Krieg, bei dem ohne große wissenschaftliche Skrupel schlicht nationalistische Agitation betrieben wird.

Der Fall Max Webers<sup>6</sup> liegt ganz anders. Seine zahlreichen Stellungnahmen und Analysen stehen turmhoch über dem üblichen Niveau chauvinistischer Professorenpublizistik. Anfängliche Bekundungen seines Glaubens an eine deutsche Kulturmission wurden im Laufe des Krieges schwächer. Scharf weist er die „Ideen von 1914“ als Vorschubleistung für die weitere Stärkung der Bürokratisierungstendenzen zurück. Aber seine Ablehnung pseudogeschichtsphilosophischer und pseudometaphysischer Sinngebungen des Krieges hat ironischerweise ihren Grund darin, daß für ihn das ewige Ringen der Nationen unausweichlich ist und keiner höheren Weihe und Rechtfertigung bedarf. Als Beitrag zu einer Theorie einer friedlichen Weltordnung lassen sich Webers Kriegsschriften deshalb gewiß nicht auffassen. Aber auch eine soziologi-

<sup>5</sup> *Werner Sombart, Krieg und Kapitalismus* (München, Leipzig 1913); *ders., Händler und Helden. Patriotische Besinnungen* (München 1915). Ich akzeptiere die Kritik von Friedrich Lenger in seinem Beitrag in diesem Band („Werner Sombart als Propagandist eines deutschen Krieges“), daß ich in meinen früheren Arbeiten insofern fälschlich von einem Bruch bei Sombart sprach, als Sombart auch bereits in der Vorkriegszeit Schriften vorgelegt hatte, in denen Deutschland als Rettung vor dem Kommerzialisismus figurierte.

<sup>6</sup> *Max Weber, Gesammelte politische Schriften* (Tübingen <sup>4</sup>1980). Zu Weber vgl. *Wolfgang Mommsen, Max Weber und die deutsche Politik 1890–1920* (Tübingen <sup>2</sup>1974).

sche Analyse von Kriegsentstehung und Kriegswirkungen sucht man bei ihm vergebens. Ich möchte Webers Schriften als die direkt politisch gezielten Beiträge eines Intellektuellen bezeichnen, der Mitsprache in den außen- und innenpolitischen Strategiedebatten begehrt. Der verallgemeinerbare analytische Gewinn liegt hier in einer Schärfung der Aufmerksamkeit auf die innenpolitischen und gesellschaftlichen Konstitutionsbedingungen der Außenpolitik eines Staates.

Den dritten Typus sehe ich in Georg Simmel<sup>7</sup>. Dieser deutete den Krieg mit den Mitteln seiner aufsehenerregenden Kulturtheorie aus der Vorkriegszeit. Der Krieg erscheint ihm als der große Bruch – oder zumindest die große Chance eines Bruches – mit den tragischen Tendenzen der modernen Kultur. Die Person werde wieder bildsam, erfahre ekstatisch den sozialen Charakter der Individualität; Handlungen würden im Krieg wieder als zukunfts wirksam erlebbar und erlaubten die Wiedergewinnung echter Zeitlichkeit; die durch das Geld unüberschaubar gewordenen Zweck-Mittelketten würden in der soldatischen Erfahrung auf elementare Überlebenszwecke zurückgeführt. Im Laufe des Krieges wird Simmels anfänglich euphorischer Ton immer gedämpfter: Ganz ohne Wirkungen könne das Kriegserlebnis in den Personen doch nicht bleiben! Von einer Soziologie der Kriegsursachen kann demnach auch bei Simmel keine Rede sein. Die Soziologie der Kriegswirkungen ist auf die sozialpsychologischen Wirkungen begrenzt; doch auch was hierzu gesagt wird, drückt nicht empirische Befunde aus, sondern nur die Wunschträume eines an der Kulturkrise der Vorkriegszeit leidenden Intellektuellen.

Andere Gestalten der deutschen Soziologie lassen sich den drei genannten Reaktionstypen zuordnen<sup>8</sup>. So ähnelt Max Schelers frühe, d. h. vor seiner „zweiten Bekehrung“ zum Katholizismus verfaßte, Kriegspublizistik Simmels Deutung, geht aber in der Explizitheit der lebensphilosophischen Motive und der Intensität der Kriegsbejahung noch weit über sie hinaus. Leopold von Wiese ähnelt dem Typus Weber, insofern er zur Besonnenheit und einem als realistisch erachteten Expansionismus rät. Auch Ferdinand Tönnies, der sich um Mäßigung, die Eindämmung des männlich-kriegerischen Geistes und die Kalkulation der sozialpolitischen Wirkungen des Krieges kümmert, ist wohl hierzu zu rechnen. Sein England-Buch von 1917 balanciert zwischen dem Versuch zur sachgerechten Einschätzung und dem Bedürfnis, sich nicht aus der Front deutscher Englandkritiker ganz herausbrechen zu lassen.

Es ist hier nicht Gelegenheit, die einzelnen Fälle genau vorzuführen. Für die anderen europäischen Länder, so behaupte ich, gelten ähnliche Befunde mit allerdings einer wesentlichen Differenz. Bei keinem der genannten deutschen Soziologen, am ehesten noch bei Tönnies und natürlich in Kreisen der Sozialdemokratie, findet sich ein prinzipiell positives Verhältnis zur Tradition aufklärerischer Friedensutopien. Zieht man hier französische und amerikanische Autoren zum Vergleich heran, wird der Befund noch deutlicher. Wenn Henri Bergson mit lebensphilosophischen Mitteln den preußischen Militarismus attackiert, dann zielt er zugleich auf eine Tendenz des deut-

<sup>7</sup> *Georg Simmel*, *Der Krieg und die geistigen Entscheidungen* (München 1917).

<sup>8</sup> *Max Scheler*, *Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg* (Leipzig 1915); *Leopold von Wiese*, *Politische Briefe über den Weltkrieg. Zwölf Skizzen* (München, Leipzig 1914); *Ferdinand Tönnies*, *Der englische Staat und der deutsche Staat* (Berlin 1917).

schen Denkens, das Bedürfnis nach neuer Vitalität in einen ausschließenden Gegensatz zu Moral und Recht zu bringen, während es ihm gerade um die moralische Energie geht, die von ewigen Idealen ausströme. Durch den demonstrativen Abschied von universal gültigen Werten habe Deutschland sich selbst die eigene moralische Lebenskraft genommen. Ob dies nun zutrifft oder nicht – deutlich wird, daß in Bergsons Denken auch die Lebensphilosophie nicht abgekoppelt ist von universalistischen Geltungsansprüchen<sup>9</sup>. Émile Boutroux greift in einem an Sombart erinnernden Ton die deutsche Kultur als „une barbarie savante“ an, endet aber mit dem Appell, den Deutschen nicht in gleicher Münze zurückzuzahlen, sondern die Werte des Humanismus unversehrt zu lassen<sup>10</sup>. Noch viel deutlicher wird dieser Versuch, die normativen Ideale des aufklärerischen Friedensdiskurses im Taumel der nationalistischen Ideologien nicht untergehen zu lassen, bei Émile Durkheim<sup>11</sup>. Er kritisiert unnachsichtig ein zynisches Verhältnis zum Friedensideal, wie er es in der deutschen „Realpolitik“-Ideologie findet, und spricht Frankreich eine Mission für die aufklärerischen Ideale zu. Sein Sieg könne deshalb gerade ein Beitrag zum Ende des Militarismus sein. Es ist schwer zu beurteilen, in welchem Maße hier aufklärerische Ideen zum Instrument nationalistischer Kriegsideologiebildung wurden oder für wie realistisch Durkheim selbst diese Prognosen hielt. An seiner persönlichen Ehrlichkeit ist nicht zu zweifeln, aber für die Analyse des Kriegsgeschehens und der modernen Kriege überhaupt erwies sich seine evolutionistische Annahme einer fortschreitenden Umstellung vom permanenten Kriegszustand primitiver Gemeinwesen auf die permanente Gesetzgebung moderner Gesellschaften als wenig hilfreich.

## 2.

Für die amerikanischen Philosophen und Sozialwissenschaftler der Zeit stellte sich Durkheims Problem, welche Rolle der Krieg in der Evolution der Menschheit zu einer friedlichen Weltordnung spielen könne, noch schärfer. Die Suche nach einer prinzipiell anderen Außenpolitik, nach friedlichen Formen internationaler Konfliktregulierung und einer „neuen Weltordnung“ hat tiefe Wurzeln in der amerikanischen Geistesgeschichte seit der Gründung der Republik und beeinflusste stark das optimistische Zukunftsvertrauen der progressiv-liberalen Intellektuellen<sup>12</sup>. Der Kriegsausbruch 1914 stellte für diese einen Schock dar, den viele von ihnen mit einer verstärkten Betonung der Differenz zwischen Amerika und Europa zu verarbeiten versuchten<sup>13</sup>. Ein aufschlußreiches Zeugnis ist etwa der offene Brief, mit dem einer der einflußreichsten

<sup>9</sup> *Henri Bergson*, *La signification de la guerre* (Paris 1915).

<sup>10</sup> *Émile Boutroux*, *L'Allemagne et la guerre* (Paris 1915).

<sup>11</sup> *Émile Durkheim*, *L'Allemagne au-dessus de tout: La mentalité allemande et la guerre* (Paris 1915); *ders.*, *Qui a voulu la guerre? Les origines de la guerre d'après les documents diplomatiques* (Paris 1915).

<sup>12</sup> *Knud Krakau*, *American Foreign Relations: A National Style?*, in: *Diplomatic History* 8 (1984) 253–272.

<sup>13</sup> *Carol Gruber*, *Mars and Minerva. World War I and the Use of the Higher Learning in America* (Baton Rouge, Louisiana 1975).

Männer der amerikanischen Soziologie, Albion Small, im Oktober 1914 auf Georg Simmels an ihn gerichtete Klage reagierte, das Ausland schenke gegen Deutschland gerichteten Propagandalügen leichtfertig Glauben<sup>14</sup>. Small bemüht sich geradezu demonstrativ um ein abgewogenes Urteil und betont, daß der Krieg nicht einfach deutsche Schuld, sondern ein Resultat des in ganz Europa verbreiteten, lediglich in Deutschland aber systematisch propagierten und geradezu verkstümmlichen Militarismus sei. Amerika wolle erreichen, daß dieser Krieg der letzte bleibe und ihm ein System polizeibewehrter internationaler Gerichtshöfe folge. Generell ist in den ersten Kriegsjahren spürbar, wie stark eine beinahe sentimentale Verehrung für die deutsche Universität und die deutsche Wissenschaft in den ersten Generationen amerikanischer Sozialwissenschaftler vorhanden war. Die schon immer auffallende Distanz zur Staatszentriertheit der deutschen Universität und ihrer Organisation wurde nun aber stärker betont. Zunächst überwog allerdings ein Deutungsschema, nach dem der Krieg eine Art feudalen Relikts darstelle, Ausdruck europäischer Dekadenz und Senilität, von der Amerika sich freizuhalten gedenke. Im Verlaufe des durch seine Dauer alle Erwartungen übertreffenden Krieges und mit der Zuspitzung der Debatte über einen amerikanischen Kriegseintritt waren auch in Amerika immer schrillere Töne zu hören. Wüste Polemik gegen die „Goten“ und „Vandalen“, wilde Stereotypisierungen und geistesgeschichtliche Konstruktionen beherrschten auch hier immer mehr das Feld. Einer der Pioniere der quantitativen empirischen Sozialforschung, Franklin Giddings, publizierte mehrere Kampfschriften<sup>15</sup> gegen das „metaphysische Monstrum“ des preußisch-deutschen Staates – Sombart seitenverkehrt! Wortführer der Dämonisierung Deutschlands wurde der christliche Neohegelianer Josiah Royce, Freund von Peirce und Lehrer von Mead. Er hatte noch kurz vor dem Krieg eine Art hegelianischer geschichtsphilosophischer Gewißheit verkündet, daß die Menschheit zu einer einzigen großen Gemeinschaft zusammenwachse; zur Verhinderung von Kriegen schlug er ein System internationaler Versicherungen vor. Für ihn als den berühmten Repräsentanten der klassischen deutschen Philosophie in Amerika war der Krieg eine Bedrohung seiner persönlichen Glaubwürdigkeit in der amerikanischen Öffentlichkeit. Er scheint die verbreitete Frage nach einem Zusammenhang von deutscher Geistesgeschichte und deutscher Politik dadurch zum Schweigen gebracht haben zu wollen, daß er jedes Verständnis für die deutsche Politik verweigerte und sich in der Polemik gegen die deutschen „enemies of mankind“, den Kain der internationalen Gemeinschaft, geradezu überschlug<sup>16</sup>. So einfach ließen ihn seine Rivalen aber nicht davorkommen. Der Anti-Idealist George Santayana wies höhnisch auf die durch Polemik nur verdeckte theoretische Hilflosigkeit von Royce gegenüber dem Kriege hin<sup>17</sup>. Sein eigener Beitrag zur Kriegsdeutung bestand in einem 1916 veröffentlichten Buch „Egotism in

<sup>14</sup> *Albion Small*, *Germany and American Opinion*. Professor Albion Small to Professor Georg Simmel, in: *Sociological Review* 7 (1914) 106–111.

<sup>15</sup> *Franklin Giddings*, *The Responsible State: A Reexamination of Fundamental Political Doctrines in the Light of World War and the Menace of Anarchism* (Boston 1918).

<sup>16</sup> *Josiah Royce*, *The Hope for the Great Community* (New York 1916).

<sup>17</sup> *George Santayana*, *Character and Opinion in the United States: with Reminiscences of William James and Josiah Royce and Academic Life in America* (London 1920) 123–126.

German Philosophy“<sup>18</sup>. Schon im Vorwort bekennt er, daß ihm die deutsche Philosophie ein Leben lang verschlossen geblieben sei, er sie aber als unheimlich, zugleich hohl und aggressiv, empfunden habe. Mit dem Begriff „egotism“ will er die Übersteigerung der Subjektivität im Denken und der Willkür in der Moral kennzeichnen. Sein Buch zieht eine gerade Linie vom deutschen Protestantismus über Kant, Fichte, Hegel zu Max Stirner und Friedrich Nietzsche. Selbst Goethe wird in diese Linie eingeordnet, und da sein Werk hier Schwierigkeiten macht, wird sein Liebesleben herangezogen, in dem er angeblich die Widerstände der Frauen so mißachtete wie Deutschland Belgiens Neutralität. Die Ignoranz gegenüber den Brüchen und Widersprüchen in der deutschen Geistesgeschichte und gegenüber der Subjektivitätsphilosophie außerhalb Deutschlands – von Locke und Hume bis William James – machen es schwer glaubhaft, daß dieses Buch trotz einzelner Kritiken hauptsächlich begeisterte Zustimmung erntete. In einer förmlichen Verschwörungstheorie sah Santayana die Deutschen einen Zangenangriff auf die Menschheit ausführen, „one with the secular arm, and another by solemn asseverations and sophistries“<sup>19</sup>. Zu den besonneneren Stimmen gehörte der wohl wichtigste progressive Intellektuelle Amerikas in der ersten Jahrhunderthälfte, John Dewey. Er hatte selbst 1915 ein Buch über „Deutsche Philosophie und Politik“ vorgelegt und markierte in seiner Besprechung Santayanans den Unterschied ihrer Deutungen<sup>20</sup>. Für ihn war es nicht die Subjektkonzeption in der deutschen Philosophie selbst, sondern die leichte Akkommodation der deutschen Denker wie Kant an politische Verhältnisse, die der Selbstbestimmung des einzelnen keinen Raum ließen, was an der deutschen Geistesgeschichte bedenklich sei. Die deutsche Politik sei demnach nicht einfach eine Emanation des deutschen Geistes, obwohl auch Dewey nicht frei ist von einer irreführenden Homogenisierung. Dewey spricht vielmehr von der „tragedy of the German soul“; nur durch eine Demokratisierung Deutschlands könne der deutsche Geist zu seiner wirklichen Entfaltung kommen und damit dem Geistesleben der demokratischen Völker Neues hinzufügen.

Damit schlägt Dewey ein Thema an, das in der amerikanischen Debatte vom amerikanischen Kriegseintritt an dominant wurde: der Krieg als Kampf zwischen Demokratie und Autokratie. Die russische Februarrevolution beseitigte mit dem Zaren auch das ideologische Hindernis, die Sache der Alliierten für die Sache der Demokratie zu erklären. Präsident Wilson erklärte den amerikanischen Kriegseintritt zu einer Sache weder des nationalen Interesses noch der Paktverpflichtung, sondern der interesselosen Verteidigung der Prinzipien des Völkerrechts und der Demokratie. Diese Rechtfertigung wurde von Dewey, Mead und anderen noch überboten, indem sie den Kriegseintritt zur unerhörten innenpolitischen Reformchance erklärten. Besonders Dewey lieferte in zahlreichen Veröffentlichungen die klassische Legitimation des Kriegs als einer Nötigung zur Ausdehnung öffentlicher Kontrolle über die privaten Unternehmen und wissenschaftlich angeleiteter Planung überhaupt, hinter welche

<sup>18</sup> *George Santayana, Egotism in German Philosophy*, in: *George Santayana, Works*, Vol. VI (New York 1936) 149–249.

<sup>19</sup> *Santayana, Egotism in German Philosophy*, 127.

<sup>20</sup> *John Dewey, The Tragedy of the German Soul* (1916), in: *ders., Middle Works*, Vol. 10, Carbondale III. (1980); *ders., Deutsche Philosophie und Politik* (1915) (Meisenheim 1954).

nach dem Krieg gewiß nicht wieder zurückgegangen werden könne. Der Krieg schien damit die Verwirklichung der Reformabsichten der „Progressive Era“ möglich zu machen. Den spannenden Verlauf der allmählichen Revision dieser Erwartung in den Schriften Deweys und der progressiven Intelligenz nach dem Kriegseintritt kann ich hier nicht darstellen<sup>21</sup>. Eindeutig war für alle Beteiligten, wie illusionär diese Erwartungen, den Tiger reiten zu können, gewesen waren. Spaltungen zwischen Lehrern und Schülern, Verstummen und Rückzug aus der Politik, eine Zuspitzung der Frage nach dem Zusammenhang von Demokratie und Frieden waren Folgen dieser Enttäuschungsgeschichte. Allen diesen Formen gemeinsam ist die tiefe Desillusionierung hinsichtlich des Traums von einem automatischen und unaufhaltsamen Fortschritt, jenes „Narrenparadieses“ der Vorkriegszeit, wie Dewey formuliert. Insofern stellt der Krieg tatsächlich einen Epochenbruch in den Grundannahmen der amerikanischen Sozialwissenschaft dar.

Der wichtigste Versuch, aus dem Bruch mit evolutionistischen Annahmen konstruktive Konsequenzen zu ziehen, das relative Gewicht ökonomischer und politischer, militärtechnologischer und sozialpsychologischer Faktoren bei der Entstehung dieses Krieges abwägend zu beurteilen und nach den Bedingungen einer neuen Friedensordnung zu fragen, findet sich in den Kriegsschriften von Thorstein Veblen<sup>22</sup>. In Übereinstimmung mit der Tradition des Republikanismus erklärt er dynastische Traditionen unkontrollierter Außenpolitik zur hauptsächlichen Gefahr für den Frieden. Die Demokratisierung der autokratischen Staaten, insbesondere der Kriegsgegner, aber auch Japans, ist deshalb für ihn entscheidend. Ein Besatzungsregime in Deutschland und die Beschlagnahmung des junkerlichen Gutsbesitzes erscheinen ihm dafür als Mittel durchaus geeignet. Das dynastisch-autoritäre Interesse, verstärkt durch eine Wohlfahrtspolitik, verbünde sich in diesen Staaten mit einem aufgeputzten Patriotismus zu einer populären expansionistischen Außenpolitik. Veblen stilisiert aber die Alliierten und auch die USA nicht zu Mustern friedlich-demokratischer Gesellschaften. Er sieht sie durch eine mangelnde sozialstaatliche Einbindung des kapitalistischen Wirtschaftens von innen bedroht und fürchtet auch für sie die Förderung des Nationalismus aus Angst vor sozialen Gleichheitsforderungen. Mit dem Versuch, die Stärken des Deutschen Reiches und die Schwächen der eigenen Gesellschaft illusionslos in den Blick zu nehmen, setzte Veblen sich bei aller Loyalität und trotz seiner direkten Beratertätigkeit für Präsident Wilsons Komitee zur Vorbereitung eines Friedensschlusses prompt zwischen alle Stühle. Während die Propagandabehörde eines seiner Bücher besonders empfahl, verbot die Postzensur dieselbe Schrift als prodeutsch<sup>23</sup>.

Es handelt sich bei dieser Schrift um Veblens Deutschland-Buch „Imperial Germany and the Industrial Revolution“, in dem er die von Deutschland ausgehende Ge-

<sup>21</sup> Eine vorbildliche Darstellung gibt *Robert Westbrook*, *John Dewey and American Democracy* (Ithaca, N.Y. 1991) 195–227.

<sup>22</sup> *Thorstein Veblen*, *Imperial Germany and the Industrial Revolution* (1915) (New Brunswick, N.J. 1990); *ders.*, *The Nature of Peace and the Terms of its Perpetuation* (New York 1917). Weiter geklärt werden müsste natürlich auch das Verhältnis zwischen Kriegsschriften und wissenschaftlichem Werk bei Veblen.

<sup>23</sup> *Joseph Dorfman*, *Thorstein Veblen and his America* (New York 1961) 382.

fahr auf das Mißverhältnis zwischen ökonomisch-technischer Modernität und politisch-kultureller Rückständigkeit zurückführte. Alle Details dahingestellt – während seine philosophischer gesonnenen Kollegen eine Spezifik der deutschen *Geistesgeschichte* herauszuarbeiten versuchten und dabei die Geschichte der politischen Institutionen in Deutschland nur oberflächlich und meist grotesk verzerrend behandelten – zielte Veblen auf ein soziologisch angemesseneres Verständnis der deutschen Entwicklung. Was ihn dabei mit den Geistesgeschichtlern aber verbindet, ist die Isolierung Deutschlands zu einem abweichenden Sonderfall. Während zu Beginn des Krieges Amerika und Europa als unterschiedliche Stufen der Modernität einander gegenübergestellt wurden, setzt sich im Verlauf immer mehr die Betrachtungsweise durch, Deutschland als Irläufer der Modernisierung zu definieren. Mir ist ganz unklar, welche Interaktionen hier zwischen der deutschen Geburt der Sonderwegthese aus dem Umfeld des Historismus und diesen amerikanischen Varianten bestanden<sup>24</sup>. Direkte Bezugnahmen finden sich weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Aber ich möchte die These wagen, daß es einen eigenständigen Ursprung der Theorie vom deutschen Sonderweg in der sozialwissenschaftlichen Verarbeitung des Ersten Weltkriegs in Amerika gibt und daß diese Version für die spätere Modernisierungstheorie und Deutschlandforschung von ausschlaggebender Bedeutung war<sup>25</sup>. Der theoriestrategische Sinn der amerikanischen Theorie vom deutschen Sonderweg bestand dabei darin, am evolutionistischen Fortschrittsparadigma mit kleineren Korrekturen festhalten zu können. Wenn der Krieg auf den deutschen Sonderfall zurückzuführen war, dann kamen sonstige Annahmen über den zivilisatorischen Charakter der Modernisierung nicht ins Wanken. Es ist nur konsequent, daß in dieser Perspektive bei Veblen der Nationalismus nicht als Produkt der Moderne, sondern als Relikt aus barbarischen Zeiten erscheint. Zwar führte der Krieg zur Infragestellung des Evolutionismus in den amerikanischen Sozialwissenschaften, aber die Korrekturen blieben begrenzt.

### 3.

Ganz anders verhält es sich mit der Idee einer revitalisierenden Wirkung des Krieges. Diese darf nicht verwechselt werden mit altertümlichen Formen des Bellizismus oder mit der Akzeptanz des Krieges aus dem Geiste des machtpolitischen Realismus oder des Sozialdarwinismus. Vor allem Max Scheler hat den großen Abstand zwischen einer Idee von der Unvermeidlichkeit des Krieges und einer Idee des Krieges als des Auswegs aus der Kulturkrise in aller Schärfe kenntlich gemacht<sup>26</sup>. Auch hier kann es im Rückblick so scheinen, als sei diese existentielle Aufladung des Bellizismus eine deutsche Besonderheit. Aber dies ist selbst für die unmittelbaren Kriegsschriften nur annäherungsweise richtig. Bezieht man, ein wenig abstrakter werdend, die Grundidee von einer regenerativen Wirkung der Gewalt auch außerhalb des Krieges mit ein,

<sup>24</sup> Bernd Faulenbach, *Ideologie des deutschen Weges. Die deutsche Geschichte in der Historiographie zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus* (München 1980). Zur amerikanischen Debatte findet sich in dieser sorgfältigen Studie nichts.

<sup>25</sup> Z.B. Ralf Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland* (München 1965).

<sup>26</sup> Scheler, *Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg*, 9.

dann findet sich von Proudhon und Dostojewski angefangen über Sorels Vorstellung einer Selbstbewußtwerdung der Unterdrückten durch Gewalt bis zum amerikanischen Topos des Kampfes gegen Wildnis und Wilde in allen modernen Gesellschaften eine erstaunliche Verbreitung dieser Denkform. Der Krieg wurde entsprechend auch nicht nur von bejahenden Äußerungen dieser Art begleitet, sondern vereinzelt schon vorher herbeigewünscht. Aber diese Tatsache der internationalen Verbreitung verschärft ja nur das Erklärungsproblem. Wir müssen zu verstehen versuchen, warum die kulturelle Situation des „langen Friedens“ der Vorkriegszeit so erfahren werden konnte, daß Krieg und Gewalt überhaupt als Problemlösung erscheinen konnten. Es ist schon häufig beschrieben worden und braucht hier nicht wiederholt zu werden, aus welchen einzelnen Motiven sich die Diagnose einer kulturellen Malaise zusammensetzte und wie der Krieg hier als Ausweg eingesetzt wurde<sup>27</sup>. Die Diagnosen sind im einzelnen sehr unterschiedlich und teilweise widersprüchlich; fortschreitende Erstickung aller Individualität oder Freisetzung individueller Willkür – dies ist ja nicht identisch. Deshalb darf die Analyse nicht zu direkt Verknüpfungen herstellen zwischen je einzelnen Motiven der philosophisch-sozialwissenschaftlichen Kulturkritik und der sich auf den Krieg richtenden Hoffnung. Die Gemeinsamkeit ist nur eine negative. Allen Kulturkritikern der Zeit gemeinsam ist ein Sensorium dafür, daß die Modernisierung nicht am Leitfaden des rational handelnden Individuums, nicht am Leitfaden fortschreitender Rationalisierung zureichend verfolgt werden kann. Kaum einer glaubte aber an die Rückholbarkeit der Moderne. Deshalb stellte sich für alle die Frage nach einem alternativen Verständnis von Modernisierung. Man könnte schon aus der Vorkriegszeit Tönnies' keineswegs rückwärtsgewandte „Gemeinschafts“-Idee, Simmels Kunstschriften, Webers Charisma-Konzeption und Durkheims Religionstheorie als Versuche aufzählen, die Genese neuer Normen und Werte in nicht-instrumentellem Handeln und nicht-individualistischen Beziehungen zu denken. Nach dem Krieg entwickelte der amerikanische Pragmatismus eine Kunst- und Religionstheorie aus denselben Motiven heraus. Der Krieg konnte von all diesen Suchenden wie die Offenbarung der gesuchten Lösung erlebt werden. Plötzlich schien sich die Genese neuer Werte und Bindungen unter den Augen der Beteiligten abzuspielen, und deshalb wurde der Krieg mit den größten kulturellen Umbrüchen der europäischen Erinnerung wie der Reformation oder der Französischen Revolution gleichgesetzt. Innerhalb des Modernisierungsprozesses schien das Steuer grundlegend herumgeworfen worden zu sein. Der Weltkrieg war wohl auch tatsächlich ein fundamentaler Umbruch, aber in ganz anderem Sinn, als die Revitalisierungshoffnungen besagt hatten. Wer nicht die Entstehung des Faschismus der kulturellen Produktivität der Kriegszeit zurechnen will, wird wohl zu dem Schluß kommen, daß dem rauschhaften Jubel über den Anbruch einer „anderen Moderne“ bald nichts als Katerstimmung folgte. Die kulturkritische Sensibilität der deutschen Soziologie hatte sich nicht weniger blamiert als das evolutionistische Zukunftsvertrauen etwa der Amerikaner.

<sup>27</sup> *Modris Eksteins*, Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg (Reinbek 1990); *H. Stuart Hughes*, Consciousness and Society. The Reorientation of European Social Thought 1890–1930 (New York 1977); *Roland Stromberg*, Redemption by War. The Intellectuals and 1914 (Lawrence, Kansas 1982).

## 4.

Wirklichkeitsfern, unfähig zur Analyse der sozialen Wirklichkeit des Krieges und hemmungslos bereit, ihre wissenschaftliche Reputation für Kriegspropaganda und Feindbildkonstruktion einzusetzen – so erscheinen nach diesem Überblick weite Teile der internationalen Sozialwissenschaften. Doch es gab vereinzelte Ausnahmen. Aus dem Heidelberger Max-Weber-Kreis etwa entzogen sich 1914 durchaus einige Mitglieder der allgemeinen Kriegsbegeisterung. Während aber Georg Lukács und Ernst Bloch unter dem Einfluß von Weltkrieg und russischer Oktoberrevolution zum Marxismus konvertierten, setzte ein anderer, der der Held dieser Geschichte sein soll, Emil Lederer, seine Beobachtungen der Interessenkämpfe der Zeit auch während des Krieges fort und versuchte zu protokollieren, wie sich die kollektiven Akteure unter dem Einfluß des Krieges verhielten. Darüber hinaus aber wollte er mit den Zügen des Krieges zu Rande kommen, die alle, auch die Sozialwissenschaftler und die Militärexperten, überraschten. „Kühle Objektivität“ zu bewahren und „mitten im Kriege schon einen Standpunkt außerhalb desselben einzunehmen“, war sein Programm. Die Dominanz der Schuldfrage wischte er angesichts des riesenhaften Kausalnexus, der zum Kriege geführt habe, mit einem Satz beiseite. Ebenso reservierte er sich gegen all die vollmundigen Sinndeutungen des Krieges das Recht auf Sinnzweifel; ja er betrachtete es geradezu als Pflicht des Soziologen und Historikers, das Geschehen als möglicherweise „sinnlos“ und nicht ableitbar aus kulturellen oder ökonomisch-sozialen *Prinzipien* aufzufassen. Was beim Gros der sozialwissenschaftlichen Kriegsschriften fehlt, das versucht Lederer zu praktizieren: die Reflexion auf die Bedingungen der Möglichkeit der Spezifika des Krieges. Während von den meisten Autoren das Gemeinschaftserlebnis des Kriegsausbruchs und der Front nur aufgegriffen und verallgemeinert wird, versucht Lederer es auf die spezifischen Bedingungen eines Krieges unter Bedingungen der allgemeinen Wehrpflicht zurückzuführen. Er beschreibt zunächst die Spannung zwischen den Organisationsprinzipien des Heerwesens und der bürgerlichen Gesellschaft:

„Es erweist sich das Heerwesen als eine soziale Form neben der Gesellschaft, unabhängig von ihr, und zwar als eine universale soziale Form. Und es ähnelt mit der Mobilmachung der sozialen Form der Gemeinschaft, weil sie unter der Bedrohung der Existenz aller, unter Wachrufung jeder gesellschaftlichen Kraft zur nationalen Verteidigung angeordnet wird, und in diesem Fall also die Verbindung des nach sozialen Gruppen gegliederten Volkes in ein einheitliches Heer im Bewußtsein aller einzelnen nicht als Zwang des Staates, überhaupt nicht als Konsequenz staatlicher Aktion, sondern als übermächtiges Schicksal erscheint. Nicht als Ausdruck sozialer Solidarität, sondern gegenseitiger intensivster Abhängigkeit von einander schlägt die Gesellschaft in die Gemeinschaft um, verblassen alle vorher bestehenden, als fundamental empfundenen sozialen Gruppen vor der unendlichen Einheit des Volkes, das in grandioser Erhebung aufsteht, den heimatlichen Boden zu verteidigen. Wir dürfen nicht so blind sein, dieses einmütige Zusammenstehen auch außerhalb Deutschlands anders zu sehen als innerhalb der deutschen Grenzen. Es drückt sich darin nur eine für alle identische Lage aus. Die Gemeinschaft, in welcher die Völker Europas gegeben sind, ist nicht die der Tat, sondern die des Schicksals.“<sup>28</sup>

<sup>28</sup> Lederer, Zur Soziologie des Weltkrieges, 121 f.

Ähnlich wie hier das Gemeinschaftserlebnis reflektiert und die Ähnlichkeiten in den beteiligten Ländern mitbedacht werden, verfährt Lederer auch mit den Phänomenen der technologisch sich verselbständigenden Kriegsmaschinerie und dem scheinbaren Paradox eines nach innen gesellschaftsabhängiger werdenden, nach außen aber verstärkt als Machtstaat auftretenden Staates. Auch hier betont er die Gemeinsamkeiten zwischen den Kriegsparteien, die zunehmende Unabhängigkeit der Organisationsformen von den Kulturen der einzelnen Länder. Während sich die Mehrzahl der Sozialwissenschaftler an der Produktion nationalistischer Rechtfertigungsideologien beteiligte, beobachtet Lederer die strukturelle Homogenität der einander befehrenden Ideologien. Der moderne Nationalismus bringe nicht mehr die kulturelle Eigenart der Völker zur Geltung, sondern mache sie einander ähnlich. Gerade die Staatenkonkurrenz im militärischen Bereich nähere die Staaten einander an, und der Nationalismus werde zur bloßen Ideologie des Machtstaats:

„Wir haben also eine Wechselwirkung von unvergleichlicher Geschlossenheit: zuerst im Heerwesen, seiner Natur nach, steigern sich gegenseitig technische Entwicklung und zahlenmäßige Vermehrung der Heere. Und diese ganze Dynamik steht wieder in Wechselwirkung mit der Machtsteigerung des Staates. Und gerade diese innere Dynamik des Heerwesens ist es, welche die Staatsmacht besonders zu steigern vermag.“<sup>29</sup>

Dabei will Lederer diese Zusammenhänge durchaus als historisch-kontingent und nicht deterministisch verstanden wissen. Aus der Doppelung von abstraktem Machtstaat und Gemeinschaftserfahrung bezieht Lederer auch seine Erklärung für das Verhalten der Intellektuellen. Einerseits wirke der moderne Machtstaat so suggestiv auf die Geister, daß jenseits aller offiziellen Propaganda die geistigen Strömungen von selbst in der gewünschten Richtung trieben; andererseits sei die Vielzahl von Kriegs-ideologien in ein und demselben Land, „die vollständige Zerfahrenheit in der ideellen Beurteilung des Krieges“, ganz offensichtlich folgenlos für das Kriegsgeschehen. „Tatsächlich mißt sich in diesem Kriege nur die Organisationsstufe der einzelnen Staaten.“<sup>30</sup> Dieses verselbständigte Geschehen werde aber natürlich je subjektiv erlebt und interpretiert. Wer die Suspension der gesellschaftlichen Differenzierung in der vom Machtstaat induzierten Gemeinschaftserfahrung bejahe, verzichte damit auf „den Kampf für die Rechte des Individuums und der Gesellschaft gegenüber dem Staat“. Nach Lederers enorm staatszentrierter Analyse führt der Weg in eine andere Moderne nicht über die Euphorie des Kriegererlebnisses, sondern entweder über eine als utopisch bezeichnete Veränderung der Wirtschaftsgesinnung oder, realistischer, eine Verknüpfung der Staaten in Netzwerken auf mehreren Ebenen, eine, wie ich sagen möchte, post-Hobbessche Ordnung der Staaten. Dies bleibt wohl auch unsere Perspektive<sup>31</sup>.

<sup>29</sup> Ebd. 130. Mit meinen Formulierungen will ich nicht die Wahrheit von Lederers Thesen, wohl aber den Stil seiner Argumentation hervorheben.

<sup>30</sup> Ebd. 141.

<sup>31</sup> *Dieter Senghaas*, Friedensprojekt Europa (Frankfurt a.M. 1992); *Philippe Schmitter*, The European Community as an Emergent and Novel Form of Political Domination: Working Paper 1991/26 of the Instituto Juan March de Estudios y Investigaciones, Madrid.



*Patrick Watier*

## Georg Simmel et la guerre

Une question qui vient immédiatement à l'esprit, lorsqu'on lit certains textes produits pendant la première guerre mondiale par des sociologues, est celle des rapports entre leurs théories et leurs écrits du moment. Ces écrits sont-ils circonstanciels ou renvoient-ils d'une manière ou d'une autre, et alors laquelle, à des thèses plus générales contenues dans leurs ouvrages précédents? En d'autres termes, comment la sociologie est-elle utilisée pour appuyer le bien-fondé de positions nationales et partisanses?

Pour se persuader de l'utilisation de la sociologie, il n'est que de lire les premières lignes de l'opuscule „L'Allemagne au dessus de tout. La mentalité allemande et la guerre“, que Durkheim a publié en 1915 dans la collection des „Etudes et documents sur la guerre“, dont il était secrétaire du comité de publication. Durkheim propose une étude objective d'une certaine mentalité, étude qui se veut axiologiquement neutre, se prétend libre de toute passion et affirme qu'il est possible de voir les choses telles qu'elles sont sans que la position de belligérant n'y intervienne un tant soit peu. C'est donc à une analyse d'un ensemble d'idées et de sentiments que se livrera Durkheim pour expliquer comment la mentalité allemande a un caractère morbide et donc pathologique. Le lecteur est habitué à trouver ces termes sous la plume de Durkheim lorsqu'il envisage des phénomènes sociaux anomiques. On voit bien ici le transfert d'outils et d'instruments forgés dans un but de connaissance sociologique, et comment l'étude des représentations collectives, à partir d'un ouvrage de Treitschke, va s'attacher à rendre compte du caractère belliqueux que ces représentations comportent. Comme on s'en doute, il en va exactement de même pour les sociologues allemands, et Simmel s'appuiera tant sur des constats faits dans Philosophie de l'argent que sur l'opposition Culture/Civilisation pour défendre des buts de guerre. Ce travail s'inscrit dans un cadre plus large effectué avec O. Rammstedt où nous confronterons donc de manière systématique les concepts produits dans le cadre de l'activité sociologique proprement dite avec leur réutilisation dans le cadre de la propagande et tenterons de voir si des différences apparaissent à ce propos plus spécialement entre la France et l'Allemagne.

Une des questions centrales à laquelle ce travail se propose de répondre est donc la suivante: comment l'utilisation d'outils, de concepts forgés par et dans un champ scientifique qui, par définition, aurait une certaine autonomie intellectuelle et viserait l'objectivité, peuvent-ils si facilement être utilisés pour, quoi que l'on prétende, justifier des positions partisanses?

Un des résultats non négligeables de cette recherche pourrait être l'éclairage des regards croisés que les uns portent sur les autres lorsque les digues de la paix sont rom-

pues, discours latent porté à l'explicite par le temps de guerre, comme peuvent l'être les discours xénophobes en temps de crise. Bien qu'éloignée dans le temps, cette recherche est donc aussi susceptible d'apporter des éclairages sur les processus de constitution des représentations des identités nationales, dont on sait qu'ils peuvent être réactivés lors de constitution d'ensembles macro-sociaux nouveaux. Cela dit, j'en viens maintenant à mon objet, Georg Simmel.

Dans les écrits de guerre de Simmel, je m'attacherai à son opusculé „Der Krieg und die geistigen Entscheidungen“, dédié à ses amis strasbourgeois – et plus particulièrement au texte, „Deutschlands innere Wandlung“, qui reprend une conférence prononcée dans la salle de l'Aubette à Strasbourg par Simmel, le 7. novembre 1914. Cette conférence fait partie des „Straßburger Reden zum Weltkrieg“ tenus par les professeurs de l'Université de Strasbourg et publiés en 1915 chez Trübner. Dans ces textes reviennent des points traités dans „Philosophie des Geldes“, parfois en filigrane, parfois explicitement – comme dans la conférence „Die Krisis der Kultur“, faite à Vienne, mais toujours avec force. Tout se passe comme si le temps de guerre amenait à une réévaluation de certaines descriptions concernant le mode de vie et à une dévaluation d'autres éléments. En effet, si dans „Philosophie des Geldes“ il y a un équilibre entre éléments critiques et éléments positifs, ou l'interaction des thèmes concernant l'économie monétaire – à une augmentation de la liberté individuelle correspond un accroissement de l'indifférence, le développement d'une personnalité à multiples facettes et son individualisation tendent à inscrire de nouvelles relations entre individualité et société conçue comme une totalité – tout se passe comme si ne subsistaient plus dorénavant que les éléments négatifs: le mamonisme, le blasement, le cynisme, dont seule une décision spirituelle ferme, symbolisée par la guerre, permettrait de sortir.

Lorsqu'on dit que Simmel a transformé une crise sociale, un conflit, en question culturelle, c'est à la fois vrai et faux; vrai puisque ce sont ces comportements socio-culturels qu'il stigmatise, appelant de ses vœux une autre Allemagne, mais aussi une Europe qui aurait compris qu'elle ne peut pas reposer sur le cosmopolitisme et la circulation de l'argent; faux, puisque cette critique repose sur une mise en cause de l'économie monétaire et de son développement jusque là inexorable.

Ceci nous renvoie dès le départ à une question de points de vue; si la guerre est, sous un certain aspect, une question de puissance, d'intérêts économiques, elle fait aussi appel à des motifs idéologiques. Ce ne sont pas tant les illusions sur une nouvelle Allemagne, dont les discours de guerre de Simmel sont porteurs, que leur thématique interne et l'expérience dont ils témoignent, qui constituent l'objet de ma réflexion. On pourrait dire que Simmel pense le moment présent avec l'arrière-plan de ses travaux de critique de la culture, et notamment tout ce qui concerne la croissance du fossé entre culture subjective et culture objective, l'inversion des moyens et des fins. A travers la guerre, Simmel croit retrouver, voir de ses yeux, un analogon en grandeur nature de ce que Weber ne voyait (avec raison, de manière générale) qu'en pianissimo dans la société moderne „un pneuma prophétique qui embrase les grandes communautés et les soude ensemble“. Autrement dit, la thématique est celle des rapports entre communauté et société, elle concerne le sens des relations de l'individu au tout, mais aussi, en termes durkheimiens, le rôle de l'effervescence sociale dans la constitution des ensem-

bles sociaux. Cette question de l'effervescence dans la constitution, la consolidation et la perpétuation du lien social est une question fondamentale de la tradition sociologique, et c'est aussi d'une telle expérience qu'il s'agit. Ainsi que le rapporte Ch. Hauter qui fut l'assistant de Simmel: „Simmel sah im Krieg eine Vollendung des Lebens.“<sup>1</sup>, la guerre permet la consolidation de la vie d'une nation face au danger. Comme le précise aussi Hauter, une telle perception de l'enthousiasme est liée à Berlin: Si Simmel avait déjà vécu à Strasbourg, peut-être son jugement aurait-il été autre. Cela dit, la thématique de l'effervescence créatrice semble bien faire partie du bagage culturel de l'époque.

Rappelons qu'en 1912, dans les „Formes élémentaires de la vie religieuse“, E. Durkheim s'exprimait ainsi: „Un jour viendra où nos sociétés connaîtront à nouveau des heures d'effervescence créatrice au cours desquelles de nouveaux idéaux surgiront, de nouvelles formules se dégageront qui serviront pendant un temps de guide à l'humanité.“<sup>2</sup> Sans le dire, mais en le suggérant, Durkheim semble penser que les fêtes religieuses de l'avenir seront liées à des événements de crise politique et sociale, et l'exemple qu'il prend est celui de la Révolution française: „Cette aptitude de la société à s'ériger en Dieu ou à créer des dieux ne fut nulle part prévisible que dans les premières années de la Révolution. A ce moment, en effet, sous l'effet de l'enthousiasme général, des choses purement laïques furent transformées par l'opinion publique en choses sacrées: c'est la Patrie, la Liberté, la Raison.“<sup>3</sup>

Je viens de parler, par Durkheim interposé, d'enthousiasme; on sait, par les travaux historiques, que ce fut en effet un sentiment d'exaltation qui souleva les populations, tant en Allemagne que dans les autres pays, à l'annonce de la guerre. Pour donner une idée du contexte, et situer Simmel à l'intérieur d'un espace de réflexion qui permettront peut-être mieux de comprendre le sens de ses analyses par rapport à d'autres, je ferai référence à quelques essayistes et romanciers, Robert Musil, Elias Canetti, Thomas Mann et Klaus Mann. Ainsi, Thomas Mann dont nous retrouverons plus loin les „Considérations d'un apolitique“, dans le „Docteur Faustus“, par la bouche de Zeitblom, s'exprime ainsi: „Dans notre Allemagne, on ne saurait le nier, ce fut en général un sentiment exalté, un enthousiasme historique, une explosion de joie, l'évasion hors de la routine quotidienne, l'affranchissement d'une stagnation mondiale impossible à prolonger, un élan vers l'avenir, un appel au devoir et à la virilité, bref une fête héroïque.“ Il poursuit „si la pensée de la guerre se présente à l'esprit comme une marche au sacrifice par quoi l'on dépouille le vieil homme pour accéder à une vie nouvelle, plus haute, la morale de tous les jours se trouve dépassée et doit s'incliner devant l'extraordinaire [...] libre en ce temps [...] la culture se maintenait à un niveau élevé et bien que depuis longtemps habitués à se dissocier de l'Etat, ses jeunes représentants voyaient dans une grande guerre comme celle qui venait d'éclater, un moyen d'atteindre à une nouvelle forme de vie où Etat et Culture se confondraient. Là d'ailleurs apparut comme toujours chez nous une singulière obsession de soi; cet égocentrisme très naïf

<sup>1</sup> H. Bechert, Georg Simmel in Stassburg, in: Sociologia Internationalis 22 (1984) 5.

<sup>2</sup> Emile Durkheim, Les formes élémentaires de la vie religieuse (1912) (Paris 1979) 611.

<sup>3</sup> Ebd. 305 f. On trouvera une thématique analogue dans: Le suicide (Paris, 1985) 356, 429, ou encore dans: Les leçons de sociologie (Paris 1969) 109.

se soucie peu et même trouve naturel que pour faciliter le développement du devenir allemand (et nous sommes toujours dans le devenir), un monde plus évolué et nullement possédé d'un dynamisme catastrophique soit forcé de verser son sang avec nous.<sup>4</sup>

Son fils Klaus Mann note quant à lui de manière plus restrictive: „En 1914 l'intelligentsia allemande, presque sans exception, fit chorus avec les partisans enthousiastes de la guerre.“<sup>5</sup> Elias Canetti quant à lui y fit l'expérience peut-être première qui décida de sa passion pour l'étude des masses et des foules; il est vrai que son expérience à Vienne fut, en ce qui le concerne, dangereuse puisqu'ayant eu la mauvaise idée enfantine d'accompagner les chants patriotiques lors de la déclaration de guerre, et ce dans sa langue du moment, l'anglais, il évita de peu un lynchage en règle. A l'annonce de la déclaration de guerre, alors qu'il jouait dans un parc, l'orchestre entonna l'hymne autrichien puis l'hymne allemand: ‚Heil dir im Siegerkranz‘. Laissons la parole à Canetti: „Il s'agissait, en somme avec d'autres paroles, du ‚God save the King‘ avec lequel je m'étais familiarisé en Angleterre [...] Je ne sais si ce fut par habitude ou par défi, je chantai moi aussi, mais les paroles anglaises, et mes petits frères, ignorant de tout, me soutinrent de leur voie perçante [...] Soudain je vis autour de moi des visages grimaçants de colère puis des bras et des mains s'abattirent sur moi [...]. Avant même que ma mère, repoussée légèrement à l'écart, s'en fut aperçue, on nous tapait dessus à tour de bras. Mais ce qui m'impressionnait le plus, c'étaient les visages déformés par la haine.“<sup>6</sup> Si ces moments peuvent être compris comme une première expérience de masse hostile, pour utiliser le vocabulaire de Canetti, ces moments sont encore à saisir d'une autre manière. Robert Musil, dans son *Journal*, parle à propos de ces moments de la „grande expérience“. „Décrire sans critique l'ivresse, quelque chose qui rend Dieu proche, donne le sentiment de défendre un Goethe, etc. qui renverse le malaise devant la mort, un désir de sacrifier sa vie, ce n'est pas rien. Musil ajoute encore que de tels éléments sont: „A protéger d'autres interprétations.“<sup>7</sup>

Cette grande expérience, celle des foules, ne parcourt-elle pas sur un mode mineur nombre de manifestations sociales. Elle est peut-être ritualisée, mais elle existe, il serait erroné de se voiler ce fait, en se représentant une société sans passions, ni émotions collectives. Si j'ai rappelé ces appréciations, c'est pour comprendre ce qui peut sembler aberrant, le sentiment de joie correspondant à la déclaration de la guerre; celle-ci se trouve située sur un plan où elle est aussi une guerre idéologique interne contre les

<sup>4</sup> *Thomas Mann, Le docteur Faustus, Biblio-Essais (1969) 400 f.* Thomas Mann fait dire à son personnage ce qu'il exprimait lui-même de manière totalement acritique dans ses publications de guerre. En 1915, il s'exprimait de la sorte: „Rappelons-nous le début, ces premiers jours à jamais inoubliables où s'est produit ce que nous ne croyions plus possible. Nous n'avions pas cru à la guerre, notre intuition polotique n'avait pas été assez grande pour reconnaître la nécessité de la catastrophe européenne. mais en tant qu'êtres moraux, oui, en tant que tels, nous avons vu venir l'épreuve, plus encore, d'une certaine manière nous la désirions ardemment, nous sentions au plus profond de notre coeur que le monde, notre monde, ne pouvait plus continuer ainsi.“ *Thomas Mann, Friedrich und die große Koalition (Berlin 1915) 12 f.*

<sup>5</sup> *Klaus Mann, Le tournant (Paris 1986) 84.*

<sup>6</sup> *Elias Canetti, Histoire d'une jeunesse, la langue sauvée (Paris 1980) 122.*

<sup>7</sup> *Robert Musil, Journaux (Paris, Seuil 1980) tome I, 419.*

éléments de corruption du corps social, et presque justifiée parce qu'elle a permis cette liaison renforcée entre le particulier et le général. Fritz Stern a rappelé que dans l'esprit d'août 1914, quelles qu'aient été les émotions qui l'inspirèrent, se condensèrent pour les Allemands le sentiment d'être unis et celui d'avoir un objectif commun, et ce pour la première fois dans leur histoire récente<sup>8</sup>. Or on se souvient que pour Simmel, dans une société différenciée, cette relation est de plus en plus problématique, que le monde moderne lié à une économie monétaire produit des types sociaux tels le blasé ou le cynique pour qui tout se vaut et pour qui dès lors plus rien n'a de valeur. La guerre apparaît comme un moment de remise en cause générale, mais aussi comme une nécessité et un chemin vers d'autres possibles.

Les textes de Simmel concernant la guerre et, au premier chef, „Deutschlands innere Wandlung“, sont considérés trop souvent comme extérieurs à son oeuvre; il s'agit en quelque sorte d'excuser des excès de langage sur lesquels il serait revenu ultérieurement mais alors pourquoi publier l'opuscule „Der Krieg und die geistigen Entscheidungen“ en 1917? Je crois que la question n'est pas bien posée, parce qu'on oublie la situation réelle, tout en y faisant apparemment référence. Plus exactement, on oublie ce qui pouvait donner lieu à ce type de position, on la ramène au contexte, mais pour mieux oublier ce contexte. Contexte qui intéresse les sociologues au plus haut point, puisque, pour le comprendre, ils ont établi des distinctions entre individu et communauté, solidarité mécanique et solidarité organique, socialisation et communalisation, calme et effervescence, période froide et chaude, etc. et ont attribué à la guerre des effets de cohésion. Ici Simmel se rattache à un courant qui interprète à partir de Nietzsche ce devenir, où l'Allemagne occupe une place particulière. Je choisirai, pour illustrer ce courant, un passage des „Considérations d'un a-politique“ de Thomas Mann publié en 1918: „J'ai donc l'impression que la guerre actuelle, qui certes sous un certain aspect est une guerre pour le pouvoir et le commerce, est – vue sous un autre angle – une guerre idéologique qui a déjà été menée dans une sphère purement spirituelle, comme si l'esprit allemand s'était déjà une fois insurgé ‚avec un profond dégoût‘ selon la formule de Nietzsche, contre les ‚idées modernes‘, les idées occidentales, celles du XVIIIème siècle, contre les Lumières et la dissolution, la civilisation et la décomposition, comme si en Kant lui-même l'esprit allemand social conservateur, constructif, organisateur s'était déjà soulevé contre le nihilisme occidental.“<sup>9</sup> Il ne s'agit pas d'oublier les „causes“ économiques, ni de les sublimer dès lors que le combat essentiel serait spirituel et non matériel. Mais le marxisme comme forme sommaire de l'économisme ne peut voir là au mieux qu'une auto-mystification, un opium à usage privé, alors que cette position d'une part s'inscrit dans une tradition, et que, de l'autre, les représentations, les idées sont, à partir du moment où elles semblent vraies, vraies quant à leurs conséquences. Il n'est pas possible, si on veut comprendre la situation, de supprimer ici un élément que des acteurs donnent comme essentiel. Je dirai, de même, que le texte de Durkheim „L'Allemagne au-dessus de tout“ bien entendu n'est pas un texte majeur mais que le caractère éminemment pédagogique de Durkheim, sa

<sup>8</sup> *Fritz Stern*, *Politique et Désespoir. Les ressentiments contre la modernité dans l'Allemagne préhitlérienne* (Paris 1991) 220.

<sup>9</sup> *Thomas Mann*, *Journal d'un a-politique* (Paris 1925).

vocation d'instruire le genre humain, y apparaît encore plus clairement; de même que sa structure d'ensemble, le type de démonstration est quasiment un calque du Suicide. Je cite simplement quelques têtes de chapitre: „La conduite de l'Allemagne pendant la guerre dérive d'une certaine mentalité“, „cette mentalité sera étudiée d'après Treitschkes“, „les faits de la guerre expliqués par cette mentalité“, „caractère morbide de cette mentalité“. On retrouve à ce propos une différence mise en lumière par Louis Dumont dans le domaine des valeurs entre la France et l'Allemagne. „Les Allemands se posaient, et essayaient de s'imposer comme supérieurs en tant qu'Allemands, tandis que les Français ne postulaient consciemment que la supériorité de la culture universaliste mais s'identifiaient naïvement à elle au point de se prendre pour les instituteurs du genre humain. Finalement, au-delà de leur opposition immédiate, l'universalisme des uns, le pangermanisme des autres, ont une fonction ou une place analogue. Tous deux expriment une aporie de la nation, qui est à la fois collection d'individus et individu collectif, tous deux traduisent dans les faits la difficulté qu'a l'idéologie moderne à donner une image suffisante de la vie sociale (intra et intersociale).“<sup>10</sup> Or la guerre permet de donner une image unitaire, un sentiment du collectif et de la vie collective, l'opposition face à l'adversaire soude le corps social.

Ce que Durkheim décrivait dans „Les formes élémentaires de la vie religieuse“, comme moments effervescents à venir, est présent: „Un tremblement, une secousse d'une ampleur insoupçonnée saisit les sociétés modernes et elles se jettent dans la guerre“, ce moment de „vie publique intense“ comme le dit encore Durkheim dans son écrit de guerre „L'Allemagne au-dessus de tout“.

L'appartenance ne semble plus faire de doute, et les conflits d'intérêt semblent oubliés pour défendre une idée, un symbole, un emblème. L'ivresse, on le sait, a sa contrepartie, et la „gueule de bois“ durera quatre années terribles.

Mais revenons à Simmel. Ce dernier analyse et tente de comprendre ce qui se déroule sous ses yeux – et je crois que c'est ainsi qu'il faut comprendre la publication en 1917 de „Der Krieg und die geistigen Entscheidungen“. Mais aussi ce qu'il a ressenti lui parmi les autres, et lui comme un autre qui sait, mais de manière pratique et non plus théorique, qu'ils forment un tout. Mais dès lors qu'il ne s'exclut pas de ce mouvement, pas plus que ne le fit pour rester, pour l'instant, du même côté de la tranchée, Robert Musil. „L'homme de 1914 s'ennuyait littéralement à mourir! Voilà comment la guerre a pu faire miroiter à ses yeux, avec l'ivresse de l'aventure, l'éclat de rivages encore inconnus. Voilà pourquoi les hommes qui n'avaient pas connu la foi y virent une expérience religieuse et les emmurés une expérience unifiante. Une forme d'organisation de la vie, mal tolérée en profondeur, partait en morceaux, on ne reconnaissait, grâce à Dieu, plus de partis, on s'imaginait même oublier bientôt le tien et le mien, avec tout ce qui s'y rattache.“<sup>11</sup>

<sup>10</sup> *Louis Dumont*, *Le peuple et la nation chez Herder et Fichte*, vol. 6 (1979) 249. Il est frappant de constater que Simmel parle d'un nous allemand, relate une expérience individuelle et collective, alors que Durkheim disserte sur la folie des autres.

<sup>11</sup> *Robert Musil*, *La fin de la guerre*, in: *Essais*, 342. Musil décrit aussi la fusion, le don de soi, la place centrale du „Machen wir“, et surtout l'absence de tout sens supérieur de l'existence, avec la

La guerre sert à penser aussi la relation individu/société dont on a pu montrer qu'elle est un des dénominateurs communs des fondateurs de la sociologie. Toujours revient au premier plan, d'une manière ou d'une autre, la relation entre individualisation, libération des communautés, des liens traditionnels, et possibilité d'un tout qui englobe ces particularités qui pour elles-mêmes veulent être un tout, pour reprendre des termes de Simmel. Ainsi ce que les sociologues savent par connaissance théorique, que le social exerce une influence (soyons modeste), que des mouvements collectifs font sortir les individus d'eux-mêmes, que de cette extase la société se trouve renforcée, recrée, que le lien social de routinier devient intense, tout cela se déroule sous leurs yeux et Simmel, comme dans des réactions à d'autres événements, tentera d'en dire le sens, de trouver la forme qui permet de les ordonner, et cela face précisément à l'absence de forme du monde moderne.

Ces grandes thématiques se retrouvent dans deux textes de Simmel, „Bergson und der deutsche Cynismus“ et „Deutschlands innere Wandlung“. Comme nous le verrons, la proximité de parution de ces textes implique aussi une parenté extrême de contenus. L'alternative est la suivante: „Reconstruire une vie dans une nouvelle atmosphère et sur de nouvelles hypothèses ou si les forces nous manquaient retourner dans l'indécision et la survie.“<sup>12</sup> Mais ce qui est le plus important dans ce changement interne, c'est un nouvel ensemble ressenti, un être ensemble entre le singulier et toute la nation. Tout se passe ici comme si Simmel réinjectait ses considérations sur le conflit qui donne au groupe une cohésion et une conscience de soi, puisqu'en quelque sorte la situation vient confirmer la théorie. „Ce que beaucoup parmi nous peut-être savaient théoriquement: que dans l'existence de l'individu une petite partie réellement individuelle seulement repose sur l'individu lui-même – ceci dans les temps calmes ne reçoit aucune conscience claire différenciée, parce que dans ces moments seul ce qui différencie les hommes, les intérêts et les activités pratiques a cours.“<sup>13</sup>

Le fonds commun apparaît dans les situations de trouble, d'ébranlement, et dès lors disparaît cette séparation quasi spatiale entre le commun et le singulier, et le singulier entre dans le tout, se sait responsable pour le tout. „C'est pourquoi la vie est maintenant devenue si lourde et grande, car chaque pensée et sentiment est attachée à une totalité supra-individuelle.“<sup>14</sup> Le problème des relations entre communauté englobante et individu, trouve une solution de par la nouvelle intégration dans un espace social environnant et significatif, et cette unité met fin au temps de la désorientation. L'individuel et le général se pénètrent à chaque point de manière à produire une unité de la vie, la vie individuelle est remplie par la totalité, la sensation d'une vie nouvelle et d'un tournant historique vécu scellent l'unité sociale autour de ces deux impératifs: Krieg und Sieg. On le voit il y a simple translation à propos de la guerre d'un discours

*Fortsetzung Fußnote von Seite 36*

causticité dont il ne se départ pas il dira, on meurt pour ses idéaux, parce qu'il ne vaut pas la peine de vivre pour eux.

<sup>12</sup> Georg Simmel, *Deutschlands innere Wandlung*, in: *Straßburger Reden zum Weltkrieg*, gehalten von Professoren der Universität Straßburg (1915) 2.

<sup>13</sup> Ebd. 2.

<sup>14</sup> Ebd. 3.

culturel pessimiste dont nous allons encore voir d'autres illustrations à propos de la critique que Simmel opère de l'apparition, les derniers temps précédents la guerre du mamonisme. Reprenant de manière simple des thèmes de la Philosophie de l'argent, Simmel insiste sur le rôle de l'argent qui est devenu non seulement le moyen pour acquérir de nombreuses commodités, mais de plus est devenu une valeur ultime et une fin en soi. La monnaie est certes un moyen de réaliser des désirs psychologiques et un moyen adéquat et commode pour les utilités courantes de l'existence, mais le mamonisme implique un pas de plus et Simmel va jusqu'à dire que c'est une élévation au niveau métaphysique et objectif de tels phénomènes, et c'est là que réside le danger le plus profond. Lui qui avait souligné l'importance des groupes intermédiaires, le rôle clé de leur entrecroisement dans la liberté individuelle et dans le développement de la culture, le relativiste qui mettait en avant les conséquences positives et négatives de phénomènes, se laisse séduire par une opposition simple entre partie et tout, entre individu et société. La société n'est plus l'ensemble des formes d'association qui permettent un développement de l'esprit public, l'Etat-nation, conçu sur le modèle de la communauté, – mais d'une communauté qui comme nous le verrons ne surplombe pas les individus – soumet de nouveau l'individu à des buts qui le dépassent et le décharge de tous les tourments de la modernité.

Traitant de propos prêtés à Bergson par le Petit Parisien, celui-ci stigmatisant le cynisme avec lequel l'Allemagne serait entrée en guerre et qui signifierait un retour à la barbarie, Simmel reprend dans un article du *Straßburger Post*<sup>15</sup>, le fil de son argumentation du 7. novembre dans „Deutschlands innere Wandlung“ concernant cette rupture avec le cynisme qu'aurait précisément permis la guerre.

Mais a priori, la mécompréhension réciproque est flagrante; ce que Bergson a pu, comme Durkheim, stigmatiser et traiter de cynique, c'est l'invasion de la Belgique, le non-respect des traités; Simmel ici montre à quel point le dialogue n'est plus possible, puisqu'il enfourche immédiatement sa critique du cynisme et du blâment, qui se situe à un autre niveau, pour dire que Bergson ne comprend pas la situation allemande. Bien entendu il s'agit de la conception cynique liée à l'économie monétaire que Simmel a en tête: „On nous reproche le cynisme alors que la première signature de ce temps est le rejet de tout cynisme.“ On le voit la ligne de l'argumentation décisivement se situe à un autre plan, et délibérément à un plan interprétatif qui n'a rien à voir avec les faits que Bergson considérait comme cyniques, ce que Bouglé a nommé la politique de deux empires de proie qui font fi des traités, des volontés des peuples et du principe des nationalités. Ainsi „la Belgique prétendait rester ‚neutre et loyale‘, l'Allemagne en ricanant lui passe sur le corps.“<sup>16</sup> Et ce que Bergson ne comprend pas, c'est que „la forme de l'existence allemande a été jetée dans le creuset et que cela fut le motif le plus fort de cet incroyable ébranlement, même dans les premiers moments du conflit, que c'est cette refonte ressentie qui a été beaucoup plus forte que le danger po-

<sup>15</sup> *Straßburger Post* vom 14. 11. 1918.

<sup>16</sup> *Célestin Bouglé*, Dans le „secteur“ de Jeanne d'Arc, Conférence faite à une ambulance en Lorraine, Petite Bibliothèque de Guerre (Paris-Neuchatel, s.d.) 13.

litique ou le danger lié à la guerre.<sup>17</sup> L'ennemi central est d'ailleurs défini comme idéologique, dans cet article comme dans „Deutschlands innere Wandlung“ et c'est le Mamonisme. Avec la guerre a disparu l'amour-propre individuel ou de classe, amour-propre pour qui la pensée du tout était devenue une chimère, de même a disparu l'esthétisation jouisseuse de l'existence. Pour Simmel „maintenant sont extirpés de l'image de la vie allemande ses racines ou ses fruits liés au cynisme – pour qui vaut une seule sentence („après nous le déluge“)" en français dans le texte<sup>18</sup>.

Car tout compte fait, cette liberté que semblait procurer le monde est une liberté sans emploi, d'autant plus stigmatisable qu'elle est liée au cynisme et au blasement. Ce règne de l'équivalence généralisée des signes, des valeurs, des objets, des idées qui circulent dans la communication et la culture modernes sans plus de point fixe, que la vertu ait disparu, voilà ce qui apparaît plus clairement; aussi, ne serait-ce pas que dans le devoir qui est une décence ou une politesse vis-à-vis de soi que se trouve le point nodal. Il me semble donc que le contenu des discours de guerre, ainsi que l'article consacré au Petit Parisien, montrent comment Simmel abandonne lui aussi le oui et le non, le refus et l'acquiescement pour, en effet, comme il le signalait lui-même dans son chapitre sur le conflit de „Soziologie“, se laisser envahir totalement par la guerre. La guerre comme seul conflit à s'emparer de tous les contenus de l'existence pour les soumettre à son unique souveraineté dans le but de transformer la vie, une vie qui devrait, sans que nous puissions dire comment, devenir autre, résoudre cette atmosphère, dissoudre ce moment où, par rapport à tout acte, se présenterait toujours une alternance de motifs contraires. La critique que Simmel établit du mode de vie n'est pas sans faire penser aux „Considérations intempestives“ de Nietzsche et sa manière d'affirmer le présent comme lieu d'une „situation absolue“ qui ne permet plus de transiger ou de se laisser envahir par une conscience historiciste qui, à force de tout comprendre, est devenue débile. Evidemment, à la force de la compréhension peut se substituer la compréhension de la force.

Tout se passe comme si à l'occasion de la guerre, devenait manifeste que le problème du savoir devait céder la place à celui de la vie, vie à laquelle on peut faire confiance pour engendrer du neuf et dont l'enthousiasme „patriotique“ est un signe. Le texte de la conférence strasbourgeoise est d'ailleurs explicite à propos de l'histoire, on sait que dans les „Considérations intempestives“ Nietzsche posait le problème de la signification du vivre historiquement; pour Simmel, nous sommes situés en ce point où notre conscience sait „Wo wir wirklich Geschichte erleben“, où nous vivons vraiment l'histoire et que ce n'est pas seulement elle qui nous fait<sup>19</sup>.

Simmel s'appuie, dans tout son texte, sur les éléments de critique culturelle contenus dans des écrits antérieurs et notamment dans „Les buts de la vie dans les philosophies de Nietzsche et Schopenhauer“, dans son texte sur Rodin ou dans de multiples passages de Philosophie de l'argent; „C'est à cet état de culture que le besoin de voir un but final dans la vie se fait d'abord sentir: Il naît de l'inquiétude dans laquelle nous plonge forcément le sentiment d'être pris comme dans un filet de moyens détournés

<sup>17</sup> Straßburger Post vom 14. 11. 1918.

<sup>18</sup> Straßburger Post, ibidem.

<sup>19</sup> Simmel, (wie Anm. 12), 5.

et provisoires [...] le déroulement à perte de vue des séries de moyens et de buts, fait de la vie un problème technique et nous met dans l'impossibilité totale de savoir à chaque moment quel est le chaînon final de chaque série.<sup>20</sup> Dorénavant, en simplifiant les enjeux, la guerre redonne un sens aux finalités ultimes, le rapport moyen/fin ne se perd plus dans l'infini, et Simmel sciemment contribue à légitimer l'état de guerre, en donnant un sens pour l'Allemagne à ce combat. En effet, selon lui, la France dispose d'une idée, d'une valeur centrale qui lui donne une force et une unité certaine; c'est celle de revanche, qui lui assure en quelque sorte un avantage immédiat. De même en 1870 les Allemands avaient l'idée de leur unité nationale à défendre, mais aujourd'hui qu'en est-il? Dans une reconstruction historique Simmel propose de voir la situation actuelle de la manière suivante: En 1870, l'ennemi externe a été le pur moyen par lequel se réalise d'abord l'unité économique allemande, mais maintenant il est le moyen par lequel se réalise l'unité, disons spirituelle, de cette communauté. C'est donc la défense et la participation à cette communauté spirituelle en gestation qui doit devenir l'idée maîtresse qui se forge dans et par cette guerre. A ce texte qui insiste sur la ferme décision répond comme en écho un passage de l'oeuvre de Rodin comme expression de l'esprit moderne qui n'a ni repère ni point fixe, qui n'est plus „une oscillation entre la mélancolie et l'ivresse, entre la lâcheté et le courage, entre la foi et l'incrédulité“, chacune de ses positions restant substantielle et sui-généris, „mais une simultanéité de oui et de non, plutôt qu'une alternance entre le oui et le non.“<sup>21</sup> La description alerte et positive des charmes de la fluidité et de l'alternance modernes est transfigurée en son contraire, l'incertitude enfin prend fin et il faut prendre des décisions s'y tenir, et non plus coquetter avec la réalité.

La guerre en ce sens place l'individu dans une situation absolue dont le balancement est exclu. Tout ce qui semblait faire un des agréments caractéristiques de la modernité en raison de ces balancements, de ces flottements, de ces incertitudes aussi, tout cela doit maintenant être balayé par une volonté ferme et assurée dans l'effort de guerre. Bien entendu, mais ce ne sera pas la voie choisie par Simmel, en toute rigueur le non aurait autant de valeur que le oui, si seule compte la décision ferme: „J'ose avancer l'affirmation, que la plupart d'entre nous ont seulement maintenant vécu ceci que nous pouvons nommer une situation absolue. Toutes les situations, circonstances, à l'intérieur desquelles nous nous déplaçons autrefois, avaient quelque chose de relatif, des délibérations entre le plus et le moins apparaissaient en elles. Tout ceci ne pose plus problème maintenant, nous nous tenons [...] face à la décision absolue qui ne connaît plus l'oscillation du sacrifice et du quand ou du mais, plus de compromis, de point de vue quantitatif.“<sup>22</sup> La situation est interprétée en terme de victoire, de ce qui compte vraiment par rapport à la mollesse des temps de paix. Il est frappant de voir à quel point les mêmes thématiques, sans doute plus intellectualisées reviennent dans le texte sur „La crise de la culture“, si la conférence strasbourgeoise apparaît directement

<sup>20</sup> Les buts de la vie dans les philosophies de Nietzsche et Schopenhauer, in: *Mélanges de philosophie relativiste. Contribution à la culture philosophique* (Paris 1912) 2.

<sup>21</sup> L'oeuvre de Rodin comme expression de l'esprit moderne, in: *Mélanges de philosophie relativiste. Contribution à la culture philosophique* (Paris 1912) 135.

<sup>22</sup> *Simmel*, (wie Anm. 12), 8.

comme un texte de soutien à la guerre, dans ce dernier texte la position est moins tranchée, mais les arguments sont les mêmes, l'argent redevient enfin un moyen, la conservation de soi n'est plus le but ultime mais est mise au service d'une fin supérieure, bref la hiérarchie normale des fins et des moyens retrouve sa place. Thomas Mann partage ce point de vue dans ses *Considérations* d'un apolitique lorsqu'il parle de sa propre situation par rapport à la création. „Les causes en étaient les conditions spirituelles de l'époque, la mobilité de tout ce qui était stable jusqu'alors, l'ébranlement de toutes les assises culturelles et aussi un chaos.“ On retrouve aussi chez Robert Musil cette idée de la profusion des styles des pensées, des idées d'où découlent un certain nombre d'embarras de la modernité, et Ulrich, l'homme sans qualité, remarquait „cette fameuse incohérence des idées, cette prolifération privée de centre qui caractérisent le temps présent et en constituent l'arithmétique particulière“<sup>23</sup>. Les intellectuels semblent avoir réagi à la guerre pour des raisons propres liées à leur propre perception angoissante de la mobilité et à l'indécision qui leurs semblaient devenir centrales.

On trouverait déjà dans *Philosophie de l'argent* des critiques qui seront réescomptées dans les textes de la période de guerre. Simmel remarque en un point de *Philosophie de l'argent* que „les vives émotions esthétiques, la quête de nouveaux styles, ou simplement d'un style, le symbolisme, voire même la théosophie, sont des symptômes de cette quête d'une nouvelle signification pour les choses, plus profondément ressentie, soit que chacune reçoive pour soi une inflexion plus précieuse, plus spirituelle, soit qu'elle y parviennepar la création d'une connexion, l'affranchissement de cette atomisation. Si l'homme moderne est libre (libre parce qu'il peut tout vendre et libre parce qu'il peut tout acheter), il cherche maintenant dans les objets eux-mêmes, souvent en de problématiques velléités, cette force, cette solidité, cette unité spirituelle que lui-même a perdues à travers la transformation de sa relation à eux par le biais de l'argent.“<sup>24</sup>

Une lettre à Gundolf, ainsi qu'une petite notice dans le *Straßburger Post* du 7. avril 1918 laissent penser que pour Simmel, il y a eu mécompréhension de ce qu'il voulait dire et de ce que signifie la guerre pour lui. Revenant sur la question des emprunts de guerre, il insiste sur le fait qu'ils ne sont pas à considérer comme un sacrifice patriotique, mais comme pur devoir de décence vis à vis de soi-même, sous peine d'être réduit au même statut que le miséreux qui reçoit du marchand tous ses moyens d'existence – sans lesquels il mourrait de faim. Autrement dit, la guerre permet un sens des obligations tant vis-à-vis des autres que de soi-même. Il prend ses distances ou mieux insiste

<sup>23</sup> Robert Musil, *L'homme sans qualités* (Paris 1982) 22. Cette traduction de „Der Mann ohne Eigenschaften“ mérite d'être éclairée et je suivrai ici M. Blanchot qui pense que *L'homme sans particularités* aurait été plus explicite. Car le héros Ulrich n'a ni qualité, ni substance. „C'est l'homme quelconque, et plus profondément l'homme sans essence, l'homme qui n'accepte pas de se cristalliser en un caractère ni de se figer en une personnalité stable: L'homme certes privé de lui-même, mais parce qu'il ne veut pas accueillir comme lui étant particulier cet ensemble de particularités qui lui vient du dehors et que presque tous les hommes identifient naïvement avec leur pure âme secrète, loin d'y voir un héritage étranger, accidentel et accablant.“ – Le livre à venir. *Essais 1959* (Paris 1986) 188f.

<sup>24</sup> Georg Simmel, *Philosophie de l'argent* (Paris 1987) 512.

sur le fait que dans cette guerre il s'agit de tout autre chose et de beaucoup plus que de patriotisme, en effet, comme nous l'avons vu, l'interprétation de Simmel s'appuie sur ses travaux concernant la crise de la culture moderne. Mais pourquoi et comment cela peut-il conduire à une position belliciste?

La question de cet acquiescement à la guerre, je crois qu'on ne peut la comprendre qu'en rapport à cette expérience de l'individu qui ne retrouve une totalité qu'en se fondant en elle. Georg Simmel s'appuie ici sur un fait théorisé également par Durkheim dans son opuscule „L'Allemagne au-dessus de tout“, lorsqu'il remarque que le système mental allemand a cru voir la naissance d'un monde nouveau, d'une nouvelle Allemagne à travers cette croyance collective éminemment mobilisatrice, dans ce moment où le temps est hors de ses gonds et au sens propre où le temps est hors du temps, „cette croyance vise la vie publique et surtout l'état de guerre, car c'est à ce moment que la vie publique est la plus intense“<sup>25</sup>. Les deux sociologues se retrouvent pour le constat, car dans sa théorie du conflit Simmel soulignait également que seule la guerre recouvre en quelque sorte tous les contenus, les absorbe et la personnalité ne serait plus disjointe du tout mais intégrée, absorbée absolument. Ces réflexions sur la guerre ne sont pas très éloignées de celles que R. Caillois développera en s'appuyant sur Durkheim, et dans ce moment paroxystique, la guerre apparaît comme le lieu antagoniste de la recherche éperdue du soi dans les contenus les plus divers, la guerre mobilise toutes les énergies vers un seul but.

Georg Simmel réinterprète la situation présente, comme nous l'avons vu, à partir de tous les éléments de critique culturelle du temps qu'il a produits, que ce soit dans la philosophie de l'argent, Nietzsche et Schopenhauer, L'oeuvre de Rodin comme expression de l'esprit moderne, la Religion et les contrastes de la vie. Maintenant il est peut-être temps de voir aussi comment le temps présent joue sur la théorie et notamment sur un des grands thèmes, la conception de l'individu et de l'individualité. Deux textes publiés pendant la période strasbourgeoise marquent un glissement de conception à propos de l'individualité qualitative, der Typus Mensch, pour donner lieu à une conceptualisation non plus en termes de quantité/qualité mais géographique, pour ne pas dire géopolitique, une individualité latine, romane, et une individualité gothique, germanique. Je pense ici aux conceptions de l'individualité dans la peinture qu'il a développées dans son livre Rembrandt, et au texte qui, comme souvent chez Simmel, est proche du précédent et pourtant n'est pas tout à fait le même, „Individualismus“.

Simmel, poursuivant et approfondissant sa démarche, cherche encore et toujours à expliquer cette absence de pont entre l'individuel et le général qui caractériserait l'esprit allemand. L'art et la philosophie nous permettraient de voir cet aspect avec le plus de précision. En deça de la différence ponctuelle entre la France et l'Allemagne, l'idée de revanche<sup>26</sup> formant pour la France, comme nous l'avons vu, un lien, et don-

<sup>25</sup> *Emile Durkheim*, „L'Allemagne au dessus de tout“. La mentalité allemande et la guerre (Etudes et documents sur la guerre, Paris 1915) 42. Durkheim souligne aussi que la mentalité allemande et la croyance idéaliste qui lui est associée combattent farouchement le matérialisme: „La fin à laquelle ils demandent aux hommes de se subordonner dépasse infiniment le cercle des intérêts matériels.“

<sup>26</sup> *Simmel*, (wie Anm. 12).

nant un sens à son action, alors que l'Allemagne, dans la mesure où le Mamonisme aurait pris le dessus, se serait trouvée sans idéal consistant; en-deçà donc de cette différence, il faut retrouver deux expériences de l'individualité qui en rendraient également compte. Pour le dire de manière rapide, à une individualité toujours partie prenante d'un tout, une individualité de type roman, rationnelle, s'opposerait une autre expérience où l'individu pour soi est fondamental, individualité plus tumultueuse, plus centrée sur elle-même, plus tragique. Une individualité qui ne serait jamais portée par une toile de fond comme le seraient les personnages de Balzac par exemple, mais une individualité livrée à elle-même. Sans aller jusqu'à dire que les Allemands seraient plus individualistes que les autres, il y aurait comme une tonalité et une profondeur individuelles qui ne seraient pas en contact avec un ensemble. Profondeur qui d'ailleurs leur fait trouver les latins légers<sup>27</sup>.

S'il n'y a plus d'autre issue que la guerre, creuset où devrait se forger tant une autre forme de vie qu'une autre Allemagne, c'est parce que l'Allemagne ne posséderait pas au même titre que les nations romanes un pont entre l'individuel et le général, alors l'enthousiasme permet que l'individu se sente responsable pour le tout. Pour Simmel la question culturelle centrale reste celle des rapports individus/sociétés, ceci me semble pouvoir être avancé à partir des textes sur Rembrandt, „Individualismus“ et „Grundfrage der Soziologie“. Dans les deux premiers, elle subira un infléchissement puisqu'à la distinction individualisme quantitatif/individualisme qualitatif viendra se superposer sans vraiment la recouvrir la distinction individualité romane/individualité germanique. Sans cesse Simmel revient à ce point de la question sociale des rapports entre le particulier et le tout.

Les textes de guerre de Simmel apparaissent, comme le dit Kurt Gassen<sup>28</sup>, „aujourd'hui peu crédibles dans leur contenu“, si on pense notamment à l'Allemagne nouvelle et à l'homme nouveau qui devaient en sortir. Il y a les risques que court tout prophétisme d'être démenti par les faits. Mais ces textes restent importants pour une histoire des idées, ainsi que pour mieux saisir la philosophie sociale de Simmel. Ils ne sont pas, me semble-t-il, une quatrième phase de sa pensée comme le suggère Landmann<sup>29</sup>: Ce sont des textes qui puisent dans la réflexion menée au moins depuis la „Philosophie de l'argent“. Par rapport à la sociologie, ils se situent dans le domaine philosophique qui la limite de deux côtés comme le dit Simmel, d'une part il la précède au niveau „des conditions, des concepts fondamentaux, des présuppositions de la recherche particulière“ – mais il la suit au niveau de l'interprétation de faits constatés qui cherche à en donner une vision d'ensemble, et qui dès lors dépend beaucoup plus que les deux autres niveaux (épistémologie, sociologie) „des visions du monde, des convictions ultimes qu'on ne saurait fonder, et d'évaluations individuelles et partisa-

<sup>27</sup> *Georg Simmel*, La dialectique de l'esprit allemand (Die Dialektik des deutschen Geistes), in: *Der Krieg und die geistigen Entscheidungen* (München, Leipzig 1917).

<sup>28</sup> *Kurt Gassen*, Erinnerungen an Georg Simmel, in: *Buch des Dankes an Georg Simmel*, hrsg. von dems. und *Michael Landmann* (1958) 302.

<sup>29</sup> *Michael Landmann*, in: *Aesthetik und Soziologie* (Frankfurt a. M. 1976) 10.

nes<sup>30</sup>. C'est bien ainsi, comme nous le verrons dans la lettre écrite à Marianne Weber, qu'il explicite sa position par rapport à celle de Luckacs.

Dans l'oeuvre de Simmel, sont visibles en effet des courants qui porteront l'existentialisme, l'expressionnisme mais aussi des courants allant non seulement vers l'Idéologie de la communauté comme le dit Landmann, mais bien vers l'Idéologie totalitaire du XXème siècle. Il n'est pas sûr que nous soyons, comme le soulignait Louis Dumont, hors de la matrice qui a produit ces effets, le totalitarisme ayant pour caractéristique centrale de subordonner dans une civilisation l'individu aux besoins de la collectivité.

Ces textes éclairent aussi indirectement la „méthode“ de Simmel, il observe et réagit à l'événement en intégrant ce dernier dans un cadre théorique qui s'est peu à peu cristallisé. Ainsi, le voit-on partir de l'enthousiasme, de l'extase au sens étymologique du mot, pour en rendre compte en reprenant une critique culturelle, dont il est à la fois un des théoriciens et un des nombreux rameaux.

La recherche dans le passé de l'Allemagne va permettre de présenter une hypothèse qui se veut explicative; et qui se situe entre l'homme moderne – ce que nous connaissons – et un homme autre, nouveau, dont on ne sait encore ce qu'il sera, mais qui nous délivrera des antinomies de l'âme de l'homme moderne. Si l'on en croit l'interprétation de Nietzsche, le surhomme c'est cet autre, entre Dieu et l'Homme. La modernité a créé l'homme, mais cet homme n'est qu'une figure, un contenu appelé à être remplacé, dans une nouvelle relation entre forme et contenu où, d'une forme informe, on passerait à une nouvelle forme susceptible d'ordonner, d'agencer et d'intégrer autrement les relations, centrales pour Simmel, entre la partie et le tout, le singulier et le général. En ce sens nous serions au gué entre l'homme moderne et un homme nouveau, ce dernier correspondant comme l'homme naturel de Rousseau à une nouvelle conception. La guerre n'est pas simplement une guerre au sens effectif du terme, elle a encore un autre sens la recherche d'un nouvel homme. Les conditions et le symbole de cette recherche se trouvent dans le fait que c'est seulement dans cette guerre que „notre peuple est enfin devenu une unité et une totalité et c'est en tant que telles que le seuil de l'autre Allemagne est franchi.“<sup>31</sup>

Simmel ne réduit pas la guerre à sa dimension spirituelle, il voit simplement dans les antagonismes de la culture de l'époque un cul-de-sac, et l'effervescence des débuts, qu'il ne faut pas se cacher ni d'un côté ni de l'autre, comme la promesse d'un autre rapport et d'une autre relation entre forme et contenus, la naissance d'une nouvelle vie. Dans une lettre à Marianne Weber du 14. 8. 1914, il s'exprime de la manière suivante: „Mais ce qu'il y a d'unique dans ce moment, c'est que finalement, enfin et pour

<sup>30</sup> *Simmel*, Questions fondamentales de la sociologie, in: Sociologie et épistémologie (Paris 1981) 105.

<sup>31</sup> *Simmel*, (wie Anm. 12), 14. Le même thème sera repris dans „Die Krisis der Kultur“: „Lorsqu'on associe à cette guerre l'espérance générale, qu'elle liera surtout plus étroitement les individus avec le tout, qu'elle atténuera d'une certaine manière le dualisme entre l'individu comme fin de soi et l'individu comme membre du tout, le problème ici abordé n'en reste pas moins un moment de ce dualisme.“ De nouveau c'est „la forme de cette réconciliation, à savoir une relation qui, d'une certaine manière, est riche de sens, entre la partie et le tout, entre chose et personne“ qui est pour Simmel décisif – *Der Krieg und die geistigen Entscheidungen*, 49 ff.

une fois, les besoins du jour et ceux de l'Idée sont un et les mêmes. Ceci ne peut à vrai dire qu'être expérimenté intuitivement ou beaucoup mieux dans l'expérience pratique, et quand Lukàcs ne ressent pas cette expérience, on ne peut pas la lui démontrer. Alors c'est en toute conséquence qu'il voit partout du Militarisme; pour nous c'est bien plus la libération du Militarisme, parce qu'elle le dépouille de son auto-suffisance (qui en temps de paix le caractérise) pour en faire une forme et un moyen d'exaltation totale de la vie.<sup>32</sup> Un esprit chagrin et un peu moins exalté fera remarquer qu'il y a sans doute des formes plus appropriées à la manifestation des potentialités de la vie que la „grande boucherie“ de la guerre. Ici les mots perdent tout sens précis et c'est seulement parce qu'on a posé que la guerre sert le flux vital(!) qu'il est possible d'énoncer de telles conclusions paradoxales. Mais ce qui apparaît aussi clairement dans cette lettre à Marianne Weber, c'est que pour une fois la tragédie de la culture aurait été surpassée, pour une fois l'idée et la réalité ne seraient pas comme deux pans désarticulés d'une même étoffe, le conflit éternel entre la vie et la forme semblait trouver une résolution, et se trouver réconciliées „la nécessité d'aimer ce qui est, car en tant que tel c'est quand même la réalité de l'Idée – et la nécessité de le haïr, car étant réalité ce ne peut être comme tel l'Idée“<sup>33</sup>.

Cette recherche de communauté est d'ailleurs un point de vue commun qui revient aussi sous d'autres plumes et, comparant après guerre le roman allemand et le roman russe, Marcuse soulignera, des différences qui tiennent à la place de l'artiste par rapport à son peuple, artiste fortement lié à lui ou indépendant de sa communauté, ce qui l'amène à conclure que „Pour le roman d'art allemand, l'appartenance à la communauté n'est pas du donné, mais de l'abandonné“, et que de cette affirmation il est possible de tirer des aperçus plus généraux sur la situation de l'histoire humaine et plus particulièrement sur le fait de „la lutte de l'homme allemand pour une nouvelle communauté“<sup>34</sup>. Le oui à la guerre apparaît alors comme un moment où l'intellectuel quitte toute critique pour simplement et de manière mimétique se perdre dans un peuple qu'il croit voir agir. A prendre au sérieux la phrase de Marcuse, les leçons de la position prise lors de la première guerre mondiale ne semblent pas tirées, et la fin de la phrase, pour nous qui sommes en 1993 ne peut que résonner douloureusement. Dans la Soziologie comme dans Philosophie de l'argent, Simmel avait souligné que le développement de la culture conduit au remplacement d'institutions et de lignes de conduite pleines de sens et profondément significatives par d'autres qui apparaissent en elles et pour elles-mêmes comme pleinement mécaniques, extérieures et sans âme; seul le résultat ou l'effet de composition a une signification spirituelle, qui fait défaut à chaque élément individuel. La poursuite du progrès culturel passe par des associations, des gradations, des orientations sociales qui ont un caractère plus mécanique, mais c'est une condition de l'unité sociale lorsqu'un but social plus élevé surgit. C'est bien entendu le constat de ce hiatus du rapport de la vie individuelle au tout, voire à la

<sup>32</sup> *Georg Simmel*, Briefe an Max und Marianne Weber, in: Buch des Dankes an Georg Simmel, hrsg. v. Kurt Gassen und Michael Landmann, (wie Anm. 28), 133 f.

<sup>33</sup> Ebd.

<sup>34</sup> *Herbert Marcuse*, Schriften, Bd.1 (Frankfurt a. M. 1978) 333.

communauté qui va devenir de plus en plus significatif pour Simmel<sup>35</sup>, la relation de la partie au tout, et les fins que les individus peuvent y accrocher. Ce questionnement n'est pas particulier à Simmel, et l'on trouve également chez Dilthey le même type d'interrogation: „Nous saisissons un moment du passé. Il est significatif dans la mesure où s'accomplit en lui une liaison au futur par le truchement d'une action ou à travers un événement extérieur. Ou si le plan d'une conduite de vie future y est saisissable. Ou pour autant qu'un tel plan puisse y mener sa réalisation. Or, est significatif pour l'ensemble de la vie que l'intervention de l'individu s'y accomplisse, intervention dans laquelle son propre être intervient dans la formation de l'humanité. Dans tous ces cas et d'autres occasions, le moment individuel a du sens de par sa mise en relation d'ensemble avec le tout, à travers la relation du passé et du futur, de l'individu et de l'humanité. Mais où se tient maintenant le mode propre d'une telle relation de la partie au tout à l'intérieur de la vie?“<sup>36</sup> En suivant cette voie nous serions conduits vers les conceptions relatives à la crise de la culture, ou à certaines impasses propres au style de vie moderne. Si l'on oriente la question vers le domaine de la culture, qu'en est-il des fins et des possibilités de s'approprier le travail culturel des générations et en fonction de quelle visée d'avenir? Le pont qui lie le passé et le futur n'est-il pas en train de s'écrouler sous la pression des buts toujours nouveaux, sans que l'appropriation de ce qui est déjà dépassé se réalise? et ce sans compter que la prépondérance des moyens sur les fins, produite par la technique, nous lie à cette dernière et à son développement autonome. Il est clair que c'est un arrière plan d'interprétation philosophico-culturelle qui est la forme à partir de laquelle les événements du présent sont analysés. Dans Rembrandt, analysant ‚Die Einheitsart der religiösen Bilder‘, Simmel exprime son idéal du rapport individu/société en indiquant que la sociologie des tableaux de groupe de Rembrandt pose „un problème subtil.“ Habituellement, là où un nombre de personnes sont rassemblées dans un cadre nous sentons une unité, qui est supérieure et irréductible, à la somme de ses éléments; ainsi l'Etat est encore quelque chose d'autre que la somme des citoyens, la volonté d'une totalité plus que la composition des volontés individuelles, il s'agit d'une unité qui se situe au-delà des éléments particuliers. Par contre dans la peinture de Rembrandt, ainsi qu'il l'a déjà montré à propos de la Ronde de nuit, „l'unité se tisse de concert, de manière toute immédiate à partir des sphères de vitalité des personnes individuelles agissantes, non comme un tout autonome et surplombant dont les personnes ne sont pour ainsi dire que les membres, cela vaut aussi pour les tableaux religieux [...]. Bien plus, cette atmosphère a totalement et absolument sa source dans l'individu, et l'unité du tout résulte exclusivement des efforts combinés de ces sphères purement individuelles, et s'accomplit sans heurt grâce à leur similitude de contenu. Le tout reste par là même lié aux éléments personnels dans leur

<sup>35</sup> Sur des développements antérieurs, à propos de ces points, je me permets de renvoyer à mes articles: *The War Writings of Georg Simmel*, in: *Theory, Culture and Society*, Nr. 3 (8/1991) 219–233; *L'individu, la communauté et la guerre*, in: *O. Rammstedt und P. Watier* (eds.), *Georg Simmel et les Sciences Humaines* (Paris 1992) 221–239; *Die Konzeption der Gesellschaft in der Philosophie des Geldes und der kulturelle Pessimismus*, in: *Georg Simmels Philosophie des Geldes*, hrsg. v. *J. Kintzelé, P. Schneider und A. Hain* (Frankfurt a.M. 1993) 343–357.

<sup>36</sup> *W. Dilthey*, *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, *Gesammelte Schriften*, Bd. VII, (Leipzig, Berlin 1927) 233.

individualité, et son unité n'exige aucune abdication de cette dernière [...] Rembrandt [...] n'a besoin de placer aucune personne en-dessous ou au-dessus des autres, car chacune d'entre elles vit dans le même état d'âme que chacune des autres.<sup>37</sup> Cette idée exprimée à propos de la peinture trouve à s'appliquer à l'enthousiasme d'août 1914, ce dernier, comme nous l'avons vu, étant perçu comme la figuration d'une unité idéale dans laquelle chacun est lié aux autres immédiatement.

Indiquant clairement que les fondements de ces réflexions sur la crise de la culture, réflexions qui sont de l'ordre de l'histoire culturelle et de la philosophie de la culture, se trouvent exposées dans la Philosophie de l'argent, Simmel met en doute la croissance de la technique „qui nous empêtré dans un réseau de moyens et de moyens de moyens“ tout en espérant que la guerre reliera plus étroitement les individus avec le tout, „qu'elle atténuera d'une certaine façon le dualisme entre l'individu en tant que pris en soi et l'individu en tant que membre d'un tout“ que sera possible la forme d'une réconciliation „une relation qui [...] est riche de sens, entre la partie et le tout, entre la chose et la personne.“<sup>38</sup> La conclusion qu'il en tire revient à rejeter „Les périodes pacifiques de passages graduels, de mélanges, d'un clair obscur agréable, dans lequel on peut s'abandonner alternativement à des choses opposées qui s'excluent réciproquement.“<sup>39</sup>; ces périodes ont perdu leur sel et il faut se situer clairement dans la défense d'une Allemagne, qui n'est pas la vieille Allemagne mais celle qui se construit dans ces moments décisifs et dont des indices tels que l'enthousiasme ou les tickets de rationnement montrent que les fins dernières ont retrouvé la place cardinale qu'elles n'auraient jamais dû quitter.

Le oui à la guerre n'est pas, me semble-t-il à comprendre comme la position d'un esthète dont l'esthétisme aurait failli mais comme un oui à une expérience religieuse qui est la même que relate Musil, ajoutant qu'il faut la défendre contre d'autres interprétations.

Simmel n'a pas cru voir quelque chose qui n'existait pas, mais notre condamnation morale de la guerre nous empêche de voir ce qu'elle fut aussi au début, et il faut replacer ces manifestations d'extase avec les conditions disons socio-psychologiques dans lesquelles des intellectuels vivaient, et en l'absence desquelles cet acquiescement serait incompréhensible.

<sup>37</sup> *Georg Simmel*, Rembrandt. Ein kunstphilosophischer Versuch (Leipzig 1919) 156–157; Cette analyse des tableaux de Rembrandt n'est pas sans faire penser à l'idéal éducateur dont Nietzsche parlait à propos de Schopenhauer et dont il précisait que ces devoirs concernant l'idéal, ne sont pas ceux d'un solitaire, mais qu'en les accomplissant „on appartient, bien au contraire, à une puissante communauté dont les membres, bien qu'ils ne soient pas liés par des formes et des lois extérieures, se retrouvent cependant dans une même idée fondamentale.“ – Schopenhauer éducateur, in: *Considérations inactuelles* (Paris 1922) 67; aussi *Jacques Le Ridder*, Rembrandt de Langbehn à Simmel: Du clair obscur de l'âme allemande aux couleurs de la modernité, in: *Sociétés* 37 (1992) 241–252.

<sup>38</sup> *Georg Simmel*, La crise de la culture, in: *Philosophie de la modernité* (Paris 1990) t. II, 276.

<sup>39</sup> Ebd. 279.



*Werner Gephart*

## Die französische Soziologie und der Erste Weltkrieg. Spannungen in Emile Durkheims Deutung des Großen Krieges

Der Erste Weltkrieg markiert das Ende einer gemeinsamen europäischen Wissenschaftskultur. Die hohe Wertschätzung deutscher Wissenschaft und Kunst schlägt in den Vorwurf vorzivilisatorischer Barbarei um. Subtile Wechselwirkungen zwischen deutscher und französischer Wissenschaft werden von den Vertretern dieser Kulturen, den „Intellektuellen“, als Irrtümer denunziert. Lehr- und Lernverhältnisse sind vergessen; die Nationalisierung des Denkens ist ein Effekt des Krieges, der sich weniger dramatisch als die Schützengräben und die Kriegstoten auszunehmen scheint. Aber es zeigt die Grenzen einer Wissenschaftskultur, die sich in besonderer Weise universalistisch gerierte, „Gesellschaft“ und nichts als „Gesellschaft“, von kulturellen Beimischungen befreit, zu analysieren. Aber auch die Soziologie in Deutschland und Frankreich – auf unterschiedlichem Niveau der Institutionalisierung – hat sich diesem Sog nicht entziehen können.

### 1. Georg Simmel und Henri Bergson: Das Ende einer gemeinsamen Intellektuellenkultur

Georg Simmel, der sich als erster und einziger Vertreter der Soziologie in Deutschland verstand, hatte für die Übersetzung Henri Bergsons in Deutschland Sorge getragen<sup>1</sup>. Simmel schreibt gar in einem Brief vom 21. 7. 1912: „Bergsons Kenntniß der deutschen Sprache ist sehr unvollkommen – wie ich nicht nur selbst festgestellt habe, sondern er es mehr als einmal bekannt hat – u.a. er hat neulich noch, zugleich mit dem Nachdruck seiner größten Dankbarkeit alles was die Übersetzung betrifft, in meine Hand gelegt.“ Simmels Wende zur Lebensphilosophie greift Anregungen Bergsons auf, über den er nach eigenem Bekunden im Wintersemester 1910/11 erstmals gelesen hatte, was die Studenten „sehr lebhaft interessiert“ habe<sup>2</sup>. Damit hatte sich Simmel mit einem Kontrahenten Durkheims verbrüdet, der ihm selbst einmal

<sup>1</sup> Aus den Briefen Georg Simmels an den Verleger Diederichs geht hervor, daß sich Simmel um die Übersetzung von „Le Rire“ (Brief vom 25. 3. 1911), „Matière et Mémoire“ (Brief vom 2. 5. 1911), die „Evolution créatrice“ (Brief vom 5. 7. 1911) und auch die „Introduction à la Métaphysique“ gekümmert hat (die bislang unveröffentlichten Briefe befinden sich im Verlagsarchiv Diederichs).

<sup>2</sup> Brief vom 25. 3. 1911 (Verlagsarchiv Diederichs).

die Aufnahme in den ersten Band der *Année sociologique* verschafft hatte<sup>3</sup>. Diese Verwandtschaften zerbrecen angesichts des Krieges.

In gespenstisch anmutenden Formeln preist gerade der Ästhet unter den Soziologen den kollektiven Kriegstaumel. Der Vertreter des „individuellen Gesetzes“<sup>4</sup> beschwört die innere Wandlung vom hemmungslosen Individualismus zur neuen Gesamtheit: „In dem jetzigen Erlebnis leuchtet aus dem neuen Grad, der neuen Art von Verantwortung und von Opfer auch ein neues Verhältnis von Individuum und Gesamtheit auf, dessen begrifflicher Ausdruck schwierig oder widerspruchsvoll ist und dessen reinste Anschaulichkeit der Krieger im Felde ist: daß gleichsam der Rahmen des individuellen Lebens durch das Ganze ausgefüllt ist.“<sup>5</sup>

Der Krieg überwindet die „abstrakte Künstlichkeit der Trennungen“ wie in einem „Schmelztiegel“<sup>6</sup>. Das Kredo des Begründers der Differenzierungslehre kehrt sich um in ein Bekenntnis zur Auflösung der Differenzen, zur Einheit des Ganzen. Im Namen des soziologischen Vitalismus wird der Krieg zum Katalysator einer durch den tragischen Konflikt von Form und Leben zerrissenen Kultur, die auch das religiöse Leben affiziert: Nicht äußere Dogmen, sondern die Innenseite des religiösen Erlebens werde durch den Krieg gesteigert<sup>7</sup>.

Im Namen des Lebens wird auch von Bergson der Krieg als Lösung einer moralischen Krise angesehen<sup>8</sup>. Es sei ein unbestreitbares Gesetz, nach dem die großen Eigenschaften der Menschheit den Preis der Tränen und des Blutes erforderten. Um des Lebens willen haben sich alle Kräfte des Todes auf einen einzigen Punkt konzentriert: „Pour qu’elles se mesurassent avec la vie dans un combat suprême, le destin avait réuni sur un même point toutes les puissances de mort.“<sup>9</sup>

In einem Zuge aber wird die deutsche Philosophie, ohne deren Rezeption wir Bergson nicht nachvollziehen können, denunziert: Die Philosophie sei die intellektuelle Übertragung deutscher Brutalität, ihrer Begierden und Laster<sup>10</sup>. Deutlicher läßt sich das Ende einer gemeinsamen Intellektuellenkultur kaum bezeichnen.

Aber wo stand Durkheim, der alles beherrschende Gründervater der französischen Soziologie mit seiner *équipe* der „*Année sociologique*“, die mit dem Krieg ihr Erscheinen einstellt? Mit dieser Frage aus dem komplexen und keineswegs erschöpften Forschungsfeld des Verhältnisses einer ganzen Gründergeneration der Soziologie zum Ersten Weltkrieg möchte ich mich im folgenden befassen.

<sup>3</sup> Vgl. *Georg Simmel*, Comment les formes sociales se maintiennent, in: *Année sociologique* 1 (1898) 71–109.

<sup>4</sup> Vgl. *Georg Simmel*, Das individuelle Gesetz. Philosophische Exkurse (Frankfurt a.M. 1968), hrsg. von *Michael Landmann*.

<sup>5</sup> *Georg Simmel*, Der Krieg und die geistigen Entscheidungen. Reden und Aufsätze (München, Leipzig 1917) 11f.

<sup>6</sup> Ebd. 10f.

<sup>7</sup> Ebd. 52.

<sup>8</sup> *Henri Bergson*, La signification de la guerre (Paris 1915).

<sup>9</sup> Ebd. 22.

<sup>10</sup> Ebd. 16.

## 2. Kriegsmoral und Kriegsmode. Differenzen zwischen Durkheims Equipe und dem Institut von Worms

Im ersten Band der *Année sociologique*, Nouvelle série, findet sich ein eindrucksvolles Kriegerdenkmal<sup>11</sup>. Es ist Durkheim und seinen im Krieg gefallenen Mitarbeitern gewidmet. Wer ein Lob der Tugend und der Tapferkeit erwartet, wird überrascht durch die Art, wie der soziologischen Kriegstoten gedacht werden soll. Marcel Mauss, der Neffe Durkheims, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, zu zeigen, was aus den jeweiligen Arbeiten und Projekten dieser Soziologen hätte werden können, wenn sie der Krieg nicht hinweggerafft hätte. Dabei geht es Mauss darum zu zeigen, daß es sich um gemeinsame Anstrengungen handelte, ja ein Werk. Dieses war nicht allein durch den inspirierenden, mitunter dogmatischen Geist Emile Durkheims zusammengehalten, sondern durch die eigentümliche Gruppenstruktur der *Année sociologique*, welche durch den Krieg noch enger zusammengeschweißt wurde: „L'Année n'était pas qu'une publication et un ouvrage d'une équipe. Autour d'elle nous formions, [...] elle était [...] un 'groupe' dans toute la force du terme.“<sup>12</sup> Dieser Gruppencharakter wird im Krieg verstärkt: „Sous l'autorité de Durkheim au moment de la guerre, elle était une sorte de société en pleine force de l'esprit et du coeur.“<sup>13</sup>

Auf diese Aktivität Durkheims während der „Grande Guerre“ möchte ich mich konzentrieren. Es ist freilich ein naives Bild der Disziplingeschichte alle – neben Durkheim und der „groupe“ existierenden – soziologischen Strömungen zu ignorieren. Allerdings sind die Differenzen, etwa zur Unternehmung von René Worms<sup>14</sup> überdeutlich, wie sich gerade am Beispiel der kollektiven Erinnerung auch des Krieges darlegen läßt: So wird nämlich im ersten nach dem Krieg erscheinenden Band der „Revue Internationale de Sociologie“ aus der Sitzung der „Société de Sociologie de Paris“ vornehmlich über die militärischen Auszeichnungen berichtet, „flatteuses distinctions“<sup>15</sup> wie René Worms selbst anmerkt, die den honorigen Mitgliedern dieser Honoratiorensoziologie verliehen wurden<sup>16</sup>. Entsprechende Mitteilungen waren in der Equipe Durkheims undenkbar gewesen.

Die Differenz zum asketischen Arbeitsstil der „Année sociologique“ hätte kaum deutlicher ausfallen können, und dennoch sind unter der Regie von René Worms überraschende Arbeiten über den Krieg publiziert worden, die gar das Alltagsleben in

<sup>11</sup> Zu ihrer Funktion vgl. *Reinhard Kosellek*, Kriegerdenkmale als Identitätsstiftungen der Überlebenden, in: *O. Marquard, K. Stierle* (Hrsg.), *Identität* (München 1979).

<sup>12</sup> *Marcel Mauss*, In memoriam. L'oeuvre inédite de Durkheim et de ses collaborateurs, in: *L'Année sociologique*, 2ème série, 1 (1925) 7–29, bes. 7.

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Vgl. hierzu: *Werner Gephart*, René Worms. Père fondateur de l'Institut International de Sociologie (Vortrag Paris 1993, erscheint demnächst).

<sup>15</sup> *René Worms*, Séance du mercredi 13 novembre 1918, in: *Revue Internationale de Sociologie* (RISS) 27 (1919) 53.

<sup>16</sup> Vgl. hierzu, *Gephart*, Père fondateur de l'Institut Internationale de Sociologie, a.a.O.

Paris zum Gegenstand hatten, vom Wandel des Konsumverhaltens bis zur Kriegsmode<sup>17</sup>.

Angesichts der knappen Mittel blieb nichts anderes übrig – so Lavadeur – als die „Linie“ zu verändern: „On les chaussa de hautes bottes lacées à la russe, en même temps on écourtait les robes, sans doute pour que les années de guerre n'altèrent pas leur éblouissante jeunesse et pour qu'elles conservent plus longtemps l'illusion du printemps.“<sup>18</sup> Jeder Anklang an Stoff und Form militärischer Uniformen wird als schlechter Geschmack kritisiert. Aber die wirklichen Frauen wüßten sich mit eleganter Zurückhaltung zu kleiden und einen convenablen Kriegsschmuck zu tragen:

„Elles ne portent pas de bijoux; seule la vogue de ceux fabriqués au front et doublement précieux fut extrême; bagues, broches, croix en aluminium se multiplièrent et furent acceptés comme bijoux de guerre avec fierté.“<sup>19</sup>

Durkheims Kriegsbild ist ungleich nüchterner. Ich möchte es anhand seiner soziologischen Schriften, brieflicher Äußerungen und der sog. „écrits de guerre la guerre“ entwickeln. Von „Kriegsbild“ oder „image de la guerre“ spreche ich dabei im metaphorischen Sinne. Es scheint mir geeignet – wie an anderer Stelle ausgeführt<sup>20</sup> – die Verbindung und Wechselwirkung mit dem ästhetischen oder auch dem religiösen bzw. konfessionellen Diskurs herzustellen. In diesem Diskurs Stellung zu nehmen, ist auch von Durkheim als Aufgabe der Intellektuellen, nicht zuletzt in der Dreyfus-Affaire<sup>21</sup>, angesehen worden. Umso größer sind vielleicht die Erwartungen, die man an Durkheim als soziologischen Beobachter des Krieges und als Bürger der bedrohten Dritten Republik richten mag.

### 3. Der Krieg in den elementaren Strukturen des sozialen Lebens: Das Theoriepotential Durkheims

Im Theoriedesign von Durkheim nimmt der Krieg einen eigentümlichen Platz ein. Anders als die englische Tradition, in der sich von Hobbes bis zu Spencer das soziologische Motiv des Krieges nachzeichnen läßt, und anders als die deutsche Tradition, die

<sup>17</sup> Siehe insbesondere: *M.-L. Lavadeur*, La vie à Paris pendant la guerre, in: RIS 23 (1915) 605–617; vgl. aber auch *Charles Gide*, La guerre et la question sociale, RIS 23 (1915) 132–141; *Georges Bonnet*, Comment nous reviendront nos soldats, RIS 23 (1915) 393–440; *J. Lortel*, Le théâtre et la guerre, RIS 23 (1915) 537–544; *Marcel Vacher*, L'agriculture et la guerre, RIS 24 (1916) 83–95; *Louis Liard*, La guerre et les universités françaises, RIS 24 (1916) 264–287; *Henri Hauser*, La guerre et les neutres, RIS 25 (1917) 368–390; *H. Imbart de la Tour*, Un canton de France pendant la guerre, RIS 26 (1918) 4–13; *Suzanne Galland*, Le socialisme et la guerre, RIS 26 (1918) 337–341.

<sup>18</sup> *Lavadeur*, La vie à Paris pendant la guerre, a.a.O., 616.

<sup>19</sup> Ebd.

<sup>20</sup> Vgl. *Werner Gephart*, Bilder vom „Großen“ Krieg. Zur Soziologie der Kriegskultur, in: *Annali della facoltà di lettere e filosofia dell'Università di Napoli*, n.s. 18 (1987–1988) (Neapel 1990) 525–565.

<sup>21</sup> Ich verweise auf die Darstellung bei *Steven Lukes*, *Emile Durkheim. His Life and Work* (New York 1972) 320 ff.

bei Hegel, Marx und Tönnies eine durch partikuläre Interessen zerrissene bürgerliche Gesellschaft zeigt, ist Durkheim eher der romantischen deutschen Schule der Gemeinschaftstradition verpflichtet, in der das soziale Leben als zumindest prinzipiell durch solidarische, gemeinschaftsstiftende Beziehungen regulierbar erscheint. Es ist daher auch sehr irreführend, Durkheim als Antwort auf eine vermeintlich universell gestellte Hobbessche Ordnungsfrage zu lesen.

Man wird Durkheim m.E. am ehesten gerecht, wenn man ihn auf der „Suche nach den elementaren Formen des sozialen Lebens“ sieht, die den Brüchen und Widersprüchen, Krisen und Desorganisationserscheinungen moderner Gesellschaften Einhalt bieten könnte. Dabei arbeitet Durkheim mit einem relativ einfachen Kategorienapparat, in dessen Zentrum die Struktureigenschaften des sozialen Lebens stehen, die sich vom Individualbewußtsein abheben: Symbole, Normen, soziale Organisation und die kognitive und emotive Dynamik der Interaktion sind die Grundelemente theoretischer Konstruktionen und empirischer Analysen im Werk Emile Durkheims<sup>22</sup>.

Dies läßt sich gerade an seiner Analyse des Krieges demonstrieren, die noch vor der Erfahrung des Großen Krieges liegt. So läßt sich das Ansteigen der Kriminalitätsrate etwa in der Folge des Krieges von 1870/71 aus diesem Grundmodell erläutern<sup>23</sup>. So sei im Kriegsjahr 1870 selbst zwar ein Rückgang der Tötungsdelikte (von 339 auf 307 Fälle) zu beobachten, aber dieser absolute Rückgang müsse als relativer Zuwachs interpretiert werden, wenn man in Rechnung stellt, daß die Verbrechenverfolgung in Kriegszeiten nachlasse und schließlich die primäre Tätergruppe eingezogen sei. Wie aber kommt es, daß der Krieg diesen Effekt auslöst?

Durkheims Antwort liegt in der Steigerung des kollektiven Erregungsniveaus des sozialen Lebens, das paradoxe Effekte hervorbringt. Interaktion und Kontakt generieren nicht nur im weitesten Sinne „Moral“, sondern bringen das soziale Leben in Bewegung. Der Regulationsbedarf steigt und die organisationsförmige Verfestigung wird dringlicher. In dem Klima des durch den Krieg gesteigerten sozialen Lebens werden zwar neue Ideale geboren oder alte wiederbelebt – wir werden darauf zurückkommen – aber das emotiv gefärbte, „effervescente“ soziale Leben bringt zugleich, wie Durkheim in den „Leçons de sociologie“ herauszupräparieren sucht, die Delikte der Gewalt hervor. Insofern eben ist dann ein gewisses Ausmaß an Gewaltdelikten durchaus „normal“, soweit es nämlich mit den Grundbedingungen des sozialen Lebens verknüpft ist<sup>24</sup>.

Gilt dies am Ende für den Krieg selbst, wenn wir einmal die Simmelschen Argumente der internen Kohäsionskraft des Krieges in das Theoriespiel Durkheims übersetzen?

Wo aber lägen weitere Anknüpfungspunkte für eine soziologische Analyse des Krieges, wenn man Durkheims Theorie des sozialen Lebens zugrundelegt?

Als *Soziologen* kann Durkheim niemals die Frage nach den Bedingungen der Ent-

<sup>22</sup> Vgl. auch *Werner Gephart*, Strafe und Verbrechen. Die Theorie Emile Durkheims (Opladen 1990) 49–55.

<sup>23</sup> *Emile Durkheim*, *Leçons de sociologie. Physique des moeurs et du droit* (Paris 1969) 148 ff.

<sup>24</sup> Vgl. *Gephart*, Strafe und Verbrechen, a.a.O., 74 ff.

stehung eines konkreten Krieges interessieren und auch nicht deren Auswirkungen auf die interne Verfassung einer Gesellschaft im Kriege. Aber es scheint nicht nur möglich, sondern von der Theorie her auch geboten, das Zusammenspiel von kollektiver, symbolischer Repräsentation des Krieges, der Entfesselung kollektiver Gefühle in der kriegerischen Interaktion mit den Notwendigkeiten sozialer Regulation, etwa im Kriegsstrafrecht und den Problemen ziviler und militärischer Organisation zu untersuchen. Schließlich wäre die komparative Analyse der Bedeutung morphologischer und symbolischer Faktoren für die Genese kriegerischer Auseinandersetzungen möglicher Gegenstand von Krieg als eines „fait social“<sup>25</sup>.

All dies freilich hat Durkheim *nicht* analysiert, sondern er ist einmal in durchaus idealistischer Manier deutscher Kriegsrhetorik nachgegangen, um die Kriegsschuldfrage als die Suche nach einem verantwortlichen individuellen Akteur aufzunehmen – so in „Qui a voulu la guerre?“<sup>26</sup>, um schließlich ein im Geist eines propagandistisch gewendeten Positivismus ermitteltes Bild der Kräfteverhältnisse der Kombattanten zu liefern, das den Durchhaltewillen der französischen Bevölkerung stabilisieren sollte.

Wie läßt sich diese Spannung aus Theoriedesign und tatsächlicher Arbeit der Intellektuellen erklären, in der nahezu alle Theoriebausteine einer antiindividualistischen, „materialistischen“ (morphologischen) und universalistisch angelegten Theorieanlage verlassen scheinen? Hierzu müssen wir nun endlich die betreffenden Schriften Emile Durkheims etwas genauer betrachten.

Sie sind in den vergangenen Jahren durch eine Neuauflage bei Armand Collin<sup>26</sup> einem breiteren Publikum wieder zugänglich gemacht worden. Soziologen erschienen diese Schriften über lange Zeit minder interessant und „nur“ für Historiker überhaupt von Belang.

#### 4. Mentalité allemande und deutscher Mythos. Die ‚idealistische‘ Erklärungsstrategie Durkheims

Wer sich freilich für das Problem des „deutschen“ Einflusses im Denken Durkheims interessierte, für den mußte Durkheims Schrift „L'Allemagne au-dessus de tout. La mentalité allemande et la guerre“ schon immer von besonderem Interesse sein. Durkheims Reiseberichte über seinen Studienaufenthalt in Deutschland<sup>27</sup> hatten ihm gar

<sup>25</sup> M. E. muß man also keineswegs eine theoretische Hilflosigkeit gegenüber dem Phänomen des Krieges bei Durkheim vermuten, nur weil dieser keine ausgearbeitete Staatstheorie besitze, so aber *Hans Joas*, Die Klassiker der Soziologie und der Erste Weltkrieg, in: *ders.*, *Helmut Steiner*, Machtpolitischer Realismus und pazifistische Utopie. Krieg und Frieden in der Geschichte der Sozialwissenschaften (Frankfurt a.M. 1989) 179–210, bes. 198 f.

<sup>26</sup> *Emile Durkheim*, *L'Allemagne au-dessus de tout. La mentalité allemande et la guerre* (Paris 1991); *ders.*, *Ernest Lavisse*, *Lettres à tous les français*, mit einem Vorwort von *Michel Maffesoli* (Paris 1992).

<sup>27</sup> *Emile Durkheim*, *La philosophie dans les universités allemandes*, in: *Revue Internationale de l'enseignement* 13 (1887) 313–318, 423–440; *La science positive de la Morale en Allemagne*, in: *Revue philosophique* 24 (1887) 33–58, 113–142, 275–284, abgedr. in: *Emile Durkheim*, *Textes* 1 (Paris 1975) 267–343.

den Lehrstuhl in Bordeaux eingetragen; Durkheim hatte eine wichtige Rezension zu Tönnies<sup>28</sup> verfaßt; Schäffle, Wagner und Schmoller sind präsent. So wird z. B. gerade aus der Lektüre Wagners die Emergenzargumentation gespeist<sup>29</sup>, während Durkheim in der Auseinandersetzung mit Déploige behauptet, nur eine geringe Sympathie für das Werk dieses Nationalökonomisten zu besitzen<sup>30</sup>. Maurice Halbwachs wird dafür in „L'Humanité“ gerade am Beispiel Wagners demonstrieren, wie der deutsche Militarismus auch das Denken nicht nur der Militärs deformiert habe, wenn nämlich der rein ökonomische Nutzen des Militärs entgegen seiner destruktiven Kraft propagiert<sup>31</sup>, sondern auch die Denkweise hochangesehener Wissenschaftler infiziert werde.

Durkheims Kritik der Handlungslehre wird an Autoren geübt, die für Weber konstitutiv wurden, d. h. an Jhering und an anderen Juristen<sup>32</sup>; Durkheim hatte gar den Beitrag Georg Simmels für den ersten Band der *Année sociologique* eigenhändig übersetzt und dabei signifikante Korrekturen vorgenommen<sup>33</sup>. Gleichwohl läßt sich beobachten, wie die Wertschätzung deutscher Wissenschaft im Vorfeld des Krieges zunehmend schwindet. So heißt es zwar in einer Umfrage aus dem Jahre 1902 durchaus: „Personnellement je dois beaucoup aux Allemands. C'est en partie à leur école, que j'ai acquis le sens de la réalité sociale, de sa complexité et de son développement organique.“<sup>34</sup> Sogleich ist hinzugefügt, daß vor diesem Hintergrund die Bedeutung der französischen Tradition umso deutlicher hervortrete: „A leur contact j'ai mieux compris l'exiguité des conceptions de l'école française dont je n'entends pas, d'ailleurs, rabaisser l'importance par cela seul que j'en reconnais, après d'autres, le simplisme excessif.“<sup>35</sup>

In der erwähnten Déploige-Affaire gesteht Durkheim einem Thomisten, der ihn pangermanischer Herkunft überführen will, durchaus zu, daß er für die Verbreitung deutscher Autoren, wie Wilhelm Wundt, verantwortlich sei, deren faktischer Einfluß freilich zu differenzieren sei. Dies führt zu so merkwürdigen Aussagen wie derjenigen, Georg Simmels „Einleitung in die Moralwissenschaft“ niemals gelesen zu haben, Wagner und Schmoller in Berlin gar nicht zur Kenntnis genommen zu haben und auch Wundt in seiner Bedeutung für die Entwicklung des eigenen Denkens herunterspielen zu müssen. Dies ist insofern für unseren Kontext so interessant, weil Gustav von Schmoller und Wilhelm Wundt zu den Unterzeichnern des Aufrufs der 93 „An die

<sup>28</sup> *Emile Durkheim*, Tönnies, F. Gemeinschaft und Gesellschaft, in: *Revue philosophique* (1889) 416–422.

<sup>29</sup> Vgl. *Durkheim*, *La science positive de la morale en Allemagne*, a.a.O., 37 f.

<sup>30</sup> *Emile Durkheim*, in: *Revue néo-scolastique* 14 (1907) 612.

<sup>31</sup> Vgl. den Artikel vom 24. April 1915 im *L'Humanité*.

<sup>32</sup> Zur Kritik der Handlungstheorie als negativer Rechtssoziologie vgl. *Werner Gephart*, *Gesellschaftstheorie und Recht. Das Recht im soziologischen Diskurs der Moderne* (Frankfurt a.M. 1993) 325–338.

<sup>33</sup> Vgl. hierzu und zum deutschen Einfluß im Denken Durkheims: *Werner Gephart*, *Soziologie im Aufbruch. Zur Wechselwirkung von Durkheim, Schäffle, Tönnies und Simmel*, in: *KZfSS* 34 (1982) 1–25.

<sup>34</sup> *Emile Durkheim*, *Mercure de France* 44 (102) no 156, 647 f., abgedr. in: *Durkheim*, *Textes* 2, 400.

<sup>35</sup> Ebd.

Kulturwelt<sup>36</sup> gehören werden, der die Intellektuellen Europas gegen die „Ideen von 1914“<sup>37</sup> in Empörung versetzt hatte. Aus dieser Perspektive ist es dann auch nochmals bedeutsam, wem Durkheim schließlich seine intellektuellen Dankeschulden abtragen möchte und dies ist Émile Boutroux, der das „mémoire des Cent“ unterzeichnen<sup>38</sup> und der seinerseits zum Komitee der Publikation der „Lettres à tous les Français“ gehören wird, das Durkheim als Sekretär und Ernest Lavisse als Président organisieren werden.

Eine geistige Auseinandersetzung mit Deutschland war für Durkheim also heikel, zumindest ambivalent, wenn man den unbestrittenen objektiven Anteil deutscher Traditionen in seinem Denken vor Augen hat<sup>39</sup>. Trotz der zuvor bezeichneten Einbrüche in der Wertschätzung deutscher Wissenschaft für die man manche Belege nennen könnte, blieb ihr Ansehen doch durchaus bestehen. Daher wird dies zur rhetorischen Ausgangsfrage Durkheims, wie Menschen „que nous fréquentions, que nous estimions, qui appartenaient en définitive à la même communauté morale que nous, aient pu devenir ces êtres barbares, agressifs et sans scrupules qu'on dénonce à l'indignation publique“<sup>40</sup>. Durkheims Antwort ist ihm so kostbar, daß er in einem Schreiben an Xavier Léon mitteilt, seine Broschüre nur an Soldaten im Felde zu versenden, sie nicht aber zu Rezensionszwecken an Kollegen zu überlassen<sup>41</sup>.

Worin besteht Durkheims Antwort auf eine Frage, die in der Form eines Theodizeeproblems gestellt ist? Sie liegt in der Analyse eines „mental und moralischen Systems“, das den jeweiligen barbarischen Handlungen zugrundeliege. Diese sei vor allem eine spezifisch deutsche Staatsauffassung, die prototypisch bei Treitschke in der Identifizierung von Staat und Macht zu finden sei. Die methodische Seite der Herleitung verdient besondere Aufmerksamkeit. Sie kommt in der folgenden Formulierung klar zum Ausdruck:

„Une conception déterminée de l'Etat se traduit en règles d'action édictées par l'autorité militaire, et ces règles, à leur tour, se réalisent en actes par l'intermédiaire des individus. Il ne s'agit donc pas, en tout ceci, de fautes individuelles, plus ou moins nombreuses; mais on est en présence d'un système, parfaitement organisé, qui a ses racines dans la mentalité publique et qui fonctionne automatiquement.“<sup>42</sup>

Es geht also um die Analyse einer „kollektiven Repräsentation“<sup>43</sup>, die gewissermaßen

<sup>36</sup> Vgl. die umfassende Analyse von *Bernhard vom Brocke*, *Wissenschaft und Militarismus*, in: *William M. Calder et al.* (Hrsg.), *Wilamowitz nach 50 Jahren* (Darmstadt 1985) 649–719.

<sup>37</sup> Zur Interpretation als Ausdruck des deutschen Sonderwegs, vgl. *Wolfgang J. Mommsen*, *Der Geist von 1914. Das Programm eines politischen „Sonderwegs“ der Deutschen*, in: *ders.*, *Der autoritäre Nationalstaat* (Frankfurt a.M. 1990) 407–421.

<sup>38</sup> Zum Krieg der Manifeste vgl. auch *Christophe Prochasson*, *Les intellectuels, le socialisme et la guerre* (Paris 1993).

<sup>39</sup> Vgl. auch *Wolf Lepenies*, *Die drei Kulturen* (München, Wien 1985) 49 ff.

<sup>40</sup> *Emile Durkheim*, *L'Allemagne au-dessus de tout. La mentalité allemande et la guerre* (Paris 1915) 4.

<sup>41</sup> Brief vom 12. Februar 1915, in: *ders.*, *Textes 2*, a.a.O., 475.

<sup>42</sup> *Ders.*, *L'Allemagne au-dessus de tout*, a.a.O., 39.

<sup>43</sup> Deren theoretische Struktur ist entfaltet in: *Représentations individuelles et représentations collectives*, in: *Revue de métaphysique et de morale* (1898) 237–302.

im Rücken der Akteure das Handeln von Individuen steuert. Diese „kollektive Repräsentation“ beruhe nicht auf individuellen, rationalen Entscheidungen, sondern sie sei aus einer kollektiven Strömung abzuleiten. Damit mag Durkheim zwar methodologisch einer Art „positivistischem Idealismus“<sup>44</sup> verhaftet sein, aber wer die haßerfüllten Tiraden anderer Kriegsteilnehmer vor Augen hat, dürfte nicht verkennen, daß Durkheim in dieser methodisch kontrollierten Argumentation der rationalistischen Tradition der „Regeln der soziologischen Methode“ weiterhin verpflichtet bleibt.

Gleichwohl führt Durkheims Deutung von Treitschkes gerade ein Dilemma der eigenen Theorie Durkheims vor Augen, der es an einer Theorie des modernen Staates mangelt. Betrachten wir zunächst Durkheims Lektüre von Treitschkes, um dies mit Durkheims eigener Sicht des Staates als einer moralischen Anstalt zu konfrontieren.

Ein völliges Unverständnis für soziologische Fragen konnte Durkheim an Treitschke nicht monieren, denn dieser hatte 1859 eine der wenigen frühen Schriften zur Soziologie, nämlich „Die Gesellschaftswissenschaft“, verfaßt, ein Titel, der übrigens in Webers „Grundriss zu den Vorlesungen über Allgemeine (theoretische) Nationalökonomie“ zitiert wird<sup>45</sup>. Allerdings ist nicht nur die Staats-, sondern die damit verbundene Gesellschaftskonzeption für Durkheim suspekt.

Denn einerseits werde der Staat jenseits völkerrechtlicher Bindungen gestellt, die durch die Anwendung der *clausula rebus sic stantibus* außer Kraft gesetzt werden; zum anderen werde der Staat, der keines Legitimitätseinverständnisses bedürfe, (bei Treitschke heißt es: „Reiche haben durch Jahrhunderte bestanden als mächtige, hochentwickelte Staaten ohne diese innere Zustimmung ihrer Bürger“<sup>46</sup>) von moralischen Bindungen abgekoppelt; dann aber erhebe sich der Staat bei von Treitschke auch über die bürgerliche Gesellschaft selbst. Nicht dem Volk oder der Gesellschaft sei eine kollektive Realität zuzusprechen, sondern nur der Staat existiert nach von Treitschke als eine kollektive Persönlichkeit. Die romantische Gesellschaftslehre wird bei Treitschke letztlich durch das Hobbessche Modell einer individualistischen Konkurrenzgesellschaft ersetzt, während als Leistung der deutschen Wissenschaft gerade die Entdeckung kollektiver Kräfte hervorgehoben wurde: „Ce fut même un des services rendus par la science allemande d'autrefois que d'avoir appelé l'attention sur ces forces impersonnelles, anonymes, obscures qui ne sont pas les moindres facteurs de l'histoire.“<sup>47</sup>

Insofern holt Durkheim dann eben doch die eigene Verstrickung in die deutsche Tradition ein: Weil Treitschke die dunklen untergründigen Kräfte der Geschichte von der Gesellschaft in die Eigengesetzlichkeit des machtzentrierten Leviathan verlagert habe, werden alle Grenzen rechtlicher, moralischer und zivilisatorischer Bindung aufgesprengt. Dieser Staatsgedanke aber, der nach Treitschkes Worten eben nichts „für zarte Naturen und Schwärmer“<sup>48</sup> sei, ist nach Durkheim für die Verletzung der belgi-

<sup>44</sup> Dies ist im Sinne der Parsonischen Terminologie gemeint. Vgl. *Talcott Parsons, The Structure of Social Action* (New York 1937, 1949).

<sup>45</sup> Vgl. den Neuabdruck (Tübingen 1990) 11.

<sup>46</sup> Vgl. *Heinrich von Treitschke, Politik* (Leipzig <sup>1</sup>1913/3) 32.

<sup>47</sup> *Durkheim, L'Allemagne au-dessus de tout*, a.a.O., 29.

<sup>48</sup> v. *Treitschke, Politik*, a.a.O., 33.

schen Neutralität, der Mißachtung der Haager Konvention usf. über das methodische Vehikel der Übersetzung in Handlungsnormen und ihrer Anwendung im Krieg verantwortlich. Denn der Krieg ist bei Treitschke geradezu der vornehmste Ausdruck des Staates.

Am Ende zeichnet Durkheim das Bild eines durch Mythen geprägten Deutschlands, dessen „Mentalität“<sup>49</sup> deshalb so irreführend sei, weil sie im Gewande eines ebenso rational asketischen wie mystischen Idealismus' aufträte. Von dieser „historischen Mythologie der Deutschen“ schreibt Durkheim :

„L'Allemagne s'est forgé un mythe qui est allé de plus en plus en se développant, en se compliquant et en se systématisant. Pour justifier son besoin d'être souverain, elle s'est naturellement attribué cette supériorité universelle, elle lui a cherché des causes dans la race, dans l'histoire, dans la légende. Ainsi est née cette mythologie pangermaniste, aux formes variées, tantôt poétique et tantôt savante, qui fait de l'Allemagne la plus haute incarnation terrestre de la puissance divine.“<sup>50</sup>

Aus dieser Hypertrophie des Willens, des Willens zur Macht, gebiert auch eine Flut von Phantasmagorien der Weltbeherrschung, die eines Jules Verne oder eines H.G. Wells würdig wären<sup>51</sup>. All dies sei Ausdruck einer morbiden Mentalität, dessen pathologischer Charakter einst von Historikern und Soziologen auf seine spezifischen Ursache zu untersuchen sei.

Diese Analyse Durkheims zeigt eine unheimliche Verwandtschaft mit dem Bild, das Weber von einer entfesselten Moderne zeichnet, die, durch einen Rationalismus der Weltbeherrschung gekennzeichnet, gerade in der Entfaltung der Eigengesetzlichkeiten unterschiedlicher Sphären und damit auch in der Macht ihr allgemeines Gesetz findet.

Es ist vielleicht kein Zufall, daß Emile Durkheim gerade in dem Kriegsjahr, in dem er den zuvor referierten Text verfaßt hat, ein Fragment zur Theorie des Staates aus der Hand gibt, das im Rahmen des Centenaire 1958 erstmals publiziert wurde<sup>52</sup>. Darin entfaltet Durkheim die Idee vom Staat als einer moralischen Anstalt, als Ort des Rechts und der Gerechtigkeit, ja als einen Ort reflexiver Vernunft.

Freilich war mit Friedenswille und Vernunftglauben allein der Krieg nicht zu gewinnen. Und neben einer Analyse der geistigen Voraussetzungen des Krieges, die Durkheim ausschließlich in der deutschen Mentalität begründet sieht, stellt sich die Frage nach der historisch-politischen Verantwortung der Grande Guerre, die nunmehr in den Kategorien politischer und diplomatischer Historiographie verfaßt wird, wie sie im übrigen von Treitschke als eine fehlerhafte Geschichtsauffassung vorgehalten wurde<sup>53</sup>.

<sup>49</sup> Hier scheint Durkheim einen späteren Begriff der Annales-Schule vorwegzunehmen, die man in vielem als legitime Nachfolgerin der Durkheim-Schule ansehen darf.

<sup>50</sup> *Durkheim, L'Allemagne au-dessus de tout*, a.a.O., 44.

<sup>51</sup> Ebd. 46.

<sup>52</sup> Vgl. *Emile Durkheim, L'Etat*, in: *Revue philosophique* 148 (1958) 432-437.

<sup>53</sup> Gegen Treitschke hatte es geheißt: „Nombres d'historiens professent que l'Etat est plus une résultante qu'une cause“; *Durkheim, L'Allemagne au-dessus de tout*, a.a.O., 31.

## 5. Qui a voulu la guerre. Die voluntaristische Deutung der Kriegsschuldfrage

In dieser mit Ernest Denis verfaßten Studie wird die Aufgabe einer Analyse der demographischen, ökonomischen, ethnischen und okkasionellen Gründe für den Ausbruch des Krieges nicht der Soziologie, sondern der Geschichtswissenschaft überantwortet: „Les historiens auront un jour à rechercher par quelle suite de quelles conditions.“<sup>54</sup>

Trotz dieser langfristig wirkenden Umstände der *longue durée* bedürfte es eben der menschlichen Tat: „Pour qu’elles produisent leurs effets, encore faut-il que des volontés humaines se prêtent à leur action.“<sup>55</sup> Wem ist danach ein Krieg kausal zurechenbar? „Pour qu’une guerre éclate, il faut qu’un Etat la veuille, et c’est lui qui en porte la responsabilité.“<sup>56</sup>

Nun läßt sich diese Zuschreibung einer Verantwortlichkeit für den soziologischen Leser nicht ganz unbefangen aufnehmen, weil es im Umkreis des Durkheimkreises eine ausgearbeitete Theorie der *Responsabilité* gibt: Es ist die Theorie von Paul Fauconnet über den Transfer der verletzten *kollektiven Gefühle*<sup>57</sup> im symbolischen Medium der Strafe, die an Durkheims Lehre von Strafe und Verbrechen unmittelbar anknüpft<sup>58</sup>. In dieser Theorie steht, der Kritik der Handlungslehre entsprechend, der individuelle oder auch kollektive Akteur im Hintergrund. Vielmehr sei für Ausmaß und Prinzip rechtlicher und moralischer Zurechnung die Eigenlogik kollektiver Gefühle und ihrer Besänftigung entscheidend.

Wir müssen also nochmals festhalten, daß Durkheims Vorhaben einer Analyse der Kriegsschuldfrage als Suche nach einem kausal relevanten Verursacher aus der Sicht seines soziologischen Theorieprogramms ein systemwidriges Unternehmen ist<sup>59</sup>. Wenn in dem Text also behauptet wird: „Il devient possible d’établir le bilan moral des différents acteurs du drame et de déterminer, par suite, la part de responsabilité qui revient à chacun“<sup>60</sup>, dann ist diese Art der Dramenanalyse eben nicht aus den Grundgedanken seines Theorieprogramms erwachsen.

Es würde hier zu weit führen, die Deutung der Ereignisse vom 31. Juli bis zum 3. August im Lichte des Fischerstreits und der nachfolgenden Relativierung einer abschließlichen Kriegsschuld Deutschlands auf der Basis der seinerzeit verfügbaren Dokumente kritisch zu würdigen – dies wäre auch eher eine Aufgabe für einen Historiker. Der Tenor in Durkheims Analyse aber ist eindeutig: Sowohl in der langfristig

<sup>54</sup> Ders., *Ernest Denis, Qui a voulu la guerre? Les origines de la guerre d’après les documents diplomatiques* (Paris 1915) 2.

<sup>55</sup> Ebd.

<sup>56</sup> Ebd.

<sup>57</sup> Vgl. Paul Fauconnet, *La responsabilité* (Paris 1920); vgl. hierzu Werner Gephart, *Symbol und Sanktion. Zur Theorie der Zurechnung von Paul Fauconnet* (Mskr).

<sup>58</sup> Vgl. hierzu Gephart, *Strafe und Verbrechen*, a.a.O.

<sup>59</sup> Gegen eine handlungstheoretische Lektüre Durkheims, wie sie Talcott Parsons in ‚The Structure of Social Action‘ geliefert hatte, vgl. Gephart, *Gesellschaftstheorie und Recht*, a.a.O., 321–418.

<sup>60</sup> Durkheim, Denis, *Qui a voulu la guerre?*, a.a.O., 4.

angelegten Kriegsvorbereitung bzw. Kriegsbereitschaft, wie in den zahlreichen Unterlassungen, den Krieg noch zu verhindern (dessen objektive Möglichkeit darzulegen in minutiöser Darstellung der Abfolge der Ultimaten von Durkheim unternommen wird), kann Deutschland trotz aller gegenteiligen Behauptungen im „Livre blanc“ kein einziger friedenssichernder Akt entlastend zugerechnet werden. In dem mir vorliegenden Exemplar der Kriegsschrift „Qui a voulu la guerre“, die von Emile Durkheim dem Schüler Georges David „bien affectueusement“ gewidmet ist, findet sich die emphatische und resümierende Randbemerkung Davids: „L'Allemagne veut la guerre“.

## 6. Grenzen der kriegergezeugenden „effervescence“. Die Temperierung kollektiver Gefühle

In einem Brief vom 12. Februar 1945 an Xavier Léon gibt Durkheim ein eindrucksvolles Bild seiner Tätigkeit im „Comité de publication des lettres à tous les français“, das er, neben dem Präsidenten Ernest Lavisse, als Sekretär betreute, und zwar folgenmaßen:

„L'organisation de notre Comité de nos publications, tout cela ne me laisse aucun loisir. Depuis que nos brochures ont paru, il faut les traduire en 7 langues. J'ai constitué pour cela une équipe de 18 traducteurs. En moins de trois semaines nos 18 traductions ont été faites. Toutes sont à l'impression. Plusieurs sont imprimées. Avec tout cela, des questions se posent tous les jours, qui sont à étudier. Elles se multiplient d'autant plus que nos brochures réussissent fort bien.“<sup>61</sup> Und weiter fügt Durkheim in signifikanter Weise hinzu: „Tout le monde se rend compte que c'est une propagande qui ne ressemble pas aux autres.“<sup>62</sup>

Emile Durkheim also in der Rolle des Organisators von Propagandaschriften, wenn auch eigener Art, wie wir sehen werden. Freilich geht diese Aufgabe einher mit Durkheims Selbstverständnis, das er in einem Brief an Bouglé so formuliert: „Vous me dites que vous comptez rester mobilisé. Permettez-moi d'être franc. Je trouve que le premier devoir est de remplir sa fonction; sauf à faire à la guerre une large place à côté du devoir professionnel.“<sup>63</sup> Jedenfalls ist es nicht der organisierende Organist Worms, der die Lasten der Organisation des intellektuellen Widerstandes organisiert hätte, sondern eben Durkheim.

Mir scheint vor allem bemerkenswert, daß es gelungen ist, über die Fachgrenzen hinaus, die Durkheim mit imperialem Gestus ja weit gesteckt hatte, sowohl den ehemaligen Mitschüler der Ecole normale, Henri Bergson, trotz heftiger inhaltlicher Differenzen, zu engagieren, ebenso den Historiker Charles Seignobos, mit dem er sich heftige Gefechte über das Verhältnis von Soziologie und Geschichte geliefert hatte, aber auch den Linguisten Antoine Meillet zu integrieren, der nicht nur eine wegweisende Studie zum Sprachwandel in der „Année sociologique“ verfaßt hatte, sondern auch der akademische Lehrer des geliebten Sohnes André war.

<sup>61</sup> Brief an Xavier Léon vom 12. Februar 1915, in: Textes 2, a.a.O., 475.

<sup>62</sup> Durkheim, ebd.

<sup>63</sup> Emile Durkheim an Célestin Bouglé vom 18. September 1917, abgedruckt in: Textes 2, a.a.O., 439.

Der erste dieser 12 Briefe gibt Durkheims Position sehr deutlich wieder. Es geht nicht mehr um die Frage der deutschen Mentalität oder der Kriegsschuld, sondern darum, ob und wie Frankreich den Krieg gewinnen könne. Dies ergebe sich einmal aus der Analyse von Tatsachen, nämlich durch einen systematischen und quantitativ abgestützten Vergleich der Ressourcen der feindlichen Koalitionen<sup>64</sup>. Durkheims wichtiger Beitrag lag nun darin, zu diesen Ressourcen nicht nur materielle Faktoren zu zählen, die eben zu den endlosen und schwer entscheidbaren „Materialschlachten“ führen, sondern die moralischen Ressourcen mitzurechnen. Denn dies sei die Eigenart des Krieges: Angesichts der vollständigen Mobilisierung ungeheurer Menschenmassen sei die Entscheidung des Krieges durch irgendeinen Vernichtungsschlag gar nicht mehr denkbar. Sieger sei vielmehr derjenige, der den Krieg am längsten auszuhalten vermöge.

Hierzu sei einerseits ein unbeirrbarer „Wille“ erforderlich<sup>65</sup> und andererseits aber eine Beruhigung all der durch den Krieg aufgewühlten kollektiven Gefühle. Daher sei auch die aktuelle Kriegsberichterstattung so gefährlich, weil sie Zweifel aufkommen läßt und den Siegeswillen lähmen könne. Überhaupt ist jener Zustand von Übel, den Durkheim wie folgt umschreibt: „Or l'habitude dont nous venons de parler ne peut que les énerver par l'état d'effervescence qu'elle risque d'éveiller ou d'entretenir en nous.“<sup>66</sup> Diese Formulierung ist aus doppeltem Grunde von besonderer Bedeutung. Einmal steht sie der von Simmel empfundenen emotiven Faszination des Krieges diametral entgegen, die aus dem Ästhetiker und Vertreter der feinen Unterschiede – wie wir eingangs gesehen hatten – einen Apologeten der Entdifferenzierung gemacht hatte<sup>67</sup>. Zum anderen aber richtet sich Durkheims Aufruf zur Zügelung der kollektiven Gefühle gegen die eschatologische Hoffnung zur Überwindung der Krise moderner Gesellschaften, die Durkheim in pathetischem Duktus vor dem Krieg (1912) so ausgeführt hatte:

„Un jour viendra ou nos sociétés connaîtront à nouveau des heures d'effervescence créatrice au cours desquelles de nouveaux idéaux surgiront, de nouvelles formules se dégageront qui serviront, pendant un temps, de guide à l'humanité.“<sup>68</sup>

Durkheim, der Theoretiker der non-rationalen Grundlagen moderner Gesellschaften, erliegt damit nicht dem ideologisch verklärten individuellen oder kollektiven „Kriegserlebnis“. Auch die vermeintlichen moralischen Kräfte des Krieges werden von Durkheim zurückgewiesen. Gerade die Vertreter des religionssoziologischen Paradigmas lehnen jede Art religiöser Verklärung des Krieges, wie sie im Umfeld protestantischer Kriegsethik zu finden war, radikal ab. Ergänzend sei ein Nachruf auf den gefallenen Robert Hertz angeführt, in dem Durkheim aus einem Brief dieses Autors der wegweisenden Studie über das Opfer zitiert: „Il ne faut pas, disait-il, céder à cet attrait quasi

<sup>64</sup> Diese gehört zu einem durch die französische Wissenschaftskultur geprägten Propagandastil; vgl. *Durkheim, Lavisse, Lettres à tout les Français*, a.a.O., 14: „Nous avons obtenu ainsi des faits, des chiffres, des documents.“

<sup>65</sup> Dies paßt mit Durkheims Kritik des Voluntarismus überhaupt nicht zusammen.

<sup>66</sup> *Durkheim, Lettres à tous les français*, a.a.O., 29.

<sup>67</sup> Vgl. hierzu auch *Gephart, Bilder vom „Großen“ Krieg*, a.a.O., 529 ff.

<sup>68</sup> *Emile Durkheim, Les formes élémentaires de la vie religieuse* (Paris 1912) 611.

mystique du sacrifice sanglant de soi, à cette contagion de la ruée vers la mort, d'une espèce de martyr.<sup>69</sup> Was Durkheim stattdessen empfiehlt, patience, effort, confiance, wird von Lavisse durch eine Beschwörung der „vitalité française“ ergänzt.

Es bleibt festzuhalten, daß Durkheim ein weiteres Mal sich in Widersprüche zu seiner Theorie des sozialen Lebens zu verstricken scheint. Bedürfen nicht gerade moderne Gesellschaften der emotiven effervescence, um die zentrifugalen Kräfte der Moderne zu binden, und schafft der Krieg nicht eben dieses Gemeinschaftserlebnis, das Klassengrenzen und differente Lebensstile hinfällig macht?

Durkheim überläßt diese Art der Analyse Georges Duprat, der in einem Beitrag – La psycho-sociologie de la guerre – der „Revue Internationale de Sociologie“, als dem Konkurrenzunternehmen zu Durkheim, in nahezu klassischer Durkheimischer Manier den Krieg als soziales Phänomen charakterisiert, nämlich, so Duprat: „La guerre suppose des agrégats constitués, tels que la collectivité puisse exercer une *contrainte* sur les éléments constitutifs, individus ou groupes.“<sup>70</sup> Und auch die emotive, massenpsychologische Seite des Krieges wird von Duprat beschworen:

„Lorsque, le 31 juillet 1914, la mobilisation générale fut ordonnée en France, des scènes inoubliables donnèrent à tous l'impression de ce qu'on devait appeler ensuite 'l'union sacrée', phénomène d'accord spontané des consciences, sans qu'il fut besoin d'aucune suggestion, d'aucune contrainte, d'aucun effort de volonté.“<sup>71</sup>

Aber Duprat zeichnet auch das düstere Bild einer im Krieg entfesselten Gesellschaft, deren destruktive Tendenzen – vor nichts mehr halt machen: „On chante, on crie, on hurle, on ne se connaît plus; rien n'est sacré; la notion du permis et du défendu disparaît; la bête est déchainée.“<sup>72</sup>

Soziale Desorganisation und Anomie werden Kennzeichen einer Gesellschaft im Krieg, die gleichzeitig das Bedürfnis nach Mechanismen der Angstreduktion schürt, nach magischen Praktiken, Aberglaube und Okkultismus<sup>73</sup>.

Ich komme zum Schluß. Der Krieg hat tiefe Spuren in der Soziologie Durkheims und in dem Mitarbeiterkreis hinterlassen, der von Marcel Mauss im Nachruf auf die gefallenen, vielversprechenden Mitglieder als „groupe dans toute la force du terme“ bezeichnet wurde. Emile Durkheim stirbt aus Kummer über den Sohn André, dessen er in einem anrührenden Nachruf gedenkt<sup>74</sup>, Henri Beauchat, der mit einer Studie über die Eskimos hervorgetreten war, stirbt 1914 an Hunger und Kälte, Maxime David fällt an der Spitze einer Infanterieeinheit in den ersten Tagen des Krieges ebenso wie Antoine Bianconi im darauffolgenden Jahr; Robert Hertz stirbt in der tragischen Attacke von Marchéville, als er den Schützengraben verläßt; Jean Reynier läßt sein Leben bei einem Unfall mit einer der fürchterlichen Maschinen der Grabenkriegstech-

<sup>69</sup> Durkheim, abgedruckt in: Textes 1, a.a.O., 443.

<sup>70</sup> Georges Duprat, La psycho-sociologie de la guerre, in: Revue Internationale de sociologie 24 (1916) 481–503, bes. 483.

<sup>71</sup> Duprat, a.a.O., 489.

<sup>72</sup> Ebd. 494.

<sup>73</sup> Ebd. 501.

<sup>74</sup> Abgedruckt in: Textes 1, a.a.O., 446–452.

nik; R. Geilly schließlich stirbt im letzten Kriegsjahr, während Vacher de Lupouge, Lafitte und Paul Huvelin in den Nachkriegsjahren folgen.

Raymon Aaron berichtete mir in einem – bislang noch nicht veröffentlichten – Interview über die Auswirkungen des Krieges auf das Studium der Soziologie in den zwanziger Jahren: „Après la guerre – pendant les années vingt que j’ai vécu comme étudiant – de professeurs en sociologie en France il y avait 4 ou 5.“<sup>75</sup> Aaron pflegte seine Rolle als Intellektueller zu umschreiben als „spectateur engagé“. Wie läßt sich Durkheims Haltung zum Krieg vor dem Hintergrund des Generalthemas „Krieg und Kultur“ abschließend resümieren? Ebenso wie Durkheim der Vertreter eines methodischen Kollektivismus in der Dreyfus-Affaire für die Rechte des Individuums eintritt, um sie zum Gegenstand eines republikanischen Kultes zu erheben<sup>76</sup>, so läßt er ein soziologisches Theorieprogramm hinter sich, wenn es die Aufgabe des Wissenschaftlers in seiner Rolle als Bürger notwendig erscheinen läßt: Der kalte Blick auf objektive Struktureigenschaften des Krieges hätte keine Brücke zu den staatsbürgerlich erforderlichen Handlungen schlagen können.

Dieser Versuch, die Spannung von Theoriedesign und Beteiligung der Intellektuellen am Diskurs der Öffentlichkeit sichtbar zu machen, hatte keineswegs den Sinn, Durkheims Sinndeutungen des Krieges zu diskreditieren. Aber es sollte die grundsätzliche Differenz von soziologischer Aufklärung und Sinnstiftung deutlich machen, in der es mir als eine Tugend Durkheims erscheint, sich als Bürger nicht zum Sklaven seines Paradigmas gemacht zu haben. Darin aber überwindet Durkheim auch die naive Form des französischen Positivismus, die meinte, aus der Analyse der sozialen Tatsachen, auch die Mittel zu ihrer Umgestaltung herleiten zu können. Dafür eben sind die Aufgaben des Intellektuellen und des Politikers als „homme d’action“ auch nach Durkheim zu verschieden. So heißt es in einem Beitrag der „Revue bleue“ über das Verhältnis von intellektueller Elite und Demokratie, der auch der Frage nachgeht, ob es möglich sei, die Qualitäten des Politikers und des Wissenschaftlers in einer Person zu vereinigen: „Tant ces deux sortes de fonctions impliquent une orientation différente de l’esprit et de la volonté.“<sup>77</sup>

<sup>75</sup> p. 6.

<sup>76</sup> *Emile Durkheim*, *L’individualisme et les intellectuels*, in: *Revue bleue* (1898) 7–13.

<sup>77</sup> *Emile Durkheim*, *L’élite intellectuelle et la démocratie*, in: *Revue bleue* (1904) 705.



## Friedrich Lenger

### Werner Sombart als Propagandist eines deutschen Krieges

„So wie des Deutschen Vogel, der Aar, hoch über allem Getier dieser Erde schwebt, so soll der Deutsche sich erhaben fühlen über alles Gevölk, das ihn umgibt, und das er unter sich in grenzenloser Tiefe erblickt.“<sup>1</sup> – Mit Sätzen wie diesem hat sich Werner Sombarts Kriegspamphlet „Händler und Helden“ den Ruf verdient, den Chauvinismus vergleichbarer Schriften noch erheblich zu überbieten<sup>2</sup>. Und dies völlig zu Recht. Nach den Gründen für diese Sonderstellung ist indessen kaum gefragt worden. Dabei ist diese Frage in zweierlei Hinsicht naheliegend: Zum einen entsprechen zentrale Bestandteile der Sombartschen Kriegspublizistik wie die prononciert anti-englische Stoßrichtung, die Absetzung deutschen Geistes und deutschen Staatsverständnisses von den Traditionen der „westlichen“ Aufklärung oder die Deutung des Krieges als Erlösung aus einer tief empfundenen Kulturkrise, als Sinngebung einer als sinnlos wahrgenommenen Existenz ganz dem Muster vergleichbarer Publikationen. Zum anderen war der Nationalökonom trotz seiner kurzfristigen Beteiligung an der Flottenagitation in der Vorkriegszeit nicht als nationalistischer Propagandist hervorgetreten<sup>3</sup>. Im Gegenteil! „Was uns heute an Nationalismus geboten wird“, so hatte er z. B. 1907 geurteilt, „ist ein schaler zweiter Aufguß, der niemand so recht zu erwärmen vermag.“<sup>4</sup> Von daher kann es nicht überraschen, wenn Max Weber seinem Kollegen 1915 schrieb: „Ihr nationalistischer Furor kommt mir etwas stark verblüffend.“<sup>5</sup> Wenn er jedoch Robert Michels gegenüber meinte, Sombart müsse eben „immer ‚dernier cri“

<sup>1</sup> *Werner Sombart*, Händler und Helden. Patriotische Besinnungen (München 1915) 143. Alle weiteren Zitate aus dieser Schrift sind lediglich im Text durch Angabe einer Seitenzahl vermerkt; dieser Aufsatz stellt eine leicht erweiterte Fassung des zugrundeliegenden Kurzvortrags dar.

<sup>2</sup> Aus der umfänglichen Literatur ragt *Hermann Lübbe*, Politische Philosophie in Deutschland. Studien zu ihrer Geschichte (Basel 1963) Teil IV, unverändert hervor; vgl. mit weiterer Literatur auch *Wolfgang J. Mommsen*, Der Geist von 1914: Das Programm eines politischen „Sonderwegs“ der Deutschen, wieder in: *ders.*, Der autoritäre Nationalstaat. Verfassung, Gesellschaft und Kultur des deutschen Kaiserreiches (Frankfurt a.M. 1990) 407–421.

<sup>3</sup> Zu Sombarts eher zögerlicher Beteiligung an der Flottenagitation vgl. *Friedrich Lenger*, Werner Sombart (1863–1941). Eine Biographie (München 1994) Kap. V.

<sup>4</sup> *Werner Sombart*, Die Elemente des politischen Lebens in Deutschland, *Morgen* vom 9. VIII. 1907, 255–259; vgl. hierzu *Friedrich Lenger*, Die Abkehr der Gebildeten von der Politik – Werner Sombart und der *Morgen*, in: *Gangolf Hübinger*, *Wolfgang J. Mommsen* (Hrsg.), Intellektuelle im Kaiserreich (Frankfurt a.M. 1993) 62–77, 215–218.

<sup>5</sup> Max Weber an Werner Sombart, 30.VII.1915 (Abschrift), Geheimes Staatsarchiv, Abteilung Merseburg (im folgenden: GStAM), Rep. 92, Nachlaß Weber 30, Bd. 14, Bl. 19f.

sein“, unterschätzte Weber, wie tief die Kriegsschrift seines Kollegen in dessen Grundüberzeugungen wurzelte<sup>6</sup>.

„Händler und Held: sie bilden die beiden großen Gegensätze, bilden gleichsam die beiden Pole aller menschlichen Orientierung auf Erden.“ (64) Diese Gegenüberstellung war auf England und Deutschland gemünzt, doch ließ Sombart keinen Zweifel daran, daß auch im Vorkriegsdeutschland „wesentliche Bestandteile der englischen Kultur sich breitzumachen begonnen hatten“. (99) Diese attackierte er nun in ganz derselben Weise als „englisch“ und „kommerzialistisch“ wie er sie seit der Jahrhundertwende als „kapitalistisch“ oder auch als „amerikanisch“ gebrandmarkt hatte<sup>7</sup>. „Häufig denkt man wirklich: ein Warenhaus kämpfe gegen uns.“ (46 f.) – Dies war die Quintessenz der Sombartschen Ausführungen über die utilitaristische Ethik oder das Staatswesen der Engländer ebenso wie seiner zur Karikatur geratenen Bestandsaufnahme englischen Geistes und englischer Wissenschaft. Hauptcharakteristikum „der hohlen, englischen Krämerkultur“ aber war ihre materialistische Grundausrichtung, war das Fehlen wirklicher Ideale. (101) An deren Stellê traten Komfort und Sport, „diese beiden – einzigen! – Erzeugnisse der englischen Händlerkultur“, und mit ihnen die Ausrichtung des Lebens an Annehmlichkeit und Reichtum sowie – im Falle des Sports – am Rekord. (100) Rasierapparate im Schützengraben und ihren Besiegern gratulierende Soldaten waren dann auch folgerichtig die Phänomene, über die sich der Nationalökonom am heftigsten erregte.

Die so gegeißelte „Umkehrung aller Werte“ hatte Sombart schon vor dem Kriege beklagt, zuletzt in seinem 1913 erschienenen „Bourgeois“. (103) Der „Bourgeois“ bezeichnet denn auch den eigentlichen Kontext der Sombartschen Kriegspublizistik, weniger dessen gleichfalls 1913 erschienenen Buch über „Krieg und Kapitalismus“<sup>8</sup>. Letzteres enthielt zwar interessante Aussagen zur Gegenwart, „in der die kriegerischen Interessen wieder mehr als andere die Gemüter gefangen nehmen“, und auch die im Vorwort ausgedrückte Hoffnung, daß gerade „gebildete Offiziere“ das Buch lesen würden, ist aufschlußreich<sup>9</sup>. Das ändert jedoch nichts daran, daß Sombarts „Krieg und Kapitalismus“ den Krieg und allgemein das Militärwesen primär unter dem Gesichtspunkt einer zunehmend standardisierten Massennachfrage als struktureller Vorbedingung für die Ausbildung des modernen Kapitalismus betrachtete – und damit in genau derselben Weise wie in seinem dritten 1913 erschienenen Buch „Luxus und

<sup>6</sup> Max Weber an Robert Michels, 20.VI.1915 (Abschrift), ebd. 14.

<sup>7</sup> Zur Entwicklung der Sombartschen Kultur- und Kapitalismuskritik vgl. Lenger, Werner Sombart, Kap. VII.

<sup>8</sup> Werner Sombart, *Krieg und Kapitalismus* (München 1913); wenn man Sombarts Kriegsschrift in erster Linie mit seinem zwei Jahre zuvor erschienenen Werk „Krieg und Kapitalismus“ in Bezug setzt, wie dies Hans Joas, *Die Klassiker der Soziologie und der Erste Weltkrieg*, in: ders., *Helmut Steiner* (Hrsg.), *Machtpolitischer Realismus und pazifistische Utopie. Krieg und Frieden in der Geschichte der Sozialwissenschaften* (Frankfurt a.M. 1989) 179–210, bes. 184 ff. tut, entsteht deshalb ein schiefes Bild.

<sup>9</sup> Sombart, *Krieg*, V; vgl. zur Idee eines unvermeidlichen und unmittelbar bevorstehenden Krieges Wolfgang J. Mommsen, *Der Topos vom unvermeidlichen Krieg: Außenpolitik und öffentliche Meinung im Deutschen Reich im letzten Jahrzehnt vor 1914*, wieder in: ders., *Der autoritäre Nationalstaat*, 380–406 (zuerst 1981).

Kapitalismus“<sup>10</sup>. Beide Bücher, und das unterstreicht deutlich die Parallele, trugen den Untertitel „Studien zur Entwicklungsgeschichte des modernen Kapitalismus“, das Vorwort zu beiden wurde am selben Tag verfaßt, und ihr Inhalt ließ sich mühelos in die Neuauflage des Hauptwerkes des Berliner Nationalökonomen, den „Modernen Kapitalismus“, integrieren<sup>11</sup>. In „Krieg und Kapitalismus“, so läßt sich verkürzt zusammenfassen, ging es also in polemischer Umkehrung der Ansätze des historischen Materialismus um den Beitrag von Krieg und Kriegswesen zur Entwicklung des Kapitalismus, nicht um den kommenden Krieg oder um eine Soziologie des Krieges<sup>12</sup>. Als eine solche hatten nicht nur die bekannten Überlegungen Georg Simmels im vierten Kapitel seiner „Soziologie“ von 1908 mehr Gehalt, selbst Othmar Spann, der 1912 den Krieg pries wegen der wunderbaren „Wirkungen, die er nach innen hat“, argumentierte sehr viel soziologischer als Sombart<sup>13</sup>. Mit Spann verbanden Sombart denn auch keine soziologischen Überlegungen zum Kriege, sondern allein der kritische Blick auf „ein kleineres, materialistisches Geschlecht“ als Signatur der Gegenwart<sup>14</sup>.

„Die Herde grasst friedlich auf der fetten Weide.“<sup>15</sup> An dieser Vorkriegsdiagnose des „Bourgeois“ hielt Werner Sombart auch in seinen „Patriotischen Besinnungen“ des zweiten Kriegsjahres fest. Der „Sinnlosigkeit unserer gesamten Lebensbewertung“ hatte Sombart schon 1913 die Werthierarchie seines Freundes Max Scheler entgegengestellt, die den „Vorzug der Nützlichkeitswerte und der Werkzeugwerte über die Lebenswerte und Organwerte“ bekämpfte und zugleich als „Ressentiment der Lebentüchtigeren gegen die Tüchtigeren“ interpretierte<sup>16</sup>. Schelers Umdeutung von Nietzsches Ressentimentkonzept war für Sombart nicht nur wegen ihrer Stoßrichtung gegen die aufklärerische Gleichheitsidee attraktiv, sie begründete auch die Kritik der kapitalistischen Unkultur: „Daß Funkentelegraphie und Aeronautik heute die Menschen, und zumal die Jugend, mehr interessieren als das Problem der Erbsünde oder Werthers Leiden“, gehörte zu den Auswüchsen dieser Unkultur, die Sombarts „Patriotische Besinnungen“ nun zur Erklärung anführten, „weshalb ich und mit mir viele, viele und nicht die Schlechtesten vor dem Kriege einem völligen Kulturpessimismus verfallen waren“<sup>17</sup>. (117)

<sup>10</sup> *Werner Sombart*, *Luxus und Kapitalismus* (München 1913).

<sup>11</sup> *Werner Sombart*, *Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart*, 2 Bde. (in je zwei Halbbänden) (München 1916/1917).

<sup>12</sup> Zu diesem hier nur angedeuteten Kontext der Frontstellung gegen die materialistische Geschichtsauffassung vgl. *Lenger*, *Werner Sombart*, Kap. X.

<sup>13</sup> *Georg Simmel*, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (Georg Simmel-Gesamtausgabe, Bd. 11; Frankfurt a.M. 1992) bes. 350–370 (zuerst 1908); *Othmar Spann*, *Zur Soziologie und Philosophie des Krieges* (Vortrag, gehalten am 30. November 1912 im „Verband Deutsch-völkischer Akademiker“ zu Brünn) (Berlin 1913) hier 21.

<sup>14</sup> *Spann*, *Zur Soziologie*, 4.

<sup>15</sup> *Werner Sombart*, *Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen* (München 1913, ND Berlin 1977) 424.

<sup>16</sup> Ebd. 426 und *Max Scheler*, *Das Ressentiment im Aufbau der Moralen*, wieder in: *ders.*, *Vom Umsturz der Werte. Abhandlungen und Aufsätze* (= *Gesammelte Werke*, Bd. 3; Bern 1972) 33–147, hier 137 (zuerst 1912).

<sup>17</sup> *Sombart*, *Der Bourgeois*, 424.

Aus dieser Zweck- und Sinnlosigkeit hatte der Krieg nicht nur Sombart befreit. Volk, Vaterland und Staat waren als „Quellen unerschöpflichen Heldentums“ hervorgetreten und vermochten den Nationalökonomem sogar vorübergehend mit der modernen Technik zu versöhnen, die seit der Jahrhundertwende immer mehr ins Zentrum seiner Kulturkritik gerückt war<sup>18</sup>. (118) „Die 42-cm-Mörser, die feldgrauen Uniformen, die bombenwerfenden und auskundschaftenden Flugapparate, die Unterseeboote haben uns wieder einen Sinn des technischen Fortschritts offenbar gemacht. [...] Alles“, so Sombart weiter, „was vorher sinnlos erschien, hat wieder Sinn und Bedeutung bekommen, seit sich sein Wert von einem höheren, einem für uns höchsten Werte ableiten läßt.“ (125) Dieser Wert des Heldentums bleibt noch näher zu bestimmen. Zunächst sei aber nur festgehalten, daß die Sicht Deutschlands als des letzten „Damm(s) gegen die Schlammlut des Kommerzialisismus“, die den Kern der Sombartschen Kriegsdeutung ausmachte, nahtlos an die frühere Kapitalismus- und Kulturkritik des Nationalökonomem anknüpfte. (145) Selbst die Unterscheidung von Händlern und Helden war dort bereits getroffen, auch wenn 1913 die Engländer noch zu den Heldenvölkern zählten<sup>19</sup>.

Die positive Bestimmung deutschen Heldentums blieb gleichfalls indirekt an die Unwerte des Kommerzialisismus gebunden, wenn Sombart das Leben in der Gefahr pries und es begrüßte, „inmitten einer Welt von Feinden“ zu leben. (128) „Denn“, so weiter Sombart, „ohne Gefahr verkümmert und verflacht der Mensch und erfindet das Glück.“ (127) Derlei Anklänge an Nietzsches „letzte Menschen“ finden sich häufig in Sombarts Kriegsschrift, waren aber schon in seinen früheren Anklagen gegen Massenkultur und Demokratie verbreitet<sup>20</sup>. Diese von der Schwester Nietzsches ausdrücklich belobigte Indienstnahme war weniger untypisch, als Klaus Schwabe und andere gemeint haben<sup>21</sup>. Gleichwohl gab sie den „Händlern und Helden“ eine eigene Prägung, der Sprache Sombarts ihre herrische Schärfe. Während Sombart nämlich den Idealismus deutschen Geistes oder die objektiv-organische Staatsauffassung der Deutschen

<sup>18</sup> Später kehrte er zu seiner Technikkritik der Vorkriegszeit zurück und wollte einem Kulturrat die Entscheidung darüber übertragen, „ob die Erfindung kassiert, dem Museum überwiesen oder ausgeführt werden soll“; *Werner Sombart*, *Deutscher Sozialismus* (Berlin 1934) 266. Dergleichen hat *Jeffrey Herf*, *Reactionary Modernism. Technology, Culture, and Politics in Weimar and the Third Reich* (Cambridge 1984) 2 nicht abhalten können, Sombart zu denen zu zählen, „who turned the romantic anticapitalism of the German Right away from backward looking pastoralism, pointing instead to the outlines of a beautiful new order replacing the formless chaos due to capitalism in a united, technologically advanced nation“.

<sup>19</sup> Vgl. *Sombart*, *Der Bourgeois*, 273 sowie zu der sich wandelnden Konzeption des Händlers im Zusammenhang des Sombartschen Unternehmerbegriffs *Lenger*, *Werner Sombart*, Kap. IX und X.

<sup>20</sup> Vgl. dazu zuletzt *Helmut König*, *Zivilisation und Leidenschaften. Die Masse im bürgerlichen Zeitalter* (Reinbek 1992) bes. 182–186.

<sup>21</sup> Vgl. Elisabeth Förster-Nietzsche an *Werner Sombart*, 29.III.1915, GStAM, Rep. 92, Nl. Sombart, 4l, 8 sowie *Klaus Schwabe*, *Wissenschaft und Kriegsmoral. Die deutschen Hochschullehrer und die politischen Grundfragen des Ersten Weltkrieges* (Göttingen 1969) 29 und *Thomas R. Hinton*, *Nietzsche in German Politics and Society 1890–1918* (Manchester 1983) bes. 127; gegen diese vermeintliche Sonderstellung des Sombartschen Nietzscheanismus vgl. schon *Georg Lukács*, *Die Zerstörung der Vernunft. Der Weg des Irrationalismus von Schelling zu Hitler* (Berlin 1955) bes. 376–380.

kaum anders von westlichen Traditionen abzsetzte als viele seiner Kollegen, war seine Verteidigung des Militarismus unlösbar mit seiner Feier des Kriegerischen als Quelle höchster Werte verbunden. Tapferkeit, Gehorsam und Hingabe, diese Eigenschaften des deutschen Helden trieb der Krieg hervor, den Sombart deshalb geradezu als Selbstzweck betrachtete. „Die Bedrohung des Vaterlandes durch auswärtige Feinde“ erschien ihm so als „die sicherste Bürgschaft dafür, daß wir auch ein Volk von Helden [...] bleiben werden.“ (127f.)

Der kriegerischen Qualität des von Sombart propagierten Heldentums entsprach der „Primat der militärischen Interessen“<sup>22</sup>. (85) Nach außen, und das ist bislang nicht beachtet worden, zeigte sich sein „stahlgepanzelter, mächtiger Staat“ indessen recht genügsam. (124) Zwar befürwortete er ein Wachsen „in den Grenzen des Organischen“ und das dazu erforderliche Land werde Deutschland sich ebenso nehmen, „wenn es notwendig ist, wie Flottenstationen [...] etwa in Dover, in Malta, in Suez“. (144) Und dennoch hatten „Germanisierung“, „Kolonisierung“ oder „die Eroberung der Welt“ in seinen Plänen keinen Platz: „Expandieren wollen wir uns ganz und gar nicht. Denn wir haben wichtigeres zu tun. Wir haben unser eigenes, geistiges Wesen zu entfalten, haben die deutsche Seele rein zu erhalten, haben achtzugeben, daß der Feind, der Händlergeist, nirgends in unsere Sinnesart eindringe: nicht von außen und nicht von innen.“ (144f.) Diese Bescheidung ist nicht als Respektierung der territorialen Integrität anderer Völker mißzuverstehen, aber gleichwohl als Beleg dafür ernstzunehmen, daß das Sombartsche Programm primär eines der kulturellen Regeneration war.

Acht Jahre zuvor hatte er eine solche kulturelle Regeneration im elitären Kulturmenschenentum gebildeter Einzelpersönlichkeiten gesucht<sup>23</sup>. Davon blieben nur die unvermeidlichen Bezüge auf Goethe und die griechische Antike übrig. Ansonsten hatte sich der Schwerpunkt zwischen den beiden von Sombart als „des deutschen Geistes Heimstätten“ begriffenen Orten eindeutig von Weimar nach Potsdam verlagert<sup>24</sup>. (54) Gleichwohl scheint zweifelhaft, ob ihn der Krieg auch mit der „Masse“ als Signum seiner Zeit versöhnt hatte. Schon 1903 hatte er „Reaktionsbewegungen, wie die an den Namen Nietzsche sich anknüpfende“ als Beleg für die „zur Herrschaft über das Individuum sich durchringende Masse“ als Hauptcharakteristikum kapitalistischer Unkultur angeführt<sup>25</sup>. Nun meinte er zwar, „was Heldentum im tiefsten Sinne bedeutet, wird dem Ärmsten im Geist lebendig vor die Augen gestellt, wenn er in Reih und Glied mit seinen Kameraden in den Kampf zieht, um das Vaterland zu verteidigen“<sup>26</sup>. (87) Auch entwickelte er nun eine gewisse Wertschätzung der zur Kriegsführung unent-

<sup>22</sup> Auch hieran hielt *Sombart*, *Deutscher Sozialismus*, z. B. 229 fest.

<sup>23</sup> Vgl. dazu *Lenger*, *Die Abkehr*.

<sup>24</sup> Dies wurde bereits in einem frühen Zeitungsartikel deutlich; vgl. *Werner Sombart*, *Potsdam*, *Berliner Tageblatt*, No. 452 vom 6.IX.1914, 2. Beiblatt.

<sup>25</sup> *Werner Sombart*, *Die deutsche Volkswirtschaft im Neunzehnten Jahrhundert* (= *Das 19. Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung*, Bd. VII; Berlin 1903) 479.

<sup>26</sup> Zumindest einer dieser „Armen“, ein verwundeter Kaufmann, bedankte sich für die Sombartschen Betrachtungen und schrieb ihm: „Sie verdienten, aus Ihrer Behaglichkeit und dem üppigen Leben herausgerissen und in die Hölle vor Verdun oder die vielen anderen gesteckt zu werden“ (*GStAM*, Rep. 92, Nl. Sombart, 41, 32).

behrlichen Menschenmassen. Aber „dieses viele Volk, da es sich in unabsehbaren dichten Kolonnen zur Grenze wälzt, um das Vaterland gegen übermütige Feinde zu verteidigen“, behielt doch das Gepräge einer unterschiedslosen Masse. (120) Auffällig ist auch das Fehlen jener Begeisterung über das vaterländische Engagement von Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung, die gerade für seine Mitstreiter in der von Sombart mitbegründeten Gesellschaft für Soziale Reform so typisch war<sup>27</sup>. Deren Ableitung rechtlicher und politischer Gleichstellung der Arbeiterschaft aus ihrem Einsatz im Kriege blieb ihm fremd. In Sombarts Heldenstaat gab es keine Rechte, sondern lediglich Pflichten, die sozialistische Bewegung kritisierte er in seinen „Patriotischen Besinnungen“ als „völlig mit händlerischem Geiste angefüllt“. (115)

Das innere Gefüge des Sombartschen Heldenstaates war nicht näher bezeichnet, doch spricht über das einleitende Bekenntnis zum „Barbarentum“ und dem Ruf nach wirtschaftlicher Autarkie einiges dafür, daß dieser Staat nicht allein ein autoritärer Militärstaat hätte sein sollen, sondern zugleich ein strikt an nichtkapitalistischen Normen orientiertes Wirtschafts- und Gesellschaftssystem. Einmal mehr ist der Vergleich mit dem „Bourgeois“ instruktiv, richtete sich doch schon dieses Buch gegen die Greuel einer kommerzialistisch-kapitalistischen Kultur. Ihr war im „Bourgeois“ das natürliche Menschentum der vorkapitalistischen Zeit gegenübergestellt, und auch in der in dieser Zeit entstehenden Neuauflage des „Modernen Kapitalismus“ figurierte die von Ferdinand Tönnies entlehnte Idee der Gemeinschaft als „die Zentralsonne [...], von der alles, was in der mittelalterlichen Stadt geschah, das Leben erhielt, weil sie als tatkräftige Idee die Seelen der Einwohner [...] erfüllte“<sup>28</sup>. An die Stelle dieser vorkapitalistischen Ganzheit war in den „Händlern und Helden“ das kriegerische Heldentum der Deutschen als Gegenpol der nun englischen und kommerzialistischen Unkultur getreten. Ein konkretes Gesellschaftsbild war damit nicht verbunden, und doch mag es auch mit der unterschwelligem Rückwärtsgewandtheit seiner Sozialvision zusammenhängen, daß Sombart sich kaum an den lebhaften Diskussionen um einen „Kriegssozialismus“ beteiligte<sup>29</sup>.

Die „Revolutionierung unserer Seele“ durch den Krieg, von der Sombart sprach, hatte seine Kollegen Tönnies, Simmel oder Scheler, Troeltsch, die Gebrüder Weber und viele andere mehr gleichermaßen erfaßt<sup>30</sup>. Dennoch blieb der Berliner Nationalökonom isoliert. Edgar Jaffé, der das „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ mitherausgab, mahnte ihn vergebens, „auch an das zu denken, was nachher kommen soll“, und wollte schließlich die lebhafteste Vortragstätigkeit Sombarts gegen England gar vom Generalkommando verbieten lassen<sup>31</sup>. Im Ringen zweier diametral entgegengesetzter Lebensweisen war aus der Sicht seines Herausgeberkollegen indessen für

<sup>27</sup> Vgl. nur deren Beiträge zu *Friedrich Thimme, Carl Legien* (Hrsg.), *Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland* (Leipzig 1915).

<sup>28</sup> *Sombart, Der moderne Kapitalismus*, I:1, 181.

<sup>29</sup> Vgl. dazu vor allem *Dieter Krüger, Nationalökonomien im wilhelminischen Deutschland* (Göttingen 1983).

<sup>30</sup> Werner Sombart an Hermann Beck, 3.X.1914 (Abschrift), GStAM, Rep. 92, Nl. Sombart, 18b, 307.

<sup>31</sup> Edgar Jaffé an Werner Sombart, 18.XI.1914, GStAM, Rep. 92, Nl. Sombart, 17; vgl. auch den bei *Krüger, Nationalökonomien*, zitierten Brief Jaffés an Brentano.

Rücksichtnahme kein Platz. Autarkie strebte er auch im kulturellen Bereich an. „Wenn der Gelehrtenaustausch ein paar Jahrzehnte mal in Wegfall käme: es wäre für uns kein Schade.“ (136) So schrieb er in seinen „Händler und Helden“ und schon im August 1914 hatte er der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vorgeschlagen, die „Beziehungen mit dem Institut Solvay [in Brüssel] zu lösen“<sup>32</sup>. Damit fand er keinen Anklang, und insbesondere Georg Simmel verurteilte alle „billigen Demonstrationen auf den Gebieten jenseits der Schlachtfelder, jenseits aller Opfer“<sup>33</sup>. Simmels eigener Vorschlag, die Kräfte der Deutschen Gesellschaft für Soziologie „in den Dienst der Verbreitung der Wahrheit ins Ausland zu stellen“, konkret: die „Korrespondenz der Neutralen“ an geeignete Adressen im Ausland zu schicken, scheint umgekehrt bei Sombart wenig Anklang gefunden zu haben. Ihm war es ernst mit der kulturellen Autarkie, und ernst meinte er offensichtlich auch die Forderung, „der Deutsche“ solle „sich erhaben fühlen über alles Gevölk, das ihn umgibt, und das er unter sich in grenzenloser Tiefe erblickt“. (143)

Derartige Übersteigerungen entfremdeten ihn den meisten seiner Kollegen. Allein Othmar Spann stimmte Sombarts „Grundton aus voller Seele zu“, und der Tübinger Nationalökonom Carl Johannes Fuchs lobte seine Kriegsschrift gar mit den Worten: „Es ist mehr als ein gutes Buch – es ist eine Tat!“<sup>34</sup> Dies blieben indessen Einzelstimmen, Sombart war ein Außenseiter unter den professoralen Kriegspropagandisten. Besonders deutlich wird seine Außenseiterstellung durch den Vergleich mit seinem Freund Max Scheler<sup>35</sup>. Scheler war von der unmittelbaren Vorkriegszeit bis in die zwanziger Jahre hinein wohl der Sombart am tiefgehendsten beeinflussende Gelehrte und teilte überdies, wie bereits gezeigt, dessen Grundhaltung gegenüber der modernen kapitalistischen Gesellschaft<sup>36</sup>. Mit seiner eigenen Kriegsschrift „Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg“ war Scheler zudem der Ideenlieferant für Sombarts Englandbild. Selbst im „Modernen Kapitalismus“, dessen im Krieg entstandene zweite Auflage die deutschen Merkantilisten gegen die englischen Klassiker feierte, führte der Nationalökonom nun seinen Freund Scheler als Kronzeugen gegen den englischen Geist an. Der „Gegensatz zwischen verschiedenen, einander im innersten Wesen feindlichen Volksseelen“ spielte also auch in der wissenschaftlichen Produktion des Berliner Nationalökonomens eine große Rolle<sup>37</sup>.

Ganz im Vordergrund stand der deutsch-englische Gegensatz aber in den „Händlern und Helden“, und die dortige, bereits knapp geschilderte Diffamierung englischen Wesens bot über weite Strecken nur eine Vergrößerung der Schelerschen Auseinandersetzung mit der „Psychologie des englischen *cant*“, ein Begriff, der sich am

<sup>32</sup> Werner Sombart an Hermann Beck, 28.VIII.1914, GStAM, Rep. 92, Nl. Sombart, 18b, 294.

<sup>33</sup> Georg Simmel an Hermann Beck, 12.X.1914 (Abschrift), ebd. 308.

<sup>34</sup> Othmar Spann an Werner Sombart, 7.II.1917, GStAM, Rep. 92, Nl. Sombart, 4l, 7 und Carl Johannes Fuchs an Werner Sombart, Ostern 1915, ebd. 151.

<sup>35</sup> Eine umfassender ansetzende Einordnung Sombarts scheint wenig sinnvoll, da der Beitrag von *Hans Joas* in diesem Band ja die gesamte Soziologenschaft in den Blick nimmt; vgl. bereits *Joas*, *Die Klassiker*.

<sup>36</sup> Vgl. zu den vielfältigen Bezügen zu Scheler im Werk Werner Sombarts *Lenger*, Werner Sombart, Kap. X, XII und XIII.

<sup>37</sup> *Sombart*, *Der moderne Kapitalismus*, II:2, 922.

ehesten mit Scheinheiligkeit übersetzen ließe<sup>38</sup>. Auch für Scheler war „dieser Krieg [...] zuerst und zuletzt ein deutsch-englischer Krieg“ und damit ein „Krieg gegen den Kapitalismus und seine Auswüchse überhaupt“, auch für Scheler standen sich englisches Krämertum und deutsches Heldentum gegenüber. Schelers für den Fall einer Kriegsniederlage gezeichnetes Szenario dürfte gleichfalls durchaus den Sombartschen Vorstellungen entsprochen haben: „Dann siegen, müssen auf die Dauer siegen in Europa lauwarmer englischer Komfort und konventionelle Zivilisation über originale persönliche Kultur, der Bourgeois über den Geist Friedrichs des Großen, Goethes und Kants.“ Diesen grundlegenden Parallelen zum Trotz, der weitere nachgeordnete, wie die Gleichgültigkeit gegenüber den „abgerissenen Fäden der internationalen wissenschaftlichen Verbindungen, Organisationen, Freundschaften usw.“ an die Seite gestellt werden könnten, überwiegen gleichwohl die Differenzen zur Kriegspublizistik von Schelers Freund und Förderer<sup>39</sup>.

Scheler selbst betonte denn auch, „daß ich Standpunkt und Urteil meines Freundes Sombart wie in so vielen Dingen auch hier nicht im entferntesten teile“<sup>40</sup>. Am deutlichsten trat diese Differenz in der jeweiligen Auseinandersetzung mit dem gerade von englischer Seite erhobenen Vorwurf des Militarismus zu Tage. Dessen in diesem Zusammenhang immer wieder attackierte „geistige Väter“ Friedrich Nietzsche und Heinrich von Treitschke fanden sich, wenn auch mit unterschiedlichen und aufschlußreichen Akzentuierungen, bei Sombart wie bei Scheler, der die heterogene Trias komplettierende Friedrich von Bernhardt nur bei letzterem<sup>41</sup>. Während nun Sombart, wie bereits gesehen, den Militarismus, definiert als „zum kriegerischen Geist hinaufgesteigerte(r) heldische(r) Geist“, uneingeschränkt begrüßte, ja als Vereinigung von Potsdam und Weimar feierte und „den Primat der militärischen Interessen“ und „die Hochhaltung und Pflege aller kriegerischen Tugenden“ als Grundprinzipien für alle Zeiten festgeschrieben wissen wollte, entwickelte Scheler eine sehr viel differenziertere Argumentation. (84f.) Er wies zwar den Vorwurf des Militarismus als „von jener paradoxen Unverschämtheit, die fast schon a priori seine englische Herkunft bezeugt“, zurück, da die deutsche Rüstung der „jahrelangen Einkreisungspolitik“ geschuldet sei. Und doch schloß er an sein Bekenntnis zum „Vorhandensein eines starken, schlagkräftigen, vom Kaiser allein geleiteten Heeres“ eine deutliche Distanzierung jedweden gesellschaftlichen Militarismus an: „Dieser ‚Militarismus‘, nicht des Militärs, sondern

<sup>38</sup> Max Scheler, *Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg*, wieder in: *ders.*, Politisch-Pädagogische Schriften (= Gesammelte Werke 4; Bern 1982) 219 (zuerst 1914).

<sup>39</sup> Ebd. 53f., 190 und 202.

<sup>40</sup> Max Scheler an Karl Muth, 23.VIII.1915, abgedruckt in: *ders.*, Neun Briefe an Karl Muth, in: *Paul Good* (Hrsg.), *Max Scheler im Gegenwartsgeschehen der Philosophie* (Bern 1975) 45–56, hier 45f.; vgl. aber auch den ebd. abgedruckten Beitrag: *Iring Fetcher*, *Max Schelers Auffassung vom Krieg, der die Parallelen zu Sombart herausarbeitet*.

<sup>41</sup> Vgl. zu den drei Genannten als Ziel englischer Kritik *Bernhard vom Brocke*, „Wissenschaft und Militarismus“. Der Aufruf der 93 „An die Kulturwelt!“ und der Zusammenbruch der internationalen Gelehrtenpolitik im Ersten Weltkrieg, in: *William M. Calder III, Hellmut Flasbar, Theodor Lindken* (Hrsg.), *Wilamowitz nach 50 Jahren* (Darmstadt 1985) 649–719, bes. 679 sowie *Rüdiger vom Bruch*, *Krieg und Frieden. Zur Frage der Militarisierung deutscher Hochschullehrer und Universitäten im späten Kaiserreich*, in: *Jost Dülffer, Karl Holl* (Hrsg.), *Bereit zum Krieg. Kriegsmoralität im wilhelminischen Deutschland 1890–1914* (Göttingen 1986) 74–98, hier 74.

des Zivils ist eine nachschleppende Tradition des vorreichsdeutschen Beamtenstaates – [...] *diesen* Militarismus nach dem Kriege dauernd zu beseitigen“, erklärte er folgerichtig zur „Hauptaufgabe derjenigen starken, mächtigen deutschen Demokratie [...], welche die Notwendigkeit des einzig guten Militarismus – des Militarismus des Militärs begriffen hat“<sup>42</sup>.

Schellers Haltung offenbart nicht nur ein grundverschiedenes Verhältnis zur Demokratie, sie spiegelt auch seine katholisch-süddeutsche Distanz gegenüber dem von Sombart gefeierten Preußentum, eine Distanz, die er wiederholt ausklingen ließ. Darüber hinaus wird seine Bereitschaft deutlich, sich ernsthaft mit der ausländischen Kritik auseinanderzusetzen. Der Vorwurf des Barbarentums, den Sombart meinte, als Ausweis des Vitalismus seines vulgärnietzscheanischen Herrenmenschentums wenden zu sollen, akzeptierte sein Freund Scheler in der ruhigen Gewißheit, „daß wir genug einzigartige deutsche Vorzüge besitzen, um gewisse Mängel unseres Wesens zuzugestehen“. Auch die Kriegssituation ließ ihn „gewisse Seiten unserer äußeren Erscheinung auf Reisen und in Gesellschaft“ nicht vergessen, die „die feine Empfindlichkeit der romanischen Sinne“ als barbarisch wahrnehmen könne. Seiner einleitend geäußerten Befürchtung, „die leidenschaftliche Bewegung des Gemütes, in der dieses Buch geboren wurde“, könne „in Urteilen über Personen und Völker über berechnete Grenzen hinausgeführt“ haben, wird man zumindest die subjektive Redlichkeit kaum absprechen können, wiewohl auch in seiner Kriegsschrift kein Mangel an Apologien, insbesondere des Beschusses von Reims und der Zerstörung der Löwener Bibliothek, und ein Übermaß an völkerpsychologischer Polemik vorherrscht<sup>43</sup>.

Die Differenzen zwischen Sombart und Scheler sind nicht allein solche des Temperaments oder des Stils<sup>44</sup>. Der gemeinsamen Ablehnung der mit England assoziierten kapitalistischen Kultur zum Trotz trennten die beiden Gelehrten grundlegende Wertorientierungen. So sehr Scheler auch den deutsch-englischen Gegensatz in den Vordergrund rückte und diesen in einem ausführlichen Anhang gegen die englische „Scheinheiligkeit“ zu befestigen suchte, sah er den Krieg doch letztlich als eine Abwehrschlacht Europas gegen Asien. Für ihn existierte eine europäische Einheit, deren Kern „eine bestimmte Geistesstruktur, z. B. eine bestimmte Form des Ethos, eine bestimmte Art des Weltanschauens und der tätigen Weltformung“ bildete. Und an dieser Idee einer europäischen Einheit änderten auch die nur allzu deutlichen Differenzierungen nichts, die er zwischen den europäischen Nationen traf: „In ebendieser Situation der edleren, differenzierteren Minorität aber befindet sich gegenwärtig derjenige Teil der germanisch-keltisch-slavischen Völker Westeuropas, in denen der Geist des Edelsinns auch noch die Herrschaft im Staate besitzt und nicht vor einseitigen re-

<sup>42</sup> Scheler, *Genius*, 149 ff.

<sup>43</sup> Die Zitate ebd. 146, 145 und 9.

<sup>44</sup> Zumindest als Außenseiter des regulären akademischen Lebens haben Scheler und Sombart ja auch jenseits ihres wissenschaftlichen Werkes und ihrer politischen Grundorientierungen einiges gemeinsam; vgl. zu Sombart *Lenger*, Werner Sombart, und zu Scheler neben *Walter L. Bühl*, Max Scheler, in: *Dirk Käster* (Hrsg.), *Klassiker des soziologischen Denkens*, Bd. 2 (München 1978) 178–225, 453–464, 520–533 und *John R. Staude*, Max Scheler. An Intellectual Portrait (New York, N.Y. 1967) auch *Wilhelm Mader*, Max Scheler in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten (Reinbek 1980).

aktiven Racheimpulsen wie in Frankreich und rein kapitalistischem Räubergeist wie in England abgedankt hat, gegenüber des Ganzen der russisch-byzantinischen und gelben Völkerwelt.“<sup>45</sup> Mit der wichtigste Vorwurf gegen England war deshalb, diesen europäisch-asiatischen Konflikt nicht zu erkennen und statt dessen den partikularen Interessen eigener „Allseegehung“ zu folgen.

Gerade Rußland nahm Scheler dabei durchaus als eigenen und zu respektierenden Kulturkreis wahr, wenn auch als einen letztlich fremden. Kaum in seine universalhistorische Sicht einzufügen, war dagegen der deutsch-französische Krieg, den er deshalb auch nicht umstandslos als einen „gerechten Krieg“ ansehen mochte: „Ich vermag in Ehrfurcht auf die großen, welthistorischen Gegensätze zu sehen, die zwischen Deutschland-Österreich und Rußland, Deutschland und England bestehen; [...] Hier aber ergreift sinnloser Schmerz meine Seele über einen beispiellosen Niedergang menschlicher und nationaler echter Größe.“ Letztlich verantwortlich für Frankreichs Irrweg schienen ihm die Machenschaften der französischen und die Einflüsterungen der englischen Staatsmänner, ohne daß dies den Schelerschen Glauben an die europäische Mission Frankreichs hätte erschüttern können: „Die Spannung mit Frankreich ist aufzuheben mit dem gegenwärtigen Typus von französischer Regierung“, hieß es dazu lakonisch<sup>46</sup>. Frankreich sollte Scheler zufolge als christliche Nation zu einem christlichen Europa gehören. „Auch gegen den Russen“, so mahnte er die deutschen Soldaten, sollten sie nie vergessen, „daß er – wie mißverstanden immer und ferne eurem Wesen – Jesus gehorchen will, unserem Herrn!“ Sein allen zweifelhaften Bewertungen zum Trotz spürbar werdender Respekt vor fremden Völkern als eigenständigen Kulturen blieb indessen nicht auf ein christliches Europa beschränkt. Wenn er es z. B. „als ein Zeichen äußerster anthropologischer und politischer Unbildung“ brandmarkte, wenn Japaner „in führenden deutschen Zeitschriften“ als „Halbaffen“ bezeichnet wurden, traf diese Kritik auch Werner Sombart<sup>47</sup>. „Die Japaner“, so hatte er einem Zeitungsbericht zufolge in einem seiner Vorträge des ersten Kriegsjahres gesagt, „habe ich schon vor dem Krieg nie eigentlich als Menschen angesehen.“<sup>48</sup>

Fragt man nach den Gründen für derlei Äußerungen und damit für die völlige Entgrenzung der Sombartschen Kriegspublizistik, so fällt gerade im Vergleich zu Scheler, der sich jenseits der Nation einer christlich-europäischen Ethik verpflichtet wußte, auf, in wie hohem Maße für Sombart der Krieg selbst die so schmerzlich vermißten Kulturwerte schaffen mußte. Zwar stand für den Berliner Nationalökonom fest, daß „das auserwählte Volk dieser Jahrhunderte [...] das deutsche Volk“ sei, doch trug diese göttliche Mission wenig zur inhaltlichen Festlegung dessen bei, was als Deutschtum „über allem Getier dieser Erde“ schweben sollte. (143) Der Inhaltsleere seiner „heldi-

<sup>45</sup> *Scheler*, *Genius*, 182 und 38; vgl. zu den im letzten Zitat anklingenden Rassevorstellungen Schelers auch *Lenger*, *Werner Sombart*, Kap. IX.

<sup>46</sup> *Scheler*, *Genius*, 124 und 133; anregend zu den wechselseitigen Wahrnehmungen *Michael Jeismann*, *Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918* (Stuttgart 1992) bes. Kap. V.

<sup>47</sup> *Scheler*, *Genius*, 175 und 164.

<sup>48</sup> *Werner Sombart*, *Unsere Feinde*, *Neues Wiener Tagblatt* (Abend-Ausgabe) vom 3.XI. 1914 (ein Teilabdruck aus dem *Berliner Tageblatt*); vgl. auch den Vortragsbericht: *Unser Haß gegen England*, *Münchener Neueste Nachrichten* vom 27.XII.1914.

schen Weltanschauung“ und des an Nietzsche orientierten Herrenmenschentums begegnete Sombart offenkundig mit der extremen Übersteigerung der von ihm verfochtenen „Werte“. (142) Anklang fand er damit bei seinen gemäßigeren Kollegen nicht, selbst wenn diese sich, wie Ernst Troeltsch, auch nach den „Händlern und Helden“ weiter für ihn einsetzten<sup>49</sup>. Um Alfred Weber oder Johann Plenge, in denen er Bundesgenossen sah, die „trotz aller Gegensätzlichkeit im Einzelnen“ zusammenarbeiten sollten, warb er vergeblich<sup>50</sup>. Selbst Johann Plenge, zu dessen Anschauungen vielleicht die größte Nähe bestand, war in seiner Kritik der Ideen von 1789 differenzierter als Sombart in seiner pauschalen Verurteilung der „Ideen des 18. Jahrhunderts“. (55) Überspitzt, aber nicht grundlos, sah er denn auch in einer Besprechung des Plengeschen Buches „1789 und 1914“ durch seinen Freund Max Scheler einen „Spottgesang auf W.S.“<sup>51</sup>. Schließlich lobte Scheler das Buch Plenges gerade deswegen, weil es „die Ideen von 1789 und 1914 nicht in jenes Verhältnis ausschließenden Gegensatzes bringt wie es Kjellen in einem gleichnamigen Buch getan hat“<sup>52</sup>.

Obwohl in seinem angestammten Freundes- und Kollegenkreis weitgehend isoliert, war Werner Sombart damit noch lange nicht anschlussfähig an die politische Rechte, auch wenn er sich während des Krieges einige ihrer Stereotypen zu eigen gemacht hatte<sup>53</sup>. Das lag zunächst schon daran, daß seine Vorstellungen wirtschaftlicher und kultureller Autarkie quer zu den gängigen Kriegszielforderungen lagen. Vor allem aber verbot ihm sein Verständnis der Pflicht zu nationaler Solidarität und Einheit die Austragung jedweder politischer Konflikte. „Während des Krieges“, so schrieb er dem Redakteur der „Neuen Rundschau“ verbittert über die Kritik an seiner Kriegsschrift, „scheint es mir nicht schicklich, gegen Landsleute und seien es Juden öffentlich zu Felde zu ziehen“<sup>54</sup>. Daran hielt er sich, während er privat gegen die „jüdisch-international-sozialdemokratische Tendenz“ des „Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ zu Felde zog oder die „Neue Rundschau“ als „Neue Jüdische Rundschau“ titulierte<sup>55</sup>. Antisemitismus, Antipazifismus und Antisozialismus charakterisierten dann

<sup>49</sup> Zusammenstellung einiger Reaktionen bei *Lenger*, Werner Sombart, Kap. X; zu Troeltschs Unterstützung der Sombartschen Berufung nach Berlin vgl. ebd. Kap. XI.

<sup>50</sup> Werner Sombart an Alfred Weber, 10.IX.1915, Bundesarchiv Koblenz, Nl. Alfred Weber, 19 f.; vgl. Werner Sombart an Johann Plenge, o. Dat., UB Bielefeld, Nl. Plenge, Akte Sombart, unfol. und Johann Plenge an Werner Sombart, 26.VI.1917, GStAM, Rep. 92, Nl. Sombart, 45, unfol.; vgl. zu Plenge vor allem *Krüger*, Nationalökonomien, und zu Alfred Weber *Eberhard Demm*, Ein Liberaler in Kaiserreich und Republik. Der politische Weg Alfred Webers bis 1920 (Boppard 1990).

<sup>51</sup> Edgar Jaffé an Werner Sombart, 18.XI.1916, ebd. 17, 9 f.

<sup>52</sup> *Max Scheler*, 1789 und 1914, in: *ders.*, Politisch-Pädagogische Schriften, 584–599, hier 589.

<sup>53</sup> Instruktiv zu diesem Milieu *Bernd Sösemann*, „Der kühnste Entschluss führt am sichersten zum Ziel“. Eduard Meyer und die Politik, in: *William M. Calder III, Alexander Demandt* (Hrsg.), Eduard Meyer. Leben und Leistung eines Universalhistorikers (Leiden 1990) 446–483.

<sup>54</sup> Werner Sombart an Samuel Saenger, Pfingsten 1915 (Abschrift), GStAM, Rep. 92, Nl. Sombart, 41, 107.

<sup>55</sup> Werner Sombart an Paul Siebeck, 22.VII.1915, Archiv des Verlages J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), Autorenkorrespondenz 367, unfol.; seinen endgültigen Rücktritt von der Mitherausgeber-schaft vollzog er indessen erst einige Jahre später.

auch sein Wirken im Nachkriegsdeutschland, das Sombart nur als „Zeitalter des kanaillesken Menschen“ begreifen konnte<sup>56</sup>.

Zu Recht hat Hermann Lübke „eine extreme politisch-geistige Selbstentfremdung des Bürgers von den realen gesellschaftlichen Bedingungen seiner eigenen Existenz“ zu den Bedingungen für den Extremismus der Sombartschen Äußerungen gerechnet<sup>57</sup>. Diese Selbstentfremdung war ebenso lange vor Kriegsausbruch zu Tage getreten wie die Weigerung, das eigene Denken methodischer Kontrolle und wissenschaftlicher Disziplin zu unterwerfen<sup>58</sup>. Auch das gehört zu den Gründen für die Sonderstellung der Sombartschen Kriegspublizistik. Sie wurzelte in seiner Kapitalismus- und Kulturkritik des Vorkriegsjahrzehnts, doch fand die Ablehnung der modernen Massenkultur und der Massendemokratie einen neuen politischen Ausdruck. Diese politischen Vorstellungen, die der Nationalökonom in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren weiter ausbaute, zielten in Richtung eines autoritären Militärregimes<sup>59</sup>. Insofern hatte es symbolische Bedeutung, daß Sombart gemeinsam mit anderen Schreiberhauer Honoratioren plante, sein Haus nach dem Krieg als Geschenk der Gemeinde Schreiberhau dem Generalfeldmarschall Hindenburg zu überlassen<sup>60</sup>.

<sup>56</sup> *Werner Sombart*, Sinn und Bedeutung der Genossenschaftsbewegung, Schlußwort zu *V. Totomanz*, Anthologie des Genossenschaftswesens (Berlin 1922) 273–280, hier 276.

<sup>57</sup> *Lübke*, Politische Philosophie, 214.

<sup>58</sup> Am deutlichsten kam dies in Sombarts Umgang mit den Rassentheorien seiner Zeit zum Ausdruck; vgl. dazu *Lenger*, Werner Sombart, Kap. IX und X.

<sup>59</sup> Vgl. dazu ebd. Kap. XII, XIV und XV sowie Kap. X zu Sombarts Kontakten zu Arthur Moeller van den Bruck bereits während der Kriegsjahre.

<sup>60</sup> Vgl. zu diesen Plänen ebd. Kap. X.

## II. Die Geschichtswissenschaft

*Jürgen von Ungern-Sternberg*

### Wie gibt man dem Sinnlosen einen Sinn?

#### Zum Gebrauch der Begriffe ‚deutsche Kultur‘ und ‚Militarismus‘ im Herbst 1914

Liegt Scylla links, Charybdis rechts bereit  
was kann dem armen Erdenpilger glücken?  
Der falsche Weg ist viele Meilen breit,  
der rechte schmaler als ein Messerrücken.

(Ludwig Fulda)

#### I.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, stand der Hamburger Eduard Meyer, seit 1902 Professor für Alte Geschichte an der Berliner Universität<sup>1</sup>, auf der Höhe seines wissenschaftlichen Ruhmes, angesehen von Rußland<sup>2</sup> bis zu den Vereinigten Staaten, wohin er 1904 und 1909/10 zwei sehr erfolgreiche Reisen unternommen hatte<sup>3</sup>. Nach seinem eigenen wiederholten Zeugnis<sup>4</sup> erfüllte ihn der Kriegsbeginn keineswegs mit Begeisterung, sondern mit tiefer Resignation: „Die ersten Augusttage des vergangenen Jahres haben uns die Augen geöffnet; sie haben unsere Illusionen mit gewaltigem Schläge vernichtet und uns die Welt gezeigt, wie sie wirklich ist.“<sup>5</sup>

<sup>1</sup> Zu Eduard Meyer s. *Christhard Hoffmann*, in: *Ward W. Briggs, William M. Calder III* (Hrsg.), *Classical Scholarship* (New York 1990) 264–276; *Gustav Adolf Lehmann*, in: *Michael Erbe* (Hrsg.), *Berlinische Lebensbilder*, Bd. 4 (Berlin 1989) 269–285.

<sup>2</sup> *Eduard D. Frolov*, Eduard Meyer und die russische (bzw. sowjetische) Altertumswissenschaft, in: *Wiss. Zeitschrift der Humboldt-Univ. zu Berlin, R. Geistes- und Sozialwiss.* 40/9 (1991) 71–75; vgl. auch *Bernd Funck*, Michael Rostowtzeff und die Berliner Akademie, in: *Klio* 74 (1992) 456–473.

<sup>3</sup> *Mortimer Chambers*, The „Most Eminent Living Historian, the One Final Authority“: Eduard Meyer in America, in: *William M. Calder III, Alexander Demandt* (Hrsg.), *Eduard Meyer. Leben und Leistung eines Universalhistorikers* (Leiden 1990) 97–131; vgl. *Christhard Hoffmann*, Eduard Meyers England- und Amerikabild, in: *Wiss. Zeitschr. d. Humboldt-Univ.* (wie Anm. 2), 45–53.

<sup>4</sup> Vgl. etwa den Brief vom 10. April 1917 an Victor Ehrenberg: „Meine Überzeugung, daß 1914 den Wendepunkt der modernen Entwicklung bildet, und dass es von da aus bergab geht, festigt sich immer mehr.“: *Gert Audring, Christhard Hoffmann, Jürgen von Ungern-Sternberg* (Hrsg.), *Eduard Meyer – Victor Ehrenberg. Ein Briefwechsel 1914–1930* (Berlin, Stuttgart 1990) 90.

<sup>5</sup> Die Einwirkung des Weltkrieges auf die Kultur und die Kulturaufgaben der deutschen Zukunft, zuerst in: *Süddeutsche Monatshefte* (1915) 190–212, dann in: *Eduard Meyer*, *Weltge-*

Was meint Meyer mit ‚unsere[n] Illusionen‘? In demselben am 20. Oktober 1915 gehaltenen Vortrag „Die Einwirkung des Weltkrieges auf die Kultur und die Kulturaufgaben der deutschen Zukunft“ führt er aus, daß kultureller Fortschritt, ja kulturelles Leben generell stets auf der Rivalität der Nationen beruht habe, die eben deshalb – bei Strafe der Stagnation – nicht in der Hegemonie einer (Welt-)Macht enden dürfe. Dies gelte insbesondere für die europäische Kultur (einschließlich Amerikas und Australiens), die ohnehin bereits in Ostasien wie in Afrika, durch die islamische Welt wie durch Rußland gefährdet sei<sup>6</sup>. „Durch die Ausbildung der Nationalitäten ist die große Mannigfaltigkeit des modernen Kulturlebens geschaffen, die weit über die mittelalterlichen Ansätze hinausreicht. Eben durch die Rivalität der Nationen wird zugleich der Reichtum der Kultur gesteigert und ihre Erhaltung und Fortentwicklung gesichert: der Reihe nach lösen sich die Völker in der führenden Stellung ab, Italien, Frankreich, Holland, England, Deutschland, und ein jedes steuert von seiner Eigenart etwas Besonderes zu der allgemeinen Kultur der europäischen Menschheit bei. Zugleich bleibt in diesen nationalen Gestaltungen der Kultur das gemeinsame Element und der Anspruch auf Universalität lebendig.“<sup>7</sup> Hier spricht ein Erbe Leopold von Ranke – zugleich aber der Althistoriker, der in dem Sieg Roms über Hannibal/Karthago stets *die* verhängnisvolle Wende der Geschichte des Altertums gesehen hatte<sup>8</sup>. Im Zweiten Punischen Krieg hatte Rom die einzige Macht besiegt, die seinem Aufstieg zur alleinigen Vorherrschaft über die gesamte Mittelmeerwelt noch im Wege stand. Ab 200 v. Chr. konnte es nun nacheinander die hellenistischen Reiche: Makedonien, Syrien, schließlich Ägypten unterwerfen und alles im Imperium Romanum vereinigen – freilich um den Preis, daß die Ausschaltung der Konkurrenz der Staaten unvermeidlich das Erstarren und dann das Ende der von ihnen getragenen hellenischen Kultur nach sich zog.

Für die Gegenwart hatte Meyer eine derartige Gefahr bislang nicht gesehen:

„Wir haben geglaubt, daß es möglich sei, die wachsenden Bedürfnisse unserer Nation befriedigen, ihre Stellung in der Welt behaupten und ausbauen zu können, ohne daß daraus ein blutiger Zusammenstoß mit anderen Staaten und Völkern erwachsen müsse. Wohl war es nötig, alle Kräfte anzuspannen und mit voller Energie in den Wettbewerb der Nationen einzutreten; aber wir woll-

*Fortsetzung Fußnote von Seite 77*

sichte und Weltkrieg (Stuttgart, Berlin 1916) 1–38, danach die Zitate; hier: 15, vgl. 19. Generell war die Kriegsbegeisterung der deutschen Gelehrten schwerlich so groß, wie oft behauptet worden ist; z. B. von *Fritz K. Ringer*, *The Decline of the German Mandarins. The German Academic Community, 1890–1933* (Cambridge/Mass. 1969) 180: „One imagines that at least a few educated Germans had private moments of horror at the slaughter which was about to commence. In public, however, German academics of all political persuasions spoke almost exclusively of their optimism and enthusiasm. Indeed, they greeted the war with a sense of relief.“ Begeistert waren viele – nicht alle! nirgends Eduard Meyer – von dem Erlebnis der Einigkeit aller sozialen Schichten und politischen Parteien; gleichzeitig haben sie sehr wohl die Schrecken des Krieges beim Namen genannt.

<sup>6</sup> Weltkrieg (Anm. 5), 14.

<sup>7</sup> Weltkrieg (Anm. 5), 7f.

<sup>8</sup> Dazu eingehender: *Jürgen v. Ungern-Sternberg*, Politik und Geschichte. Der Althistoriker Eduard Meyer im Ersten Weltkrieg, in: *Calder, Demandt*, Eduard Meyer (Anm. 3), 484–504; s. jetzt auch: *Gustav Adolf Lehmann*, Krise und Untergang der Hellenistischen Welt im Urteil Eduard Meyers, in: *Festschr. Adolf Lippold* (Würzburg 1993) 77–93.

ten von dem Glauben nicht lassen, daß, wenn wir dabei die Rechte und die berechtigten Interessen der anderen achteten, diese auch unsere Rechte anerkennen und achten und uns den Platz an der Sonne gönnen würden, der uns ebensogut zukam wie jenen. Gerade in dieser Konkurrenz der Nationen, in dem Zwange, der dadurch für eine jede gegeben war, ihr Bestes zu leisten und keinen Moment zu erschlaffen, erblickten wir das Mittel zur Aufrechterhaltung und fortschreitenden Steigerung der universellen Kultur, die dadurch gegen eine Stagnation, gegen ein inneres Absterben, wie in der antiken Kultur gesichert war.“<sup>9</sup>

Eben dies aber hat sich nunmehr als Illusion erwiesen:

„Jetzt aber handelt es sich um die Nation selbst, die man zertreten, um unsere Seele, die man ertöten will. Es ist ein Vernichtungskrieg gegen das gesamte deutsche Volk, zu dem England im Bunde mit Rußland und mit seinen Vasallenstaaten Frankreich, Belgien und Italien die gesamte Menschheit aufgeboten hat, und zu deren Durchführung sie vor keiner Brutalität und vor keinem Verbrechen zurückscheuen.“<sup>10</sup>

Man kann das als Vernichtungsphantasien abtun, die sich nach der Niederlage selbst in Versailles nicht annähernd erfüllt haben – und die, wie wir neuerdings wissen, selbst nach der Katastrophe des Hitlerreiches nicht in Erfüllung gegangen sind. Kurz darauf sagt übrigens Meyer selbst: „Die großen Nationen der Gegenwart lassen sich nicht absorbieren, die großen fremden Nationalstaaten so wenig politisch vernichten wie das Deutsche Reich.“<sup>11</sup>

Man sollte die Ängste aber durchaus ernst nehmen, und sei es nur wegen ihrer fatalen Folgen. Sie verwandelten den Patrioten Meyer während und nach dem Weltkrieg in einen glühenden Nationalisten, der an einigen verhängnisvollen Entscheidungen – Entfesselung des unbeschränkten U-Boot-Krieges; ‚Fall Nicolai‘ – beteiligt war und der auch die Annexionsforderungen in Ost und West unterstützte<sup>12</sup>. Letzteres allerdings stets mit schlechtem Gewissen, da er schon von seinen althistorischen Prämissen her in dem Verlassen der nationalen Basis nur den gleichen Sündenfall erkennen konnte, wie er einst in Rom mit dem Überschreiten der Straße von Messina im Jahre 264 v.Chr. geschehen war<sup>13</sup>.

Die – gänzlich negative – „Einwirkung des Weltkrieges auf die“ als europäische definierte „Kultur“ hat Meyer damit zur Genüge dargetan. Wie sollten indes nach einer derart düsteren Analyse „die Kulturaufgaben der deutschen Zukunft“ aussehen? Zunächst wird das Verhältnis zu den anderen Völkern behandelt<sup>14</sup>. Meyer betont die Notwendigkeit der Erlernung fremder Sprachen wie der Kenntnis der kulturellen Schöpfungen anderer Länder und ihrer Leistungen in Wissenschaft und Technik. Trotz aller Verbitterung hält er daran fest:

<sup>9</sup> Weltkrieg (Anm. 5), 13 f.

<sup>10</sup> Weltkrieg (Anm. 5), 17 f.

<sup>11</sup> Weltkrieg (Anm. 5), 23.

<sup>12</sup> *Bernhard vom Brocke*, Wissenschaft versus Militarismus: Nicolai, Einstein und die „Biologie des Krieges“, in: Jahrbuch des italienisch-deutschen historischen Instituts in Trient 10 (1984) 405–508; *Bernd Sösemann*, „Der kühnste Entschluß führt am sichersten zum Ziel“. Eduard Meyer und die Politik, in: *Calder, Demandt*, Eduard Meyer (Anm. 3), 446–483.

<sup>13</sup> *Jürgen von Ungern-Sternberg*, Politik (Anm. 8), 488 f., 492 f.

<sup>14</sup> Weltkrieg (Anm. 5), 23 ff.

„Nichts kann verblendeter und unheilvoller sein, als das Streben, das sich jetzt in den Kreisen überspannter nationaler Fanatiker breitmacht, sie (sc. die nationale Kultur) nun einseitig auf dieses beschränken und alles Fremde als ‚undeutsch‘ abstoßen zu wollen. Gerade im Gegenteil beruht die Kraft und Größe der deutschen Kultur recht eigentlich darauf, daß sie die universelle Kultur in sich aufgenommen und sie nicht durch äußerliches Erlernen, sondern durch inneres Durchdringen mit ihrem Geiste in weit umfassenderer Weise sich zu eigen gemacht hat, als irgend ein anderes Volk.“<sup>15</sup>

Andererseits plädiert er aber doch für den Rückzug auf das eigene Volk und lehnt die Zusammenarbeit mit den Feindmächten und auch mit den nur angeblich neutralen Vereinigten Staaten sogar für eine fernere Zukunft strikt ab.

Als positive Aufgabe nennt Meyer abschließend die „Erziehung unseres Nachwuchses“<sup>16</sup>, die für ihn mit der „Erziehung zu ernster geistiger Arbeit“ identisch ist. Analog zu seinem eigenen, ebenso anspruchsvollen wie individuellen Bildungsgang<sup>17</sup> fordert er vor allem die selbständige Arbeit der Schüler, eingebunden freilich in den Dienst für die Allgemeinheit.

Mit keinem Wort dagegen berührt er eine deutsche Kultursendung für die Welt. Zwar spricht er gelegentlich davon, daß Deutschland „bisher unsere Bildungsanstalten in freigebigster Weise allen Ausländern geöffnet“ habe<sup>18</sup>, aber nur unter dem Gesichtspunkt der Freude, „wenn sie bei uns lernten und dadurch ihre Kultur hoben und ihre Kräfte zu selbständiger Gestaltung ihres Daseins steigerten“. Kultur war für Eduard Meyer eben kein Exportartikel. So wenig er die dauernde Vorherrschaft einer Nation, und sei es die deutsche, für wünschenswert hielt, so wenig war ihm daran gelegen, deutsche Kultur auf andere Völker auszubreiten oder sie ihnen gar zu oktroyieren. Wahre Kultur wurzelte seiner Ansicht nach auf nationaler Basis, zugleich indes verbunden mit allen anderen Fortbildungen des antiken-griechischen Erbes bei anderen Nationen<sup>19</sup>, das für ihn, wie selbstverständlich, mit der universellen Kultur zusammenfällt. Von daher ist auch erklärlich, warum er sich nicht des Klischees bedient: (deutsche) Kultur gegen (westliche) Zivilisation. Bei aller Kritik an den Verhältnissen in England und in den Vereinigten Staaten respektierte er deren eigenständige Ausprägung.

## II.

Genau besehen, hat Eduard Meyer über die „Kulturaufgaben der deutschen Zukunft“ – was schon für ein Begriff! – gar nichts zu sagen gewußt. Was er dafür ausgab, war lediglich trotziger Isolationismus, der seinen eigenen geschichtsphilosophischen Prämissen stracks zuwider lief. Aber eben diese, letztlich die Idee der Völkergemein-

<sup>15</sup> Weltkrieg (Anm. 5), 32.

<sup>16</sup> Weltkrieg (Anm. 5), 33 ff.

<sup>17</sup> *Christhard Hoffmann*, Die Selbsterziehung des Historikers. Zur intellektuellen Entwicklung des jungen Eduard Meyer (1855–1879), in: *Calder, Demandt*, (Anm. 3), 208–254.

<sup>18</sup> Weltkrieg (Anm. 5), 31.

<sup>19</sup> Weltkrieg (Anm. 3), 32 f.

schaft, tat er jetzt als ,Illusionen', als ,Träume' ab. Ja er sprach höhnisch von „den Gebildeten [...], die sich in die neuen Verhältnisse nicht hineinfinden können [...], sondern nach wie vor in der Traumwelt der Ideen von allgemeiner Menschenverbrüderung und ewigem Frieden einherwandeln“<sup>20</sup>. Meyers Auffassungen fanden damals in Deutschland durchaus auch Widerspruch. Ähnliche Äußerungen in seinem Buch über England<sup>21</sup> hatte der Münchner Professor der Pädagogik, Friedrich Wilhelm Foerster, scharf kritisiert, und Meyer setzt sich an gleicher Stelle mit ihm polemisch auseinander<sup>22</sup>. Aber auch ein Victor Ehrenberg vermochte sich mit der Aufkündigung der internationalen Zusammenarbeit der Wissenschaftler nicht abzufinden<sup>23</sup>, ebensowenig der Ägyptologe Adolf Erman, der seinem lieben Freunde am 3. April 1916 schrieb:

„Was Du als unser Leben in einer Traumwelt bezeichnest, würde ich unser Festhalten an den höchsten Gütern nennen, die der Menschheit gemeinsam sind. Ich habe diese immer für das Heiligste gehalten und werde auch weiter glauben dass Wissenschaft und Kunst, Religion und Humanität über den Zeiten und über den Völkern stehen. Da soll es mir gleich sein, was die rasende und aufgeregte Menge an Hass und Wut schäumt und an Schändlichkeiten ausführt – ich werde um dieser Wahnsinnigen willen meine Götter nicht verleugnen:

,sie sollen mir den Äther nicht verfinstern,  
mir keinen Schleier vor die Augen werfen:  
dich will ich ewig schaun, du schönste Sonne“<sup>24</sup>

So schnell und so radikal konnte sich die Absage an die Zusammenarbeit der Wissenschaftler über alle Gräben hinweg in einem Lande nicht vollziehen, in dem der preußische Ministerialdirektor Friedrich Althoff 1907 die „Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik“ – sie erschien ursprünglich als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung“ – begründet hatte<sup>25</sup>. Der Berliner Professor der Klassischen Philologie und ,beständige Sekretar' der Akademie der Wissenschaften, Hermann Diels, hatte sie mit dem programmatischen Artikel „Die Einheitsbestrebungen der Wissenschaft“ eröffnet<sup>26</sup>. Der nämliche Hermann Diels vermochte im ersten Kriegsheft der nunmehrigen „Internationale(n) Monatsschrift“ nur ,eine Katastrophe der internationalen Wissenschaft' zu sehen, ohne ihr damit abzusagen<sup>27</sup>, und auch

<sup>20</sup> Vorwort zu: Weltgeschichte und Weltkrieg (Anm. 5), XII.

<sup>21</sup> *Eduard Meyer*, England. Seine staatliche und politische Entwicklung und der Krieg gegen Deutschland (Stuttgart, Berlin 1915).

<sup>22</sup> Vorwort (Anm. 5), XIII sq.

<sup>23</sup> Brief vom 19. April 1915 in: Briefwechsel (Anm. 4), 50.

<sup>24</sup> NL-Ed. Meyer 328 im Zentralen Archiv der Akademie der Wissenschaften Berlin; vgl. *Hans Kloft*, Adolf Erman und sein Briefwechsel, in: *ders.* (Hrsg.), Der Nachlaß Adolf Erman (Bremen 1982) 7, mit Anm. 11.36.

<sup>25</sup> *Bernhard vom Brocke*, Friedrich Althoff, in: *Wolfgang Treue*, *Karlfried Gründer* (Hrsg.), Berlinische Lebensbilder, Bd.3 (Berlin 1987) 195–214, bes. 211 f. Zu erinnern ist auch an den deutsch-amerikanischen Professoren Austausch seit 1905 (Anm. 3).

<sup>26</sup> Nr. 1, 6. April 1907, 3–10.

<sup>27</sup> 9. Jg., Heft 1, 1. Oktober 1914, 127–134. Zum Folgenden s. auch *Brigitte Schröder-Gudebus*, Deutsche Wissenschaft und Internationale Zusammenarbeit 1914–1928 (Thèse Genève 1966) 81 ff.; *Klaus Schwabe*, Wissenschaft und Kriegsmoral. Die deutschen Hochschullehrer und die politischen Grundfragen des Ersten Weltkrieges (Göttingen 1969) 31 ff.

Ernst Troeltsch<sup>28</sup> und selbst Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff<sup>29</sup> wollten im gleichen Heft ihr Ende nicht proklamieren.

Zu einer ernsten Belastungsprobe für den internationalen Zusammenhalt der Wissenschaft kam es dann im Jahr 1915<sup>30</sup>. Unter maßgeblicher Beteiligung der Berliner Akademie, vor allem ihrer Sekretäre Hermann Diels und Wilhelm Waldeyer, war 1901 in Paris die „Internationale Assoziation der Akademien“ gegründet worden<sup>31</sup>. Als nun zu Beginn des Jahres 1915 die „Académie des Inscriptions et Belles lettres“ und die „Académie des Sciences“ die Unterzeichner des Aufrufs „An die Kulturwelt!“ in ihren Mitgliederlisten strichen, forderten zahlreiche Mitglieder der Berliner Akademie Gegenmaßnahmen. In der Gesamtsitzung am 22. Juli 1915 beantragten u.a. Eduard Meyer und Ulrich von Wilamowitz die „Erklärung [...], daß wir unsere Beziehungen als von ihrer Seite (sc. der Pariser Akademien) abgebrochen betrachten“<sup>32</sup>. Es siegte aber der Antrag von Max Planck und Adolf Erman, „alle etwaigen Schritte gegen Akademien feindlicher Länder bis nach Beendigung des Krieges zu vertagen“. In ihrer Begründung wiesen sie darauf hin, daß die Pariser Akademien sich „wohl gehütet (hätten), auch nur ein Wort gegen eine deutsche Akademie zu äußern“, und schlossen: „Nach allem diesem würden es die Antragssteller für einen schweren Fehler halten, wenn die Berliner Akademie das ihr von anderer Seite wohl gern überlassene Odium auf sich nehmen wollte, den ersten Schritt auf einem Wege zu tun, der möglicherweise nicht nur für ihre eigene Entwicklung, sondern auch für die Institution der Akademien überhaupt von verhängnisvoller Bedeutung werden könnte.“ An dem von englischer und französischer Seite inszenierten Boykott der deutschen Akademien von 1918–1928 sollte dies freilich nichts ändern<sup>33</sup>. So dauerte es etwa bis zum August 1928, bis die deutschen Mathematiker zum Internationalen Kongreß in Bologna zugelassen wurden<sup>34</sup>.

<sup>28</sup> Der Krieg und die Internationalität der geistigen Kultur, ebd. 51–58.

<sup>29</sup> Der Krieg und die Wissenschaft, ebd. 101–106. Vgl. auch die Umfrage des „Svenska Dagbladet“ in Stockholm, wiedergegeben unter dem Titel „Wird die gemeinsame geistige Arbeit nach dem Krieg wieder aufgenommen werden?“, in: Süddeutsche Monatshefte (1915) 820–832, 120–136. Die versöhnliche Haltung der meisten deutschen, österreichischen und englischen Antworten kontrastiert zu den französischen (außer Romain Rolland).

<sup>30</sup> Conrad Grau, Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus. Teil 1: Von den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis zur Großen Sozialistischen Oktoberrevolution (Berlin 1975) 182 ff.

<sup>31</sup> Hermann Diels, Internationale Association der Akademien zu Paris, in: Deutsche Revue 26. Jg., Bd. 3 (Juli-Sept. 1901) 344–352.

<sup>32</sup> Die Zitate der Anträge nach einem Exemplar im NL Andreas Heusler III (UB Basel) 60f.

<sup>33</sup> Dazu Schröder-Gudebus, Deutsche Wissenschaft (Anm. 27), 89 ff.

<sup>34</sup> Zu der bewegenden Szene s. Constance Reid, Hilbert (Heidelberg, Berlin 1970) 188 f. (Hinweis M. Hellwig). Ein wenig rascher vollzog sich die Reintegration der Geschichtswissenschaft (im Jahre 1926): Karl Dietrich Erdmann, Die Ökumene der Historiker. Geschichte der Internationalen Historikerkongresse und des Comité International des Sciences Historiques, Abh. Ak. d. Wiss. Göttingen, Phil.-hist. Kl. 3. F. 158 (1987) bes. 137 ff.

## III.

Meyers Kulturbegriff ist gewiß von seinen universalhistorischen Studien her geprägt – das Problem der Abgrenzung aber einer ,deutschen Kultur' von der europäischen und die Frage, was davon anderen Völkern übermittelt werden könne, findet sich auch bei anderen Autoren im damaligen Deutschland. Gerade wegen seines durchaus anders deutbaren Titels kann das Buch des baltischen Publizisten Paul Rohrbach „Der deutsche Gedanke in der Welt“ als symptomatisch gelten. 1912 als „Blaues Buch“ in Leipzig erschienen, war es mit einer Gesamtauflage von 212 000 Exemplaren ein Bestseller der Zeit<sup>35</sup>. Gehen wir es aber durch, so finden wir in sechs Kapiteln eine Darstellung der Verhältnisse in Deutschland und bei den anderen Mächten, insbesondere England, unter dem Gesichtspunkt des imperialistischen Wettbewerbs. Erst an deren Ende gelangt Rohrbach zu der Forderung, „unter Verzicht auf die kriegerische Unterwerfung fremder Länder und Völker einstweilen die uns zugänglichen Gebiete der Welt mit dem kulturellem Gehalt unseres Volksgedankens zu durchtränken“<sup>36</sup>.

Nähere Aufschlüsse darüber läßt sein Schlußkapitel „Moralische Eroberungen“ erwarten. Dort indes äußert sich Rohrbach in sehr lesenswerter Weise erst einmal zu den Hindernissen, vor allem der politischen Rückständigkeit:

„Deutschland aber steht [...] im Urteil der Völker als eine zwar starke, aber freiheitsfeindliche Macht dar [...] In dieser Beziehung dürfen wir uns nicht dem Irrtum hingeben, als ob die unfreiheitlichen Züge, die das deutsche politische Leben in Wirklichkeit noch trägt, im Interesse unserer allgemeinen Stellung in der Welt bedeutungslos wären“, während Engländer und Franzosen „ihre moralischen Eroberungen in der Welt dem freiheitlichen Wesen verdanken, von dem ihre politische Kultur erfüllt ist.“<sup>37</sup>

Kein Wunder, daß dann nur noch am Beispiel der Türkei und Chinas über die deutsche Sprache gehandelt wird, die gegenüber dem Französischen bzw. Englischen ins Hintertreffen zu geraten droht, und das Buch geradezu kleinlaut mit einem Spendenaufruf für das deutsch-chinesische und deutsch-türkische Schul- und Bildungswesen endet<sup>38</sup>. Einen spezifisch deutschen Beitrag zur Weltkultur weiß Rohrbach schlechterdings nicht zu benennen.

Nicht anders ergeht es den Gelehrten, die zu Beginn des Weltkrieges in drei repräsentativen Publikationen – den ersten Kriegsheften der „Internationalen Monatschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“ und der „Süddeutsche[n] Monatshefte“ sowie den in drei Bänden gesammelten „Deutsche[n] Reden in schwerer Zeit“ – zu den Fragen der Gegenwart Stellung nahmen. Geradezu entwaffnend schreibt etwa ein Ludwig Curtius: „Wir glauben an den Geist in der Geschichte, an den deutschen Geist und an seine Aufgabe in der Welt. Wir müssen beschämt gestehen, dass wir ihn gar nicht definieren können, weil er uns selber in seiner Mannigfaltigkeit immer neu, un-

<sup>35</sup> Paul Rohrbach, Um des Teufels Handschrift. Zwei Menschenalter erlebter Weltgeschichte (Hamburg 1953) 137f.; Walter Mogk, Paul Rohrbach und das ‚Größere Deutschland‘. Ethischer Imperialismus im Wilhelminischen Zeitalter (München 1972) 170.

<sup>36</sup> Der deutsche Gedanke, 196 (im Original gesperrt).

<sup>37</sup> Der deutsche Gedanke, 208f., 213.; vgl. auch im Ersten Weltkrieg: Bismarck und wir (München 1915) 94f.

<sup>38</sup> Der deutsche Gedanke, 239.

erschöpflich und widerspruchsvoll erscheint.<sup>39</sup> Wenn dann unter dem Stichwort „Wahrheitssuchen“ die Mystik, Luther, Leibniz, Lessing, Kant, Goethe und Hegel zusammengefaßt werden, so gerät die abschließende Versicherung: „Deutlich ist unser Weg“ unvermeidlich zur Leerformel.

Gewiß finden wir Abgrenzungen gegen den ‚Westen‘, etwa bei Rudolf Eucken in der Unterscheidung von ‚Formkultur‘ und ‚Inhaltskultur‘<sup>40</sup>, oder in der Attacke Carl Neumanns gegen die ‚internationale Kunst‘ und in seinem Plädoyer für eine „Kultur und Kunst nationaler Abschließung“<sup>41</sup>. Konsequenter als Eduard Meyer sieht Neumann indes in „dem Druck einer Abschließung und Inzucht sondergleichen“, wie sie im Juden- wie im Griechentum gegeben gewesen sei, die besondere Chance. „Es scheint, nur in solch geschlossenen Hochspannungen ist die letzte Produktivität zu erzielen, aus der jene wertvollsten Blüten hervorwachsen ...“ Der Rückzug aufs Eigene wird hier zum Selbstzweck, der das fremde Gegenüber letztlich sogar als Folie entbehren kann und erst recht den Blick auf die Außenwirkung vermissen läßt, die analog zur Geschichte des Juden- und Griechentums dann allenfalls in unbestimmter Zukunft zu denken wäre.

So extrem haben sich wohl nicht viele damals geäußert, zumindest unter den führenden Gelehrten. Der Preis der ‚deutschen Kultur‘ nahezu als Selbstzweck findet sich aber immer wieder. Der Philosoph Alois Riehl etwa setzt Krieg und Kultur geradezu in eins, weil „wir durch ihn die geistigen Güter (wahren), die unser Volk der Menschheit gebracht, die es ihr in Zukunft noch bringen soll und allein ihr zu bringen vermag“<sup>42</sup>. Der Terminus ‚bringen‘ ist indes durchaus irreführend, da Riehl wie Meyer und Rohrbach versichert: „Keiner von uns hat je den Anspruch erhoben, daß wir allein Kultur besitzen und daß es sich darum handle, die deutsche Kultur den übrigen Völker aufzudrängen. Eine geistige Alleinherrschaft erschiene uns, auch wenn sie möglich wäre, so öde wie die politische.“<sup>43</sup> Die ‚deutsche Kultur‘ definiert er durch „Wissenschaft und Kunst der Erziehung“, die vor allem das deutsche Heer geformt haben, in dem sich „Freiheit und Disziplin, Gleichheit und Unterordnung“ vereinen<sup>44</sup> in einer „Idee des Ganzen“, die auch Luthers Reformation und den deutschen philosophischen Idealismus geprägt hat<sup>45</sup>.

<sup>39</sup> *Ludwig Curtius*, Zukunftsgedanken eines Feldgrauen, in: *Süddeutsche Monatshefte* (1915) 221.

<sup>40</sup> *Rudolf Eucken*, Der Zwiespalt der Kulturen, in: *Internationale Monatsschrift* 9 (1915) 483–488. Etwas anders *Oskar Walzel*, Zukunftsaufgaben deutscher Kultur, ebd. 687 ff., der „das Suchen nach Form in der deutschen Welt, die scheinbar aller Form widerspricht“, fordert.

<sup>41</sup> *Carl Neumann*, Nationale und internationale Kunst. Deutschland und Frankreich, *Internationale Monatsschrift* 9 (1915) 183–196.

<sup>42</sup> *Alois Riehl*, Die geistige Kultur und der Krieg, *Internationale Monatsschrift* 9 (1915) 1305–1324, hier 1311.

<sup>43</sup> Ebd., 1319; vgl. *ders.*, 1813 – Fichte – 1914, in: *Deutsche Reden in schwerer Zeit*, Bd. 1 (Berlin 1914) 209: „Von engherzigem Patriotismus wollen wir uns frei erhalten. Das Nationale braucht das Internationale nicht auszuschließen. Je kräftiger wir vielmehr die Eigenart unseres Volkes entwickeln, je stärker wir national werden, um so höher steigt auch unser Wert in der Welt der internationalen Beziehungen.“

<sup>44</sup> Die geistige Kultur, 1315f.

<sup>45</sup> Ebd., 1320f.

Der nach innen gerichtete Gedanke der Erziehung liegt naturgemäß auch dem Pädagogen Georg Kerschensteiner am Herzen. Als Beispiel für den ihm besonders wichtigen ,moralischen Mut' nennt er bemerkenswerterweise Zola neben Luther und den sieben Göttinger Professoren<sup>46</sup> und fragt sich auch hinsichtlich des gegenwärtigen Krieges, ob „sich bis jetzt wenigstens die Franzosen weniger einmütig und opferwillig gezeigt“ hätten<sup>47</sup>. Dennoch steht ihm fest:

„Das ist die unversiegbare Quelle *unserer* Zuversicht des endgültigen Sieges [...], daß die Werte, die unser Vaterland umfaßt, die sozialen Werte, die rein geistigen Werte, die in Wissenschaft, Kunst, Moral, Religion und in unserer Sprache und in der Art unseres Denkens und Empfindens liegen, und die durch die Friedensarbeit unseres Erziehungssystems verbreitet wurden, daß diese Werte unserem Volke mehr bedeuten, als die Werte *anderer* Kulturen ihm bieten können. Nur soweit diese Werte einem Volke alles bedeuten, so weit trägt die Zuversicht des Volkes.“<sup>48</sup>

Eine seltsame Passage von krauser Logik! Die Siegeszuversicht des Betrachters gründet sich auf die Zuversicht des seines Eigenwertes bewußten Volkes, das andere Kulturen – man beachte den Plural – nicht ebenso schätzt. Ganz abgesehen von dem Problem, ob bloße Zuversicht schon ein Garant des Sieges sein kann – mit diesem Irrtum stand Kerschensteiner keineswegs allein –, der Einwand liegt nur allzu nahe, ob andere Völker nicht mindestens in demselben Grade von sich selbst überzeugt waren. Hinter Kerschensteiners Worten lauert der Zweifel. Waren die „Werte anderer Kulturen“ nicht vielleicht doch (ver)lockend? Und handelte es sich dabei am Ende gar um „Freiheit und Zivilisation“ im westlichen Sinne? Um Werte also, die etwa ein Alois Riehl, mit vielen anderen, nicht direkt anzugreifen wagte, sondern mit dem Hinweis auf das mit Frankreich und England verbündete autokratische Rußland beiseite schob<sup>49</sup>, um dann die ,deutsche Freiheit' im (unpolitischen) Reich der selbstgesetzten Pflichterfüllung zu verankern<sup>50</sup>.

Über ,Krieg und Kultur' sprach am 18. September 1914 auch Otto von Gierke. Noch ganz im Banne des ,Augusterlebnisses' sah er den deutschen Sieg voraus: „Wir wollen siegen und wir werden siegen und, wenn wir uns selbst treu bleiben (!), werden wir einen vollen Sieg erringen, der das Schicksal Europas in unsere Hand gibt.“<sup>51</sup> „Daß es *deutsche* Kultur sein“ werde, die dann „vom Zentrum unseres Erdteils aus ihre Strahlen verbreitet“, unterlag für ihn „keinem Zweifel“. Aber wie weit sollte sie strah-

<sup>46</sup> Georg Kerschensteiner, Krieg und Erziehung, in: Internationale Monatsschrift 9 (1915) 1149–1172, hier: 1160; vgl. auch *ders.*, Historische Bildung, in: Süddeutsche Monatshefte (1915) 195–204.

<sup>47</sup> Krieg und Erziehung, 1169; vgl. Gustav Roethe, Wir Deutschen und der Krieg, in: Deutsche Reden in schwerer Zeit, Bd. 1 (Berlin 1914) 34: „Mutig für das Vaterland zu sterben wissen auch unsere Feinde, wenigstens die Franzosen.“

<sup>48</sup> Krieg und Erziehung, 1164.

<sup>49</sup> Die geistige Kultur (Anm. 42), 1314f. Beliebt war auch der Verweis auf den Einsatz farbiger Truppen; beides kombiniert etwa im Aufruf „An die Kulturwelt!": „Sich als Verteidiger europäischer Zivilisation zu gebärden, haben die am wenigsten das Recht, die sich mit Russen und Serben verbünden und der Welt das schmachvolle Schauspiel bieten, Mongolen und Neger auf die weiße Rasse zu hetzen.“

<sup>50</sup> Die geistige Kultur, 1321f.

<sup>51</sup> Otto von Gierke, Krieg und Kultur, in: Deutsche Reden in schwerer Zeit, Bd. 1 (Berlin 1914) 75–101, hier 91.

len? Nur von „den unserem Reiche ein- oder angegliederten fremdsprachigen Volkssplittern“ ist im folgenden die Rede und von den Völkerschaften Österreich-Ungarns, in beiden Fällen mit ausdrücklichem Zugeständnis „ihrer Sonderkultur“<sup>52</sup>. Dann geht es allein noch um die Wirkung im Inneren, die Herstellung allgemeinen Einverständnisses mit dem Bestehenden: „Nun sich die Volkstümlichkeit unserer Staats- und Rechtsordnung so sichtbar offenbart hat, wird man aufhören, mit begehrliehen Blicken nach den angeblich freieren Einrichtungen unserer westlichen Nachbarn zu schie-len.“<sup>53</sup> Abschließend unterstreicht auch von Gierke:

„Die Vorstellung von der ausschließlichen Berechtigung der eigenen Kultur, die Engländern und Franzosen im Blute liegt, ist uns fremd. Aber wir sind uns des unvergleichlichen Wertes der deutschen Kultur bewußt geworden und wollen sie in Zukunft vor Verfälschung durch minderwertige Einfuhr bewahren. Niemandem drängen wir sie auf. Wir glauben aber, daß sie durch ihre innere Größe sich überall die Geltung verschaffen wird, die ihr gebührt.“<sup>54</sup>

Schließlich sei noch ein Blick auf die Schriften des Theologen Reinhold Seeberg geworfen. Er war ein enger Freund Eduard Meyers<sup>55</sup> und wie dieser ein Verfechter deutscher Annexionsbestrebungen; ja er hat durch die von ihm mitinitiierte ‚Seeberg-Adresse‘ die Kriegszieldebatte unter den Intellektuellen in Deutschland recht eigentlich erst ausgelöst<sup>56</sup>. Mit Meyer teilte er auch die Auffassung: „Nicht nur ein Staat hat Kultur, sondern die höhere Kultur ist in den großen und größeren Staaten Europas etwas Allgemeines. Folglich ist es nicht mehr möglich, daß ein Staat den anderen Staat [...] einfach unterwirft, sondern die Staaten leben nebeneinander.“<sup>57</sup> Dieses Nebeneinander sieht er nun durch die imperialen Bestrebungen Rußlands und Englands gefährdet:

„In dem großen Kampfe, der durch die Welt hingeht, treten wir nicht bloß für deutsche Art ein, sondern für die Freiheit des menschlichen Geistes, sich in echter Kultur zu entfalten. Wir beabsichtigen nicht, mit unserem Wesen die übrige Welt umzuwandeln, wir wollen nur Freiheit, unser Wesen nach seiner Eigenart zu entwickeln, andern die Früchte unserer Arbeit zu bringen und dann die Welt frei wählen zu lassen, was sie besser brauchen kann, den deutschen Geist oder den englischen Geist, die deutsche Kultur oder die englische Kultur.“<sup>58</sup>

Der Krieg bedeutete freilich für Seeberg nicht die Katastrophe, die er für Eduard Meyer stets gewesen ist. Von vornherein betrachtete er ihn als „das große Examen der Weltgeschichte“<sup>59</sup>:

„Deshalb übt der Krieg dann aber auch eine Korrektur aus, an dem, was die Völker im Rate der

<sup>52</sup> Krieg und Kultur, 93.

<sup>53</sup> Ebd., 95.

<sup>54</sup> Ebd., 99.

<sup>55</sup> Er hielt auch die Rede bei der Beerdigung Eduard Meyers am 3. September 1930.

<sup>56</sup> *Schwabe*, Wissenschaft und Kriegsmoral (Anm. 27), 69 ff. Grundlegend *Günter Brakelmann*, Protestantische Kriegstheologie im 1. Weltkrieg. Reinhold Seeberg als Theologe des deutschen Imperialismus (Bielefeld 1974).

<sup>57</sup> *Reinhold Seeberg*, Krieg und Kulturfortschritt, in: *Deutsche Reden in schwerer Zeit*, Bd. 2 (Berlin 1915) 115–153, hier: 139.

<sup>58</sup> Ebd., 144.

<sup>59</sup> *Reinhold Seeberg*, Das sittliche Recht des Krieges, in: *Internationale Monatsschrift*, 9. Jg., H. 1 (1914) 171.

Völker zu bedeuten haben. Er läßt die einen im Hinblick auf die frische Natur- und Kulturkraft in die Höhe rücken und weist den andern im Hinblick auf den Rückgang ihrer Kraft den ihnen angemessenen niederen Platz zu.“<sup>60</sup>

#### IV.

Unser Überblick bestätigt das aus der Betrachtung Eduard Meyers gewonnene Bild. Von einer ‚deutschen Kultursendung‘ für die Welt ist im Ernst nirgends die Rede. Äußerungen des Selbstwertgefühls mögen gelegentlich sogar überheblich klingen, genau gelesen sind sie aber durchaus defensiv: die Bitte, *auch* das Deutsche, die ‚deutsche Kultur‘, anzuerkennen. Oder sie sind allenfalls von der Entschlossenheit getragen, *auch* der deutschen Kultur ihren ‚Platz an der Sonne‘ zu verschaffen.

Daß dies nicht von ungefähr kam, hat zuletzt Michael Jeismann in seiner trefflichen vergleichenden Studie zum französischen und zum deutschen Nationalismus darge-tan<sup>61</sup>. Das vor und in den Befreiungskriegen erwachende deutsche Nationalgefühl fand die Wortfelder ‚Freiheit‘ und ‚Gleichheit‘ durch die Französische Revolution schon besetzt und hatte nun diesen weltweit zunehmend attraktiven Begriffen nur spezifisch deutsche (‘deutsche’ Freiheit, Geist, Innerlichkeit) entgegenzusetzen, die nach außen naturgemäß wenig Anziehungskraft entfalten konnten. Die Einsicht, daß Deutschland im Herbst 1914 gegen den Zeitgeist antrat, ist in vielen Reden und Aufsätzen zu spüren.

Symptomatisch dafür ist die häufig schon mit leisem Erstaunen konstatierte Tatsache, daß zu Frankreich keinem Dichter und Denker in Deutschland ‚ein kräftig Wörtlein‘ einfallen wollte<sup>62</sup>. Ernst Lissauers berühmter ‚Haßgesang auf England‘ beginnt:

„Was schiert uns Russe und Franzos‘,  
Schuß wider Schuß und Stoß um Stoß!  
Wir lieben sie nicht,  
Wir hassen sie nicht,  
Wir schützen Weichsel und Wasgauß, –  
Wir haben nur einen einzigen Haß, ...“<sup>63</sup>

Von Frankreich sprach man herablassend als von einem dekadenten Vasallen der Engländer<sup>64</sup>, seinen Wunsch nach Revanche für die Niederlage 1870/71 hielt man für selbstverständlich; den Franzosen billigte man allgemein ‚Ritterlichkeit‘ und ‚Tapferkeit‘ zu. Seinen Rang als Kulturvolk machte man ihm nicht streitig, auch seine politischen Ideale lehnte man vornehmlich in der Anwendung auf Deutschland ab.

<sup>60</sup> Krieg und Kulturfortschritt, 140 f.

<sup>61</sup> *Michael Jeismann*, Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918 (Stuttgart 1992).

<sup>62</sup> *Schwabe*, Wissenschaft und Kriegsmoral (Anm. 27), 31; *Jeismann*, Vaterland der Feinde (Anm. 61), 334 ff.

<sup>63</sup> Zu Lissauer s. die lesenswerten Porträts bei *Stefan Zweig*, Die Welt von Gestern, Kap. IX; *Theodor Heuß*, Erinnerungen 1905–1933 (Tübingen 1963) 89 ff.; s. ferner *Joachim Utz*, Der Erste Weltkrieg im Spiegel des deutschen und englischen Haßgedichts, in: *Jan Assmann*, *Dietrich Harth* (Hrsg.), Kultur und Konflikt (Frankfurt a.M. 1990) 373–413.

<sup>64</sup> Siehe etwa die durchaus um Verständigung bemühte Schrift von *Friedrich Naumann*, Deutschland und Frankreich. Der Deutsche Krieg, Heft 2 (Stuttgart, Berlin 1914); vgl. Anm. 47.

Eine Erklärung für den tiefen Abgrund, der sich im Herbst 1914 zwischen Deutschland und dem westlichen Europa auftat, muß indes weiter ausgreifen. In einer bis heute beachtenswerten Weise hat dies bereits am 1. Juli 1915 Ernst Troeltsch versucht<sup>65</sup>. Er spricht den gängigen Hinweisen auf die „nun einmal in der Welt bestehende Unbeliebtheit der Deutschen“, aber auch auf die „großen inneren Gegensätze der nationalen Kulturen innerhalb der abendländischen Welt“ nur sehr begrenzten Wert zu<sup>66</sup>. Für ihn ist es entscheidend, daß „demokratisierte Nationen [...] Kriege nur als Volkskriege (führen), nur mit allgemein einleuchtenden moralischen Gründen“<sup>67</sup>. Und ihre „Führer mögen handeln, aus welchen Motiven sie wollen, sie dürfen sie nicht eingestehen, wenn es real- und machtpolitische Motive sind. Sie müssen den Krieg [...] moralisch als Defensivkrieg, als Angelegenheit des ganzen Volkes inszenieren und begründen können.“<sup>68</sup> Deshalb habe die Entente „einen künstlichen Defensivkrieg, den moralischen Kulturkrieg“ geschaffen:

„Gleichzeitig mit der Vorbereitung der diplomatischen Einkreisungsaktion setzte in der Voraussetzung dieser Lage schon der Kulturkrieg ein. Deutschland ist das Land der Reaktion, der Gewalt, der Staatsvergötterung und des Antiindividualismus, des inhumanen Staatszwanges, der amtlichen Gesinnungsstempelung, der Klassenherrschaft, des kaum verhüllten fürstlichen Absolutismus, des unfreien und unnoblen Sklavensinnes, der stets unterwürfigen Gesinnung, der Rohheit und Gewalt, des Unteroffiziers und Subalternbeamten, der geistigen Enge und Derbheit, der hungernden Armut und des sich überall vordrängenden Erwerbssinnes, des Unchristentums und der liberalen Theologie oder der Geschmacklosigkeit und Formlosigkeit. Alle diese Schreckgespenster verdichteten sich zu dem Greuel des Militarismus, der die Versklavung des Individuums, die Verherrlichung der Gewalt und die Bedrohung der Welt darstellt.“<sup>69</sup>

Bei seiner recht vollständigen Anthologie von Deutschland-Klischees irrt Troeltsch, insofern er im Banne der ‚Einkreisungs‘-Theorie von der planmäßigen Vorbereitung des alliierten ‚Kulturkrieges‘ ausgeht, und er ist einseitig, weil der ‚Kulturkrieg‘ in dem in diesem Sinne durchaus auch schon ‚demokratisierten‘ Deutschland ebenso eine Notwendigkeit war<sup>70</sup>. Prinzipiell hat Ernst Troeltsch aber durchaus richtig gesehen: Der moderne Volkskrieg tendiert massiv dazu, ein Krieg zwischen Gut und Böse zu sein, zwischen dem Reich des Lichtes und der Finsternis. Belegmaterial dafür läßt sich

<sup>65</sup> Der Kulturkrieg, in: Deutsche Reden in schwerer Zeit, Bd. 3 (Berlin 1915) 207–249.

<sup>66</sup> Der Kulturkrieg, 211 ff.

<sup>67</sup> Ebd., 218.

<sup>68</sup> Ebd., 220f.; vgl. *ders.*, Die Ideen von 1914 (1916), in: Deutscher Geist und Westeuropa (Tübingen 1925) 54: „Unsere Gegner stecken nicht bloß aus Heuchelei, sondern aus alter Gewöhnung an moralische und geistige Rechtfertigung der Politik die harten Griffe ihres Imperialismus in die Samthandschuhe einer moralisch-kulturellen Doktrin, sei es die britische Freiheit und Zivilisation, sei es die französische Demokratie und fortschrittliche Welterleuchtung. Die Menschen ertragen eben den reinen staatlichen Egoismus nicht und suggerieren sich unwillkürlich oder willkürlich einen moralischen Heiligenschein.“

<sup>69</sup> Der Kulturkrieg, 222.

<sup>70</sup> An sich erkennt E. Troeltsch dies selbst: ebd., 231 ff., entzieht sich aber den Konsequenzen, eben weil Deutschland die angegriffene Seite sei. Gleichwohl hat er auch zu den Ungereimtheiten bei deutschen Schriftstellern einiges Gute zu sagen (238 f.). Siehe ferner *Iring Fetscher*, Ernst Troeltsch et la „liberté allemande“ en 1914, in: *Philippe Soulez* (Hrsg.), *Les philosophes et la guerre de 14* (Saint-Denis 1988) 125–142; *Hans-Georg Drescher*, Ernst Troeltsch. Leben und Werk (Göttingen 1991) 413 ff., 434 ff.

bis in die Gegenwart leider mühelos finden. Nur: Im Jahre 1914 standen gerade die Dichter und Denker diesem Phänomen doch recht unvorbereitet gegenüber. Und sie *reagierten* entsprechend. Die jeweiligen Eigenbilder sind in hohem Maße ein Spiegel des Fremden.

Die Forschung zur Propaganda des Ersten Weltkrieges hat davon freilich wenig Notiz genommen. Es gibt Arbeiten zu den deutschen und österreichischen<sup>71</sup>, auch englischen<sup>72</sup> und französischen<sup>73</sup> Stimmen. Das wechselseitige Aufeinanderbezogensein der Äußerungen wird aber kaum je thematisiert<sup>74</sup>, allenfalls in Nebenbemerkungen gestreift. Nicht zufällig ist Hermann Kellersmanns „Der Krieg der Geister“ (Dresden 1915) trotz aller (damals unvermeidlichen) Unzulänglichkeiten als umfassende Quellensammlung bis heute nicht ersetzt<sup>75</sup>.

Ein Grund dafür ist, daß die meisten Beiträge eher Monologen gleichen oder einem Dialog zwischen Gehörlosen in ihrem ständigen Aneinandervorbeireden. Es ist auffallend, daß es im Ersten Weltkrieg keine persönlichen Diskussionen gegeben hat vom Range der Auseinandersetzungen zwischen David Friedrich Strauß und Ernest Renan, zwischen Theodor Mommsen und Denis Numa Fustel de Coulanges anläßlich des Krieges von 1870/71<sup>76</sup>. Am ehesten wäre noch an die offenen Briefe von Romain Rolland und Gerhart Hauptmann zu denken<sup>77</sup>. Aber auch sie bleiben weit dahinter zurück.

An ihre Stelle trat nun der Schlagabtausch zwischen den Kollektiven, die in ihren Argumenten naturgemäß nicht flexibel sein konnten. Eine Aufzählung erübrigt sich. Erinnert sei nur beispielsweise an den „Aufruf deutscher Kirchenmänner und Professoren: An die evangelischen Christen im Ausland“ vom 4. September und an die eng-

<sup>71</sup> Günther Rambardter, *Geschichtswissenschaft und Patriotismus. Österreichische Historiker im Weltkrieg 1914–1918* (Wien 1973).

<sup>72</sup> Stuart Wallace, *War and the Image of Germany. British Academics 1914–1918* (Edinburgh 1988); M. L. Sanders, Philip M. Taylor, *Britische Propaganda im Ersten Weltkrieg 1914–1918* (Berlin 1990; engl. London 1982); Gary S. Messinger, *British Propaganda and the State in the First World War* (Manchester 1992).

<sup>73</sup> Pascal Ory, Jean François Sirinelli, *Les Intellectuels en France, de l’Affaire Dreyfus à nos jours* (Paris 1986) 61 ff; s. auch Sergio Luzzatto, *Les tranchées de la Sorbonne: les historiens français et le mythe de la guerre révolutionnaire (1914–1918)*, in: *Storia della Storiografia* 20 (1991) 3–27.

<sup>74</sup> Die wertvollen Beiträge zu Deutschland, England und Australien, in: Bernd Hüppauf (Hrsg.), *Ansichten vom Krieg. Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft* (Königstein/Ts. 1984) gelangen über die Feststellung von Parallelen nicht hinaus. Gleiches gilt für Jean-Jacques Becker, Stéphane Audoin-Rouzeau (Hrsg.), *Les sociétés européennes et la guerre de 1914–1918* (Nanterre 1990). Wichtig in ihrem komparativen Ansatz sind die Werke von Roland N. Stromberg, *Redemption by War. The Intellectuals and 1914* (Lawrence/Kansas 1982); Philippe Soulez (Hrsg.), *Les philosophes et la guerre de 14* (Saint-Denis 1988); Modris Eksteins, *Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg* (Reinbek bei Hamburg 1990; engl. Boston 1989).

<sup>75</sup> Für einen Teilbereich: Gerhard Besier, *Die protestantischen Kirchen Europas im Ersten Weltkrieg. Ein Quellen- und Arbeitsbuch* (Göttingen 1984); die nichtdeutschen Texte leider nur in Übersetzung.

<sup>76</sup> Markus Völkel, *Geschichte als Vergeltung. Zur Grundlegung des Revanchegedankens in der deutsch-französischen Historikerdiskussion von 1870/71*, in: *HZ* 257 (1993) 63–107.

<sup>77</sup> Abgedruckt etwa: *Das literarische Echo* 17(1914/15) 58 ff., 187 f.

lische bzw. französische Antwort<sup>78</sup>; an die „Kundgebung der deutschen Universitäten“ vom Oktober 1914 und die Antwort der französischen Universitäten<sup>79</sup>; und natürlich an den Aufruf „An die Kulturwelt!“ vom 4. Oktober 1914 und die englischen und französischen Reaktionen<sup>80</sup>.

Einzelne konnten in diesen Schlagabtausch verwickelt sein, wie früh schon Adolf von Harnack, dessen Rede zur „Deutsch-amerikanischen Sympathiekundgebung“ am 11. August eine Entgegnung durch englische Theologen erfuhr<sup>81</sup>; oder auf eine kollektive Erklärung reagieren – wie auf den Aufruf „An die Kulturwelt!“ mit zahlreichen Anderen die Franzosen Yves Guyot und Daniel Bellet in ihrem offenen Brief an Lujo Brentano<sup>82</sup>. Individuelles ist auch in diesen Stellungnahmen kaum zu finden. Ja, die Erkenntnis verbreitet sich allmählich in der neueren Forschung, daß derartige Äußerungen in hohem Maße amtlich inspiriert oder wenigstens gefördert waren. Für die Erklärung von 53 englischen Schriftstellern am 18. September in der „Times“: ‚Britain’s Destiny and Duty. Declaration by Authors. A Righteous War‘ ist das soeben gezeigt worden<sup>83</sup>. Gleiches gilt aber auch für die „Kundgebung der deutschen Universitäten“<sup>84</sup> und – wie anderwärts nachzuweisen sein wird – für den „Aufruf an die Kulturwelt!“<sup>85</sup>.

Gleichwohl ist daran festzuhalten, daß der „Krieg der Geister“ ein polemisches Gespräch<sup>86</sup> war, und die Erkenntnis, daß ein Gespräch nicht von der Analyse nur eines Partners her verstanden werden kann, sollte eigentlich keines Rekurses auf Hermeneutik oder Diskurstheorie bedürfen<sup>87</sup>. Die Redner und Schreiber von 1914 nahmen sich durchaus gegenseitig wahr und reagierten aufeinander<sup>88</sup>.

<sup>78</sup> Bei *Gerhard Besier*, Die protestantischen Kirchen (Anm. 75), Nr. 4. 5. 7.

<sup>79</sup> *Hermann Kellermann*, Der Krieg der Geister (Dresden 1915) 86 ff.

<sup>80</sup> *Kellermann*, Krieg der Geister (Anm. 79), 64 ff.; *Besier* (Anm. 75), Nr. 13.14.

<sup>81</sup> Adolf von Harnack und die Engländer, in: Internationale Monatsschrift, 9. Jg., 1. Heft (1914) 6–28.

<sup>82</sup> Briefwechsel zwischen den Herren Guyot und Bellet und Herrn Lujo Brentano, in: Internationale Monatsschrift, 9. Jg., 4. Heft (1914) 265–280.

<sup>83</sup> *Sanders, Taylor*, Britische Propaganda (Anm. 72), 40 ff.; *Messinger*, British Propaganda (Anm. 72), 34 ff.

<sup>84</sup> *Bernhard vom Brocke*, ‚Wissenschaft und Militarismus‘. Der Aufruf der 93 „An die Kulturwelt!“ und der Zusammenbruch der internationalen Gelehrtenrepublik im Ersten Weltkrieg, in: *William M. Calder III, Hellmut Flashar, Theodor Lindken* (Hrsg.), Wilamowitz nach 50 Jahren (Darmstadt 1985) 656, Anm. 9.

<sup>85</sup> Dazu demnächst eine Veröffentlichung von Jürgen und Wolfgang von Ungern-Sternberg.

<sup>86</sup> Zum Begriff des ‚Gesprächs‘ in diesem Zusammenhang s. jetzt *Völkel*, Geschichte als Vergeltung (Anm. 76), 64 mit Anm. 2.

<sup>87</sup> Eher grotesk daher – aber symptomatisch für einen großen Teil der deutschen Forschungen zum Ersten Weltkrieg – die Sammlung allein deutscher Stimmen: *Klaus Böhme* (Hrsg.), Aufrufe und Reden deutscher Professoren im Ersten Weltkrieg (Stuttgart 1975). Was soll z. B. die „Erklärung gegen die Oxforder Hochschulen“ (Nr. 5) ohne Kenntnis von deren Text?

<sup>88</sup> Eine – in der Forschung ebenfalls häufig zu wenig beachtete – Variante dieses Aspekts ist die Projektion der Erwartungen, vor allem aber der Befürchtungen, für die eigene Zukunft auf den Gegner. Einiges Gute zu deutschen Projektionen auf England bei *Ringer*, German Mandarins (Anm. 5), 185 ff. Der Sachverhalt des polemischen Gesprächs wird von *Hermann Lübke*, Politische Philosophie in Deutschland (Basel 1963) 173 ff. einleitend zutreffend skizziert – aber nur als

Ein markantes Beispiel ist die Debatte um den ‚preußischen Militarismus‘<sup>89</sup>. Vor 1914 gab es in Deutschland eine vielfältige Militarismus-Kritik, und kaum jemand bezeichnete sich selbst als ‚Militaristen‘. Michael Geyer konstatiert nun in seiner verdienstvollen Begriffsstudie: „Bereits im Oktober 1914 wurde der Begriff ‚Militarismus‘ als Eigenbezeichnung für die Institution des Heeres und den gesamten deutschen Staatsaufbau übernommen, der ‚Militarismus‘ wurde als Legitimation und Erklärung des Kaiserreiches und sehr schnell auch des ‚deutschen Wesens‘ herangezogen“<sup>90</sup>, er fragt aber überhaupt nicht nach den Gründen für diesen doch höchst erstaunlichen Wandel, den er gleich darauf sogar als „Konversion“ bezeichnet.

Einer der frühesten Belege für die neue Identifizierung gibt die Antwort, eine Passage aus dem Aufruf „An die Kulturwelt!“. „*Es ist nicht wahr*, daß der Kampf gegen unseren sogenannten Militarismus kein Kampf gegen unsere Kultur ist, wie unsere Feinde heuchlerisch vorgeben. Ohne den deutschen Militarismus wäre die deutsche Kultur längst vom Erdboden getilgt. Zu ihrem Schutz ist er aus ihr hervorgegangen in einem Lande, das jahrhundertlang von Raubzügen heimgesucht wurde wie kein zweites. Deutsches Heer und deutsches Volk sind eins. Dieses Bewußtsein verbrüdernt heute 70 Millionen Deutsche ohne Unterschied der Bildung, des Standes und der Partei.“ „Wie unsere Feinde heuchlerisch vorgeben!“ Zu Beginn des Krieges hatte man besonders in England vielfach zwischen dem ‚guten‘ Deutschland der Künste und der Wissenschaften und dem ‚schlechten‘ der Despotie und des preußischen Militarismus unterscheiden wollen<sup>91</sup>. Nur dieses müsse man jetzt energisch bekämpfen und bestrafen. Als Beispiel sei Sir Arthur Conan Doyle angeführt, der Erfinder des Sherlock Holmes:

„Wir kämpfen für das starke, tiefe Deutschland der Vergangenheit, das Deutschland der Musik und der Philosophie, gegen das *jetzige monströse Deutschland* von Blut und Eisen. Für die Deutschen, die nicht der regierenden Klasse angehören, wird unser Sieg dauernde Erlösung bringen. Aus den Trümmern des Reiches wird sich der Deutsche dann jenes herrliche Juwel herausuchen; *das Juwel der persönlichen Freiheit*, das höher steht als der Ruhm der Eroberung fremder Länder.“<sup>92</sup>

Die Unterscheidung – mochte sie nun taktisch begründet gewesen sein oder durch aufrichtige Sympathie für Deutschland – hatte verhängnisvolle Folgen. Die deutschen Künstler und Wissenschaftler interpretierten sie als einen Spaltungsversuch, der den

*Fortsetzung Fußnote von Seite 90*

Beweis dafür, daß er auch die englische und französische Propaganda zur Kenntnis genommen habe. Im folgenden interpretiert er ganz isolierend einige deutsche Philosophen.

<sup>89</sup> Wesentliches bereits bei *vom Brocke*, ‚Wissenschaft und Militarismus‘ (Anm. 84), 691 ff.; vgl. *Schwabe*, Wissenschaft und Kriegsmoral (Anm. 27), 24 ff.; *Jürgen v. Ungern-Sternberg*, Eduard Meyer und die deutsche Propaganda zu Beginn des Ersten Weltkrieges, in: *Wiss. Zeitschrift d. Humboldt-Univ.* (Anm. 2), 38.

<sup>90</sup> *Michael Geyer*, Militarismus, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 4 (Stuttgart 1978) 39 f.

<sup>91</sup> Zur Vorstellung der „zwei Deutschland“ in Frankreich s. *Claude Digeon*, *La crise allemande de la pensée française (1870–1914)* (Paris 1959) bes. 160 ff., 535 ff.; *Beate Gödde-Baumanns*, *L'idée des deux Allemagnes dans l'historiographie française des années 1871–1914*, in: *Franca 12* (1984) 609–619 und jetzt *Völkel*, *Geschichte als Vergeltung* (Anm. 76), 99 ff.

<sup>92</sup> Übersetzung nach dem „Daily Chronicle“ vom 9. September, in: *Kellermann*, *Krieg der Geister* (Anm. 79), 368.

Kampfwillen schwächen sollte, und reagierten mit einem demonstrativen Schulterschuß. Genau besehen wird aber in dem Aufruf nicht mehr gesagt, als daß Deutschland ein starkes Heer brauche und einmütig verteidigt werden müsse; keineswegs wird eine allgemeine ‚Militarisierung‘ im früher abgelehnten Sinne gefordert.

Noch deutlicher kennzeichnet die von Ulrich von Wilamowitz verfaßte und am 16. Oktober veröffentlichte „Erklärung der Hochschullehrer des Deutschen Reiches“ die positive Umwertung des ‚Militarismus‘-Begriffs als Reaktion:

„Wir Lehrer an Deutschlands Universitäten und Hochschulen dienen der Wissenschaft und treiben ein Werk des Friedens. Aber es erfüllt uns mit Entrüstung, daß die Feinde Deutschlands, England an der Spitze, angeblich zu unsern Gunsten einen Gegensatz machen wollen zwischen dem Geiste der deutschen Wissenschaft und dem, was sie den preußischen Militarismus nennen.“<sup>93</sup>

Auch hier wurde und wird der wohlwogene erste Satz überhaupt nicht beachtet. Beide Kundgebungen wurden als uneingeschränktes Bekenntnis des deutschen Geistes zum deutschen Militarismus gelesen und rezipiert, als Selbstverrat des deutschen Geistes schlechthin. Dahin mag ein Teil der Betroffenen mit der zunehmenden Verhärtung der Gemüter allmählich geraten sein, die polemische Gesprächssituation im Herbst 1914 verdient aber jedenfalls größere Beachtung. So aber konstatierte selbst ein um Gerechtigkeit bemühter Beobachter wie Romain Rolland: „Il nous faut bien admettre ce qu'ils déclarent publiquement: que le militarisme et la culture allemande ne font plus qu'un. Ce ne sera point notre faute si l'un et l'autre partagent le même sort.“<sup>94</sup>

Ein zweites Beispiel: Von Kriegsbeginn an – lange vor den Ereignissen in Löwen und der Beschießung der Kathedrale von Reims – wurden die Deutschen, zunächst vor allem in Frankreich, als ‚Barbaren‘, ‚Hunnen‘, der Kaiser als ‚neuer Attila‘ beschimpft. Das hat seine weit zurückreichende Tradition, wie schon Ernst Troeltsch und andere gesehen haben und wie jetzt Michael Jeismann eingehend aufgezeigt hat<sup>95</sup>. Die deutschen Künstler und Wissenschaftler aber vermochten sich in diesem Zerrbild nicht wiederzuerkennen.

Fast schon resigniert faßt ein Georg Misch zusammen:

„Die Hunnen stehen vor der Tür!“, the Hun is at the gate: Kipling. ‚Unsere Akademie, die sich der Ergründung psychologischer Fragen widmet, erfüllt eine einfache Pflicht, indem sie darauf hinweist, daß in der Brutalität und im Zynismus Deutschlands eine Rückkehr zur Barbarei liegt‘: Bergson. ‚Der deutsche Militarismus muß wie ein giftiger Pilz, der ein halbes Jahrhundert lang seine Zeit zerstört hat, ausgerottet werden‘: Maeterlinck. ‚Die Elite Deutschlands ist dem schlimmsten Despotismus dienstbar, demjenigen, der die Meisterwerke verstümmelt und den Menschengestalt mordet‘: Romain Rolland. ‚Der deutsche Name ist auf ewige Zeit verabscheuens-“

<sup>93</sup> Text bei *vom Brocke*, ‚Wissenschaft und Militarismus‘ (Anm. 84), 717; vgl. die am 20. November gehaltene Rede von *Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff*, ‚Militarismus und Wissenschaft‘, in: *Reden aus der Kriegszeit* (Berlin 1915) 75–94; zu den ‚zwei Deutschland‘ 85 ff.

<sup>94</sup> *Romain Rolland*, *Journal des années de guerre 1914–1919* (Paris 1952) 75; zu Rolland s. zuletzt: *Frank Field*, *British and French Writers of the First World War* (Cambridge 1991) 179–210.

<sup>95</sup> *Troeltsch*, *Der Kulturkrieg* (Anm. 65), 215 ff.; *Jeismann*, *Vaterland der Feinde* (Anm. 61), passim.

wert geworden: Wer kann noch daran zweifeln, daß die Deutschen Barbaren sind?: Anatole France.“<sup>96</sup>

Er fährt fort, daß in den Anfängen eines Krieges immer viel gelogen werde, aber: „Hier schreien Männer, die nicht in das dumpfe Getriebe der Alltagszwecke eingespannt sind, Männer, die das Ewige im Menschen wogen, Denker und Dichter! Wir wähten uns mit ihnen verbunden im Willen zur Wahrheit und Menschheit; sie haben das Band zerschnitten.“ Und kommt schließlich zu der ihn gewiß ehrenden, aber doch hilflosen Frage: „Muß das sein, daß der patriotische Affekt, wenn er aggressiv wird, in der Herabsetzung des Feindes ausbricht?“

Man muß das Ausmaß von bis ins Absurde gesteigerten Haßtiraden<sup>97</sup>, von Gerüchten und von Lügen<sup>98</sup> in Rechnung stellen, wenn man die Verlautbarungen der deutschen Intellektuellen gerecht beurteilen will. Zahlreiche Unterzeichner des Aufrufs „An die Kulturwelt!“ haben darauf hingewiesen, und darunter solche, die den Aufruf in Unkenntnis des Wortlautes unterzeichnet hatten und sich später scharf von ihm distanzieren. So schrieb etwa der Komponist Felix Weingartner am 4. Mai 1919: „Aberdings darf nicht vergessen werden, daß ein Umstand eingetreten war, der wohl ohne Präzedenzfall dasteht und der diesen Krieg von anderen durch eine markante Note unterschied, nämlich der besonders erbitterte Kampf, den Frankreich gegen deutsche Kunst und Wissenschaft von demselben Augenblick an führte, da der Krieg ausgebrochen war und der auf deutsche Vertreter dieser Gebiete unbedingt eine aufreizende Wirkung ausüben mußte.“ Er fährt fort: „Obwohl ich allen Grund hatte, mit bitterem Groll auf meine Erlebnisse mit einer heute weggewischten königlich preussischen Behörde zurückzublicken, so trieb es mir doch das Blut ins Gesicht, als ich die französischen Schmähungen las, die ich in meinem damaligen Wohnorte, St. Sulpice am Genfer See, stets aus erster Hand zu Gesicht bekam.“<sup>99</sup>

Wiederum waren die Folgen gravierend. Den solchermaßen Angegriffenen fehlte einfach die innere Freiheit, deutsche Dummheiten und Verbrechen als solche zuzugeben und zu verurteilen. Was zum Franktireurkrieg in Belgien<sup>100</sup>, zu Löwen<sup>101</sup>, und zu

<sup>96</sup> *Georg Misch*, Vom Geist des Krieges und des deutschen Volkes Barbarei. Tat-Flugschriften, Heft 1 (Jena 1914) 6; dazu der verständnislose Kommentar von *Ford Madox Hueffer*, Between St. Denis and St. George. A Sketch of Three Civilisations (London 1915) 157 ff., wiewohl er Misch als „my friend“ einführt.

<sup>97</sup> Beispiele bei *Schröder-Gudebus*, Deutsche Wissenschaft (Anm. 27), 70 ff.; *Paul Gerbod*, Les publications philosophiques françaises et la Première Guerre Mondiale (1914–1919), in: *Soulez*, Les philosophes (Anm. 74), 33–46, bes. 39 ff.; *Jeismann*, Vaterland der Feinde (Anm. 61), 339 ff.

<sup>98</sup> *Sanders, Taylor*, Britische Propaganda (Anm. 72), 119 ff. (S.120: „Der Preis, den Northcliffe für ein unfrisiertes Photo – als Beweis für eine deutsche Greueltat – ausgesetzt hatte, wurde bis Kriegsende von niemandem beansprucht.“); *Messinger*, British Propaganda (Anm. 72), 70 ff. (zum Lord Bryce-Bericht); vgl. auch die Sammlung von *Arthur Ponsonby*, M.P., Lügen in Kriegszeiten. Eine Sammlung von Lügen, die während des Weltkrieges bei allen Völkern in Umlauf waren (Berlin 1930).

<sup>99</sup> „Neues Wiener Journal“ 4. Mai 1919, zitiert nach: *Hans Webberg*, Wider den Aufruf der 93! Das Ergebnis einer Rundfrage an die 93 Intellektuellen über die Kriegsschuld (Charlottenburg 1920) 22 ff.

<sup>100</sup> *Lothar Wieland*, Belgien 1914. Die Frage des belgischen ‚Franktireurkrieges‘ und die deutsche öffentliche Meinung von 1914 bis 1936 (Frankfurt a.M. 1984); *Alan Kramer*, „Greueltat“.

Reims<sup>102</sup> deutscherseits gesagt und geschrieben wurde, war und ist in der Tat penibel zu lesen – und machte auch bei wohlwollenden Zeitgenossen in der neutralen Welt einen verheerenden Eindruck. Es ließe sich z. B. an den Zeitungen der Schweiz zeigen, daß erst die Art und Weise der deutschen Verteidigung auf die Vorwürfe der Entente ab September/Oktober 1914 die Glaubwürdigkeit der deutschen Stellungnahmen untergraben hat<sup>103</sup>.

Erklärungen wie die des Aufrufs „An die Kulturwelt!“ konnte man nur als Herausforderung empfinden. Anmaßend war schon die Sicherheit, mit der Behauptungen über umstrittene Sachverhalte aufgestellt wurden. Eduard Meyer schrieb dazu ahnungsvoll am 7. Oktober 1914 an Theodor Wiegand: „Daß er (sc. der Aufruf) gerade *wiel* helfen wird, kann ich nicht glauben; denn wir versichern darin Dinge, über die *wir* gar nichts wissen und aussagen können, außer daß *wir unseren* Behörden etc. glauben.“<sup>104</sup> Hören wir einige dieser Behauptungen:

„Es ist *nicht wahr*, daß eines einzigen belgischen Bürgers Leben und Eigentum von unseren Soldaten angetastet worden ist, ohne daß die bitterste Notwehr es gebot [...]. *Es ist nicht wahr*, daß unsere Truppen brutal gegen Löwen gewütet haben. An einer rasenden Einwohnerschaft, die sie im Quartier heimtückisch überfiel, haben sie durch Beschießung eines Teils der Stadt schweren Herzens Vergeltung üben müssen. Der größte Teil von Löwen ist erhalten geblieben. Das berühmte Rathaus steht gänzlich unversehrt. Mit Selbstaufopferung haben unsere Soldaten es vor den Flammen bewahrt. – Sollten in diesem furchtbaren Krieg Kunstwerke zerstört worden sein oder noch zerstört werden, so würde jeder Deutsche es beklagen. Aber so wenig wir uns in der Liebe zur Kunst von irgend jemand übertreffen lassen, so entschieden lehnen wir es ab, die Erhaltung eines Kunstwerkes mit einer deutschen Niederlage zu erkaufen.“

Das liest sich schon einigermaßen ‚barbarisch‘. Betrachten wir uns nun aber den Verfasser des Aufrufs, den Bernhard vom Brocke zuerst identifizieren konnte<sup>105</sup>, Ludwig Fulda. „Zwischen 1884 und 1933 [...] zu den meistgespielten deutschsprachigen Autoren des anspruchsvollen wie vor allem des unterhaltenden Theaters“ gehörend<sup>106</sup>, konnte Fulda von sich selbst rückblickend im November 1933 – damals als Jude von den Nationalsozialisten verfeimt – schreiben:

*Fortsetzung Fußnote von Seite 93*

Zum Problem der deutschen Kriegsverbrechen in Belgien und Frankreich 1914, in: *Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz* (Hrsg.), *Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs* (Essen 1993) 85–114.

<sup>101</sup> *Wolfgang Schivelbusch*, *Die Bibliothek von Löwen* (München 1988).

<sup>102</sup> *François Cochet*, *Rémois en guerre 1914–1918: l'héroïsation au quotidien* (Nancy 1993). Zum Ausmaß der Zerstörungen: *Peter Kurmann*, *La Façade de la Cathédrale de Reims* (Paris 1987) 12f. (Hinweis von Beat Brenk).

<sup>103</sup> Diese Erkenntnis verdanke ich mehreren Referenten in meinem Seminar „Propaganda im Herbst 1914“ im Sommersemester 1993.

<sup>104</sup> Siehe dazu *von Ungern-Sternberg*, *Eduard Meyer und die deutsche Propaganda* (Anm. 89), und ergänzend *ders.*, *Ein Historiker am Scheideweg. Eduard Meyer im Herbst 1914*, *Festschrift für Markus Mattmüller* (Basel 1992) 219–231.

<sup>105</sup> *vom Brocke*, *Wissenschaft und Militarismus* (Anm. 84), 662; aufgrund eines Briefes Fuldas an Emil Fischer vom 17. Oktober 1914 (abgedruckt: 719).

<sup>106</sup> *Bernhard Gajek*, *Wolfgang v. Ungern-Sternberg*, *Ludwig Fulda. Briefwechsel 1882–1939. Zeugnisse des literarischen Lebens in Deutschland*, 2 Bde. (Frankfurt a.M. 1988) XV.

„Meine Übersetzer-Tätigkeit [...] hat namentlich dazu beigetragen, Molière und Rostand in Deutschland einzubürgern. Wenn ein französischer Staatssekretär der schönen Künste im Senat darüber Klage führte, daß Molière in Deutschland häufiger aufgeführt werde als in Frankreich, so lag die Schuld oder das Verdienst hauptsächlich an meinen Übertragungen. Für diese hat mir 1907 die französische Regierung das Kreuz der Ehrenlegion verliehen, im Kriege aber, wie allen anderen Inhabern dieses Ordens wieder entzogen.“<sup>107</sup>

Fuldas kongeniale Übersetzung von Edmond Rostands „Cyrano de Bergerac“ ist bis heute lebendig geblieben<sup>108</sup>. Nach Kriegsbeginn verfiel er indes in patriotische Rage<sup>109</sup> und veröffentlichte am 3. September im „Berliner Tageblatt“ einen Artikel „Ausländerei“, in dem er sich gegen die Aufführung französischer Stücke auf deutschen Bühnen aussprach<sup>110</sup> – im Grunde damit einen gewichtigen Teil seines eigenen Lebenswerkes neigierend.

Ein Fulda meinte, was er schrieb, wenn er den Aufruf „An die Kulturwelt!“ mit den Worten begann:

„Wir als Vertreter deutscher Wissenschaft und Kunst erheben vor der gesamten Kulturwelt Protest gegen die Lügen und Verleumdungen, mit denen unsere Feinde Deutschlands reine Sache in dem ihm aufgezwungenen schweren Daseinskampfe zu beschmutzen trachten. Der eherne Mund der Ereignisse hat die Ausstreuung erdichteter deutscher Niederlagen widerlegt. Um so eifriger arbeitet man jetzt mit Entstellungen und Verdächtigungen. Gegen sie erheben wir laut unsere Stimme. Sie soll die Verkünderin der Wahrheit sein.“

So sehr das folgende sechsmalige „*Es ist nicht wahr*“ dem Ausland als Zeichen deutscher Gelehrtenarroganz erscheinen mochte<sup>111</sup> – Fulda und seine Mitredaktoren an dem Aufruf fühlten sich gänzlich in der Defensive. Der Schluß bringt das noch deutlicher zum Ausdruck:

„Wir können die vergifteten Waffen der Lüge unseren Feinden nicht entwenden. Wir können nur in alle Welt hinausrufen, daß sie falsches Zeugnis ablegen wider uns. Euch, die Ihr uns kennt, die Ihr bisher gemeinsam mit uns den höchsten Besitz der Menschheit gehütet habt, Euch rufen wir zu: Glaubt uns! Glaubt, daß wir diesen Kampf zu Ende kämpfen werden als ein Kulturvolk, dem das Vermächtnis eines Goethe, eines Beethoven, eines Kant ebenso heilig ist wie sein Herd und seine Scholle.“

Der hilflose Hilferuf verhallte genauso unerhört, ja im Tiefsten unverstanden wie die gänzlich gleichartigen Passagen in der „Kundgebung der deutschen Universitäten“:

„Darum wenden wir uns jetzt an die *Körperschaften*, mit denen wir bisher uns in gemeinsamer

<sup>107</sup> Ludwig Fulda, Aus meinem Lebenslauf, in: *Gajek, W. v. Ungern-Sternberg*, Ludwig Fulda, 1032.

<sup>108</sup> Edmond Rostand, *Cyrano von Bergerac*. Autorisierte Übersetzung von Ludwig Fulda (Stuttgart 1990).

<sup>109</sup> Zu seinen Gedichten s. *Gajek, W. v. Ungern-Sternberg*, Ludwig Fulda, XXXIII sq.

<sup>110</sup> Ludwig Fulda, *Ausländerei*, Berliner Tageblatt 447, 3. IX. 1914 (A); z.T. abgedruckt bei Bernd Sösemann (Hrsg.), Theodor Wolff. Tagebücher 1914–1919, 2 Bde. (Boppard a.Rh. 1984) 98, Anm. 5. Danach meinte er freilich wohl mehr die Werke der ‚Tagesliteratur‘; Wolff verstand es aber in seiner Tagebuchnotiz generell: „Es sollen nur noch, schreibt Fulda, deutsche Stücke gespielt werden.“

<sup>111</sup> Häufig ist von dem „Aufruf der (deutschen) Professoren“ die Rede; das ist allenfalls von den Unterzeichnern her gerechtfertigt (etwa die Hälfte). An der Redaktion waren Professoren kaum beteiligt; dazu demnächst J. und W. v. Ungern-Sternberg (Anm. 85).

Arbeit für die höchsten Ideale der Menschheit verbunden wußten, und mit denen wir auch in dieser Zeit, da Haß und Leidenschaft die Welt beherrschen und die Geister verwirren, eines Sinnes zu bleiben hoffen im gleichen Sinne der Wahrheit. Wir wenden uns an sie im zuversichtlichen Vertrauen, daß unsere Stimme Gehör und der Ausdruck unserer ehrlichen Gesinnung Glauben finden wird. Wir legen außerdem *Berufung* ein an die *Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit der vielen Tausende in der ganzen Welt*, die als gern gesehene Gäste in unseren Lehranstalten Teilhaber geworden sind an dem *Erbe deutscher Kultur* und die dabei Gelegenheit hatten, das *deutsche Volk* in der Arbeit des Friedens zu sehen, kennenzulernen *mit seinem Fleiß und seiner Rechtlichkeit, seinem Sinn für Ordnung und Zucht, seiner tiefen Achtung* vor aller geistigen Arbeit und seiner innigen *Liebe zu Wissenschaft und Kunst*.“

Es war nun einmal die alliierte Propaganda, die die Themen des „Krieges der Geister“ bestimmte: deutsche Barbarei, deutscher Militarismus. Es ist im nachhinein schon erstaunlich, wie andere Fragen, etwa die völkerrechtlich recht zweifelhafte See-Blockade Englands, überhaupt nicht zur Geltung kamen. Freilich, auch das ist noch hervorzuheben: Es war der deutsche Einmarsch in Belgien bei Kriegsbeginn, der alles Folgende in den Augen der Außenwelt, auch des größeren Teils der Neutralen (insbesondere in den USA), unter ein negatives Vorzeichen stellte.

Nach alledem erweist sich die Rede von der ‚deutschen Kultur‘ als ein Versuch zu retten, was zu retten war. Bezeichnenderweise waren es gerade die ‚Liberalen‘, die 1914 zunächst als Wortführer auftraten. Das läßt sich wiederum an Ludwig Fulda und seinen Mitredaktoren des Aufrufs, Georg Reicke und Hermann Sudermann, erweisen, die 1900 den Berliner Goethebund gegründet hatten, um „vor allem gegen Zensur und Unterdrückung der Freiheit von Kunst und Wissenschaft“ zu kämpfen, insbesondere gegen die restriktive ‚lex Heinze‘<sup>112</sup>. Hinzuweisen wäre aber auch auf die Tätigkeit des ‚Naumann-Kreises‘<sup>113</sup> und auf den Vertreter des Zentrums, Matthias Erzberger<sup>114</sup>. Die zumindest tendenziell sehr viel reaktionärereren ‚Ideen von 1914‘<sup>115</sup> sind ja nur sehr bedingt solche des Jahres 1914 gewesen, sondern ein Konstrukt der schon länger andauernden Kriegszeit.

<sup>112</sup> Gajek, *W. v. Ungern-Sternberg*, Ludwig Fulda (Anm. 106), XXX.

<sup>113</sup> Dazu J. und W. v. Ungern-Sternberg (Anm. 85).

<sup>114</sup> *Matthias Erzberger*, *Erlebnisse im Weltkrieg* (Stuttgart, Berlin 1920) 1ff.; *Klaus Epstein*, *Matthias Erzberger und das Dilemma der deutschen Demokratie* (Berlin 1962) 116 ff.

<sup>115</sup> Dazu zuletzt *Eberhard Demm*, *Les thèmes de la propagande allemande en 1914, Guerres mondiales*, Nr. 150 (1988) 3–16; *Wolfgang J. Mommsen*, *Nation und Geschichte. Über den Deutschen und die deutsche Frage* (München 1990) 87–105; *Jeismann*, *Vaterland der Feinde* (Anm. 61), 299 ff. (Anm. 1 weitere Lit.).

## Stefan Meineke

# Friedrich Meinecke und der „Krieg der Geister“

### I.

Das außerordentlich starke Engagement, mit dem sich 1914 die Repräsentanten des gebildeten Deutschland in zahllosen Publikationen um eine Rechtfertigung und Sinngebung des Krieges bemüht haben, gehört zu den irritierendsten Phänomenen in der Geschichte des Kaiserreiches. Denn der wissenschaftliche Rang zahlreicher im „Krieg der Geister“<sup>1</sup> engagierter Gelehrter und der von ihnen erhobene nationalpädagogische Führungsanspruch stehen zu der von ihnen bewiesenen politischen Urteilskraft in einem oftmals schneidenden Gegensatz. Wer daher entlang geläufiger Definitionsversuche die akademische Intelligenz als soziale Gruppe begreift, die gegenüber den in Politik und Gesellschaft herrschenden Tendenzen eine kritisch-analytische Haltung bewahrt und daher zum „Störungsfaktor“ (Joseph A. Schumpeter) avanciert<sup>2</sup>, wird bei einer Durchsicht der professoralen Kriegspublizistik nur feststellen können, daß ihre Urheber dieser Aufgabe höchst selten entsprochen haben. Das politische Verhalten der Gebildeten fordert um so mehr zur Kritik heraus, als doch ein Teil der in ihrer Weltkriegspublizistik entwickelten Stereotypen bereits jene Affinität zu rechtsradikalen Positionen zeigt, die in den Jahren vor 1933 dazu geführt hat, daß die umkämpfte Weimarer Demokratie in den Reihen der deutschen Bildungselite nur wenige Verteidiger fand<sup>3</sup>. Angesichts solcher Tatbestände kann es nicht überraschen, wenn die professorale Kriegspublizistik in der historischen Forschung eine durchwegs kritische Würdigung erfahren hat<sup>4</sup>. So stellt heute der von den deutschen Gelehrten geübte „Kriegsdienst mit der Feder“ nicht deshalb ein Problem der Forschung dar, weil in-

<sup>1</sup> Hermann Kellermann, *Der Krieg der Geister* (Dresden 1915).

<sup>2</sup> Siehe Gangolf Hübinger, *Die Intellektuellen im wilhelminischen Deutschland. Zum Forschungsstand*, in: ders., Wolfgang J. Mommsen (Hrsg.), *Intellektuelle im Deutschen Kaiserreich* (Frankfurt a.M. 1993) 198–210, Zitat 202; im folgenden zitiert Hübinger, *Die Intellektuellen*.

<sup>3</sup> Zu dem von Meinecke unternommenen Versuch einer Sammlung der demokratischen Mitte: Herbert Döring, *Der „Weimarer Kreis“*. Studien zum politischen Bewußtsein verfassungstreuer Hochschullehrer (Meisenheim am Glan 1975); im folgenden zitiert Döring, *Weimarer Kreis*. Vgl. für die hier besonders interessierende Gruppe der Historiker: Bernd Faulenbach, *Die ‚nationale Revolution‘ und die deutsche Geschichte. Zum zeitgenössischen Urteil der Historiker*, in: Wolfgang Michalka (Hrsg.), *Die nationalsozialistische Machtergreifung* (Paderborn u.a. 1984) 357–371.

<sup>4</sup> So schon in den klassischen Aufsätzen von Ludwig Debio, *Ranke und der deutsche Imperialismus sowie Gedanken über die deutsche Sendung 1900–1918*, beide in: ders., *Deutschland und die Weltpolitik im 20. Jahrhundert* (München 1955) 33–62 und 63–96; im folgenden zitiert Debio, *Weltpolitik*.

nerhalb der Geschichtswissenschaft seine Beurteilung besonders umstritten wäre, sondern weil es sich über seine Entstehungsbedingungen zu verständigen gilt. Thomas Nipperdey hat in diesem Zusammenhang die wichtige Frage aufgeworfen, ob die nach 1914 mehrheitlich von den Gelehrten vertretenen Vorstellungen „nur der gesammelte Ausdruck der akademischen Ideen von vor 1914 waren oder eine gewiß angelegte Möglichkeit, die erst durch die Ausnahmesituation des Weltkrieges aktualisiert“ worden ist<sup>5</sup>. Tatsächlich ist etwa von Klaus Böhme, dem Herausgeber einer Sammlung von Aufrufen und Reden deutscher Professoren im Weltkrieg, die Auffassung vertreten worden, die akademische Kriegspublizistik könne nur im Kontext von geistigen Grundhaltungen verstanden werden, die „lange vor 1914“ entstanden sind<sup>6</sup>. Wenn Böhme freilich bei der Beschreibung dieser Grundhaltungen nicht wesentlich über die Feststellung hinauskommt, alle Gelehrten hätten schon vor 1914 mit ihrer Publizistik „der expansiven Machtausdehnung des deutschen Staates und der Systemstabilisierung“ zu dienen versucht, so bleibt ein solcher Befund doch zu allgemein, um die nach Kriegsausbruch auf breiter Front einsetzende und vor allem in der Kriegszielbewegung manifest gewordene politische Radikalisierung der Gelehrten sowie ihren späteren Zerfall in zwei sich weit über das Jahr 1918 hinaus bekämpfende Lager erklären zu können<sup>7</sup>. Vor dem Hintergrund neuerer Forschungen<sup>8</sup> erscheint es auch als eine unzulässige Vereinfachung, wenn Böhme ohne jede Einschränkung konstatiert, die Gelehrten hätten sich schon vor dem Kriege durch eine „starke Obödienzhaltung“ ausgezeichnet und militärische Konflikte zur Durchsetzung des deutschen Anspruchs auf weltpolitische Gleichberechtigung für „unvermeidlich“ erachtet<sup>9</sup>. Zwar ist es durchaus möglich, aus der Fülle der vor dem Krieg veröffentlichten Professorenpublizistik entsprechende Stimmen herauszugreifen, doch muß es auf methodische Bedenken stoßen, wenn mit der Präsentation einer vom historischen Kontext weitgehend losgelösten und nach abstrakten Kriterien zusammengestellten Reihe von Stellungnahmen sogleich der Anspruch verbunden wird, das politische Denken der wil-

<sup>5</sup> Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866–1918. Arbeitswelt und Bürgergeist*, Bd. 1 (München 1990) 595.

<sup>6</sup> Klaus Böhme, Einleitung zu: *ders.* (Hrsg.), *Aufrufe und Reden deutscher Professoren im Ersten Weltkrieg* (Stuttgart 1975) 3–35, Zitat: 6; im folgenden zitiert *Böhme*, *Aufrufe*. Nur unwesentlich verändert unter dem Titel: *ders.*, *Kriegsdienst mit der Feder. Der Erste Weltkrieg im politischen Urteil deutscher Professoren*, in: *Quaderni di storia* 2 (1976), Heft 3, 49–67.

<sup>7</sup> *Böhme*, *Aufrufe*, 9.

<sup>8</sup> Hier sind in erster Linie die grundlegenden Studien Rüdiger vom Bruch zu nennen, in denen das facettenreiche Gebilde der wilhelminischen Gelehrtenpolitik eine detailgetreue Rekonstruktion erfährt. Vgl.: *Rüdiger vom Bruch*, *Wissenschaft, Politik und öffentliche Meinung. Gelehrtenpolitik im Wilhelminischen Deutschland* (Husum 1980); im folgenden zitiert *vom Bruch*, *Wissenschaft. Speziell zur Kriegserwartung der Professoren: ders.*, *Krieg und Frieden. Zur Frage der Militarisierung deutscher Hochschullehrer und Universitäten im späten Kaiserreich*, in: *Jost Dülffer, Karl Holl* (Hrsg.), *Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890–1914* (Göttingen 1986) 74–98; im folgenden zitiert *vom Bruch*, *Krieg. Ders.*, „Militarismus“, „Realpolitik“ und „Pazifismus“. *Außenpolitik und Aufrüstung in der Sicht deutscher Hochschullehrer (Historiker) im späten Kaiserreich*, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 39 (1986) 37–58.

<sup>9</sup> *Böhme*, *Aufrufe*, 6, 10.

helminischen Gelehrtenpolitiker in seiner Gesamtheit erfaßt zu haben<sup>10</sup>. Diese Problematik gilt es um so stärker zu betonen, als doch den jeweils zitierten Äußerungen nur insoweit eine besondere Bedeutung zugebilligt werden kann, wie sie tatsächlich für das politische Denken einzelner Gelehrter als repräsentativ anzusehen sind<sup>11</sup>. Ein solcher Nachweis wird aber von Arbeiten, die sich in systematischer Absicht um die Aufdeckung kollektiver Denkmuster<sup>12</sup> bemühen, oft nur unzureichend erbracht<sup>13</sup>. Da

<sup>10</sup> Dazu schon *Döring*, *Der Weimarer Kreis*, 4f.

<sup>11</sup> Bereits die auf den ersten Blick so unproblematische Quellengattung der Aufrufe und Kundgebungen erweist sich in dieser Beziehung als tückisch, da die publizierten Unterschriftenlisten eine Konformität der Gesinnungen vorspiegeln, die de facto gar nicht gegeben sein muß. So hat etwa Meinecke 1912 den Gründungsaufbruch des extrem nationalistischen Deutschen Wehrvereins nur deshalb unterzeichnet, weil er der Annahme war, mit der von diesem Verband erhobenen Forderung nach einer Heeres- statt einer Flottenverstärkung werde eine gemäßigte, auf Verständigung mit Großbritannien abzielende Außenpolitik unterstützt. Da sich dies jedoch als Irrtum erwies, distanzierte sich Meinecke von jeder weiteren Mitwirkung an der Vereinsarbeit. Vergleiche dazu *vom Bruch*, *Wissenschaft*, 431 sowie *ders.*, „Deutschland und England. Heeres- oder Flottenverstärkung?“ *Politische Publizistik deutscher Hochschullehrer 1911/12*, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 29 (1981) 7–35; im folgenden zitiert *vom Bruch*, *England*. Grundsätzlich zur nur beschränkten Aussagekraft von Unterschriftenlisten: *ders.*, *Wissenschaft*, 68.

<sup>12</sup> Auf ein markantes Beispiel sei hier hingewiesen. Die für das verfassungspolitische Denken der im Kaiserreich lehrenden deutschen Historiker bestimmende Vorstellung von einem „Primat der Außenpolitik“ muß nicht immer – wie aber in der Literatur fast durchgängig behauptet wird – zu einer Apologie autoritärer Regierungsformen führen. Die allgemein geteilte Überzeugung, daß ein durch seine geopolitische Lage besonders bedrohter Staat zu einer besonderen Zusammenfassung seiner Machtmittel gezwungen ist, ließ sich verfassungspolitisch durchaus verschieden deuten. So kam etwa der liberal-konservative Oncken 1918 unter dem Eindruck der siegreichen Kriegsanstrengungen der westlichen Demokratien zu dem Schluß: Das „Starksein“ des Staates sei „keineswegs an einen Verfassungsaufbau gebunden, der mit möglichst ungebrochener Autorität von oben herab alle Glieder umspannt, sondern es wird ebensogut und noch besser von einem Staate verbürgt, in dem alle Glieder unter eigener Verantwortung und Mitwirkung sich dem Staatszweck zur Verfügung stellen und zu selbsttätigen Organen des Staates entwickelt werden“. *Hermann Oncken*, *Über die Zusammenhänge zwischen äußerer und innerer Politik* (Leipzig, Dresden 1919) 23. Was Oncken erst unter dem Eindruck des Zusammenbruchs der preußisch-deutschen Militärmonarchie formulierte, gehörte bei Meinecke schon vor dem Krieg zum festgefühten Bestand seiner politischen Grundüberzeugungen. In einer Machtpolitik, die nicht im Innern ihr Pendant in einer Freiheitspolitik findet, vermochte er nur eine zum Scheitern verurteilte „Politik im luftleeren Raum“ erblicken. *Friedrich Meinecke*, *Politik im luftleeren Raum*, in: *Breisgauer Zeitung* vom 20. 2. 1912. Daß mit einer Berufung auf den Primat der Außenpolitik durchaus verschiedene politische Zielsetzungen verknüpft werden konnten, ist – soweit ich sehe – von der neueren Forschung kaum beachtet worden. Zu den hier angeschnittenen Fragen: *Ernst Schulin*, *Universalgeschichte und Nationalgeschichte bei Leopold von Ranke*, in: *Wolfgang J. Mommsen* (Hrsg.), *Leopold von Ranke und die moderne Geschichtswissenschaft* (Stuttgart 1988) 37–71, bes. 64–71; im folgenden zitiert *Schulin*, *Universalgeschichte*. *Wolfgang J. Mommsen*, *Die „deutsche Idee der Freiheit“*. Die deutsche Historikerschaft und das Modell des monarchischen Konstitutionalismus im Kaiserreich, in: *Staatswissenschaften und Staatspraxis* 3 (1992) 43–63; im folgenden zitiert *Mommsen*, *Freiheit*. Für die Weimarer Zeit: *Bernd Faulenbach*, *Der Primat der Außenpolitik als „Lebensgesetz“ deutscher Staatlichkeit*, in: *ders.*, *Ideologie des deutschen Weges*. Die deutsche Geschichte in der Historiographie zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus (München 1980) 181–188; im folgenden zitiert *Faulenbach*, *Sonderweg*. Grundsätzlich: *Karl Dietrich Bracher*, *Kritische Betrachtungen über den Primat der Außenpolitik*, in: *Gerhard A. Rit-*

sich überdies das wissenschaftliche Interesse in hohem Maße auf die von einem Teil der Gelehrten bezeugte Kriegsbegeisterung und ihren radikalen Annexionismus konzentriert hat, besteht die Gefahr, daß die aus der Vorkriegszeit bekannten gelehrtenpolitischen Aktivitäten zu einseitig unter dem Gesichtspunkt der Pathogenese besonders extremer Vorstellungen betrachtet werden<sup>14</sup>. Gerade wenn man aber die Geschlossenheit betont, mit der sich die deutschen Gelehrten bei Kriegsausbruch für die nationale Sache engagierten, so erscheint doch die Frage besonders bedeutsam zu sein, warum 1914 auch die in ihren politischen Anschauungen eher gemäßigten Gelehrten zu Verteidigern des preußischen Militarismus avancieren konnten. Der beste Kenner der wilhelminischen Gelehrtenpolitik, Rüdiger vom Bruch, hat daher auch betont, daß jede Erklärung der professoralen Kriegspublizistik, die auf die Bedeutung von schon in der Vorkriegszeit zur Durchsetzung gelangter geistiger Prägungen hinweist, „sicher nicht falsch, aber auch nicht ausreichend“ ist<sup>15</sup>. Dem entspricht es, wenn Jürgen von Ungern-Sternberg in seinen Arbeiten über Eduard Meyer wiederholt festgestellt hat, daß Ton und Inhalt der professoralen Kriegspublizistik nur zu verstehen sind, wenn man sie auch in ihrer Abhängigkeit von der alliierten Propaganda betrachtet<sup>16</sup>. Vergewenigt man sich ferner, daß die im August 1914 unter den Gelehrten verbreitete nationale Aufbruchsstimmung nur von kurzer Dauer war und schon 1916 eine „beispiellose und tiefreichende Spaltung der [...] Academic Community“<sup>17</sup> einsetzte, die „auch über die vierzehn Jahre der Weimarer Republik hinweg bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung die zentrale politische Trennungslinie blieb“<sup>18</sup>, so erscheint es auch geboten, nicht nur die Übereinstimmungen, sondern auch die im Ansatz schon vor

Fortsetzung Fußnote von Seite 99

ter, Gilbert Ziebura (Hrsg.), Faktoren der politischen Entscheidung. Festgabe für Ernst Fraenkel zum 65. Geburtstag (Berlin 1963) 115–148.

<sup>13</sup> Mit einigen Beispielen: *vom Bruch*, England, 10, Anm. 25.

<sup>14</sup> Beachtenswerte Überlegungen zu diesem Grundsatzproblem jeder Interpretation des Kaiserreiches bei *Hans-Günter Zmarzlik*, Das Kaiserreich als Einbahnstraße?, in: *Karl Holl und Günther List* (Hrsg.), Liberalismus und imperialistischer Staat. Der Imperialismus als Problem liberaler Parteien in Deutschland 1890–1914 (Göttingen 1975) 62–71.

<sup>15</sup> *Rüdiger vom Bruch*, Kriegserlebnis, in: NPL 29 (1984) 366–396, Zitat: 366.

<sup>16</sup> *Jürgen von Ungern-Sternberg*, Politik und Geschichte. Der Althistoriker Eduard Meyer im Ersten Weltkrieg, in: *William M. Calder III, Alexander Demandt* (Hrsg.), Eduard Meyer. Leben und Leistung eines Universalhistorikers (Leiden 1990) 484–504, bes. 497; im folgenden zitiert *von Ungern-Sternberg*, Politik. *Ders.*, Eduard Meyer und die deutsche Propaganda zu Beginn des ersten Weltkrieges, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin. Geistes- und Sozialwissenschaften* 40 (1991) 37–43, bes. 42, Anm. 9. Trotz der besonderen Bedeutung, die die Propaganda nach 1914 in allen kriegführenden Ländern gewinnen konnte, steckt die Erforschung des Ersten Weltkrieges als Kommunikationsereignis noch in den Anfängen. Zum Forschungsstand vergleiche *Siegfried Quandt*, Krieg und Kommunikation. Der Erste Weltkrieg als Beispiel, in: *Siegfried Quandt, Horst Schichtel* (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg als Kommunikationsereignis (Gießen 1993) 5–14. Zu Fragen der Propaganda vergleiche auch den Beitrag von *Peter Grupp*, Voraussetzungen und Praxis deutscher amtlicher Kulturpropaganda in den neutralen Staaten während des Ersten Weltkrieges, in: *Wolfgang Michalka*, (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg (München 1994) 799–824.

<sup>17</sup> Ebd. 367.

<sup>18</sup> *Döring*, Weimarer Kreis, 234.

1914 innerhalb der Professorenpublizistik erkennbaren politischen Gegensätze hervorzuheben<sup>19</sup>. In diesem Zusammenhang gewinnt eine Vergegenwärtigung des gelehrtenpolitischen Engagements des Historikers Friedrich Meinecke, der sich im Weltkrieg als einer der führenden Vertreter der Gemäßigten profilierte und in der Weimarer Republik mit Entschiedenheit vor dem aufkommenden Nationalsozialismus warnte<sup>20</sup>, eine besondere Bedeutung. Denn trotz der auch in seiner Kriegspublizistik nicht vollkommen fehlenden „heroischen Festivität“ (Thomas Mann) und seinem zeitweiligen Eintreten für Annexionen<sup>21</sup>, vermag doch eine genauere Beschäftigung mit seinem politisch-publizistischen Engagement zu zeigen, wie fragwürdige Deutungen bleiben müssen, die sämtliche in der professoralen Kriegspublizistik artikulierten Richtungen zu Gunsten einer alle Hochschullehrer umfassenden „Einmütigkeit in den politischen Grundprinzipien“ einzuebnen versuchen<sup>22</sup>.

Bei der Untersuchung von Meineckes „geistigem Kriegseinsatz“ sollen vier Themenkomplexe behandelt werden. Da die grundsätzliche Erwartungshaltung mit der die Gelehrten 1914 dem Krieg begegneten in hohem Maße von ihrer allgemeinen Gegenwartsdagnostik bestimmt wurde, erscheint es auch im Falle Meineckes als sinnvoll, zunächst die Grundlinien seiner Vorkriegspublizistik nachzuzeichnen (Abschnitt II). Ihre Vergegenwärtigung vermag zugleich zu verdeutlichen, inwieweit Ton und Inhalt seiner Kriegspublizistik durch historisch-politische Grundannahmen bestimmt wurden, die schon vor 1914 sein Denken prägten. In einem zweiten Schritt werde ich der Frage nachgehen, in welcher Weise Meinecke an der Aufbruchstimmung der ersten Augusttage partizipiert hat und welche politische Bedeutung er den Ereignissen beigemessen hat (Abschnitt III). Dabei ist auch zu problematisieren, inwieweit mit dem Terminus der „Kriegsbegeisterung“ sein Verhalten angemessen charakterisiert werden kann. Schließlich werde ich versuchen zu verdeutlichen, welchen Beitrag Meinecke zu der von zahlreichen Gelehrten formulierten „Idee einer deutschen Freiheit“ geleistet hat (Abschnitt IV) und wie er die weitverbreiteten Bemühungen beurteilt hat, den Krieg als einen Kampf gegensätzlicher Kulturen zu deuten und ihm somit eine metapolitische Rechtfertigung zu geben (Abschnitt V).

Natürlich stellen die genannten Themenkomplexe nur einen Ausschnitt aus einer Fülle anderer lohnender Fragestellungen dar. Da sie aber Perspektiven erschließen, die bislang von einer vor allem auf die Kriegszieldiskussion fixierten Forschung eher ver-

<sup>19</sup> So zutreffend *vom Bruch*, England, 24.

<sup>20</sup> Zuletzt zu diesem Zeitabschnitt die wichtige, da manche Irrtümer korrigierende Studie von: *Harm Kluebing*, „Vernunftrepublikanismus“ und „Vertrauensdiktatur“: Friedrich Meinecke in der Weimarer Republik, in: *Historische Zeitschrift* 242 (1986) 69–98.

<sup>21</sup> Die von Meinecke während des Krieges entwickelten außenpolitischen Vorstellungen sind schon wiederholt untersucht worden. Siehe *Fritz T. Epstein*, Friedrich Meinecke in seinem Verhältnis zum europäischen Osten, in: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Osteuropas* 3 (1954) 120–144; *Robert A. Pois*, Friedrich Meinecke and Eastern Europe: A Study of the World War I Period, in: *East European Quarterly* 1 (1967/68) 249–260. Daneben immer noch grundlegend die Untersuchung von *Klaus Schwabe*, *Wissenschaft und Kriegsmoral. Die deutschen Hochschullehrer und die politischen Grundfragen des Ersten Weltkrieges* (Göttingen 1969); im folgenden zitiert *Schwabe*, *Wissenschaft*.

<sup>22</sup> *Böhme*, *Aufrufe*, 32.

nachlässigt worden sind, können sie vielleicht dazu beitragen, vorhandene Erkenntnisse zu ergänzen und zu differenzieren.

## II.

Der 1862 in Salzwedel/Altmark geborene Friedrich Meinecke hat sowohl mit der ideengeschichtlichen Ausrichtung seines wissenschaftlichen Oeuvres als auch mit seinem politisch-publizistischen Engagement innerhalb der Historiographie des Kaiserreiches eine Sonderstellung eingenommen. Die von Meinecke vertretene Forschungsrichtung stellte vor dem Krieg zwar keine Oppositionswissenschaft dar, aber sie widersetzte sich doch einer blinden Anerkennung der normativen Kraft des Faktischen, indem sie in den von ihr rekonstruierten politischen Ideen kritische Maßstäbe gewann, an denen der realhistorische Geschichtsverlauf zu problematisieren war. Besonders die Idealisierung der preußischen Reformzeit, die Meinecke in verschiedenen Darstellungen als geglückte Synthese von Macht und Geist beschrieb<sup>23</sup>, diente ihm dazu, seiner eigenen Gegenwart einen kritischen Spiegel vorzuhalten. Der politisch-didaktische Impetus der von ihm betriebenen Ideengeschichte wurde noch dadurch verstärkt, daß er die Entstehung und Wirksamkeit politischer Ideen stets in Verbindung mit dem Denken und Handeln bedeutender Persönlichkeiten zu erfassen suchte. Der geschichtliche Prozeß erschien so bei Meinecke weniger durch objektive Verhältnisse wie etwa die geopolitische Lage Deutschlands determiniert zu sein, sondern stellte sich als ein in entscheidender Weise durch das sittliche Handeln von Individuen geprägter und damit aber auch veränderbarer Vorgang dar<sup>24</sup>.

Nicht nur in seinem historiographischen Denken, sondern auch in seinem politischen Engagement beschränkt Meinecke in der Vorkriegszeit außergewöhnliche Wege. Von Jugend an tief geprägt durch die deutsche Humanitätsidee wurde Meinecke in den 1890er Jahren durch die öffentliche Auseinandersetzung um die Sozialreformbe-

<sup>23</sup> Vergleiche die gegenüber seinen bekannten drei ideengeschichtlichen Hauptwerken zu wenig beachteten Arbeiten: *Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen*, 2 Bde. (Stuttgart 1896/99); *Das Zeitalter der deutschen Erhebung* (Bielefeld 1906).

<sup>24</sup> Wesentliche Beiträge zur Erfassung des historisch-politischen Denkens Meineckes verdanken wir Ernst Schulin. Siehe *Ernst Schulin*, *Das Problem der Individualität. Eine kritische Betrachtung des Historismus-Werkes von Friedrich Meinecke*, in: *ders.*, *Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch: Studien zur Entwicklung von Geschichtswissenschaft und historischem Denken* (Göttingen 1979) 97–116; *ders.*, *Friedrich Meinecke*, in: *Hans-Ulrich Wehler* (Hrsg.), *Deutsche Historiker*, Bd. I (Göttingen 1971) 39–57; *ders.*, *Friedrich Meineckes Stellung in der deutschen Geschichtswissenschaft*, in: *Michael Erbe* (Hrsg.), *Friedrich Meinecke heute* (Berlin 1981) 25–49; *ders.*, *Friedrich Meinecke*, in: *Notker Hammerstein* (Hrsg.), *Deutsche Geschichtswissenschaft um 1900* (Stuttgart 1988) 313–322. Zur Forschungsgeschichte: *Stefan Meinecke*, *Vom „Kirchenvater der neuen deutschen Demokratie“ zum „historisierenden Schamanen seiner Klasse“: Das politische Denken Friedrich Meineckes im Widerstreit der historischen Forschung*, in: *Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung* 1 (1989) 31–42. Nachdem es in den siebziger Jahren geradezu Mode geworden war, Meinecke zur Symbolfigur eines politisch wie methodisch als reaktionär verstandenen Historismus zu degradieren, wird nun wieder seine Sonderstellung betont. So zuletzt bei: *Friedrich Jaeger*, *Jörn Rüsen*, *Geschichte des Historismus* (München 1992), wo er unter die „Außenseiter in der Epoche der Ranke-Renaissance“ eingeordnet wird.

wegung politisiert und stand fortan der nationalsozialen Bewegung Friedrich Nau-  
manns nahe. In seiner Freiburger Zeit gab Meinecke die im traditionellen Selbstver-  
ständnis des deutschen Gelehrten vorgegebene Distanz zur Partei- und Tagespolitik  
auf<sup>25</sup> und setzte sich als führendes Mitglied der Freiburger Nationalliberalen in ver-  
schiedenen parteipolitischen Ämtern für eine Übertragung der badischen Großblock-  
politik auf das Reich ein. Während in einer zunehmend von Massenparteien und ein-  
flußreichen Interessenverbänden bestimmten politischen Kultur der Gelehrtenpoliti-  
ker immer mehr zu einem Instrument der public relations degradiert wurde, gelang es  
Meinecke während seiner Freiburger Zeit zum Parteipolitiker zu avancieren, der sich  
nicht nur auf die Kommentierung bereits getroffener politischer Entscheidungen be-  
schränken mußte. Diese besondere, von lokalpolitischen Eigenheiten Freiburgs<sup>26</sup> er-  
möglichte Nähe zur politischen Praxis führte bei Meinecke zu einer vergleichsweise  
positiven Einschätzung der modernen Massenparteien, die er als notwendigen Aus-  
druck der im Volk vorhandenen politischen Strömungen verstand und in ihrer Politik  
keineswegs auf ein abstraktes Ideal nationaler Konformität festzulegen wünschte. Da  
er sich selbst in der Öffentlichkeit mit dem Vorwurf konfrontiert sah, mit seinem par-  
teipolitischen Engagement gegen den Standeskodex der Hochschullehrer zu versto-  
ßen, betonte er die „Notwendigkeit und die Fruchtbarkeit eines scharfen Parteikamp-  
fes“<sup>27</sup>, den er in den „unvermeidlichen Gegensätze(n) der Klassen und Konfessionen“  
begründet sah<sup>28</sup>. Den mit der Entstehung moderner Massenparteien und der voran-  
schreitenden Professionalisierung der Politik verbundenen Bedeutungsverlust klassi-  
scher Gelehrtenpolitik beklagte er nicht, sondern begriff ihn als das Ergebnis irrever-  
sibler sozialer und geistiger Wandlungen. Die deutsche Parteiengeschichte war für  
Meinecke sogar als eine Geschichte des Fortschritts zu begreifen, insofern er die Ar-  
beitsfähigkeit der Parteien zur Grundlage seines Urteils machte:

„Man schilt so viel über den Verfall und die Entgeistigung des Parteiwesens [...] aber ich wage ge-  
rade als Historiker zu behaupten, daß die moderne Großpartei ein vollkommenerer Organismus  
ist, als die früheren durch hinreißende Theorien und hinreißende Menschen zusammengewehnten  
Flugsandparteien.“<sup>29</sup>

Die von zeitgenössischen Soziologen herausgearbeitete oligarchische Verfaßtheit mo-

<sup>25</sup> vom *Bruch*, *Wissenschaft*, 286–290 sowie *ders.*, *Gelehrtenpolitik und politische Kultur im spä-  
ten Kaiserreich*, in: *Gustav Schmidt, Jörn Rüsen* (Hrsg.), *Gelehrtenpolitik und politische Kultur in  
Deutschland. 1830–1930* (Bochum 1986) 77–106, bes. 88.

<sup>26</sup> Dazu meine in der Schriftenreihe der Historischen Kommission zu Berlin erscheinende Dis-  
sertation: *Stefan Meinecke, Friedrich Meinecke. Persönlichkeit und politisches Denken bis zum  
Ende des Ersten Weltkrieges* (Berlin 1995) 158–162 u. 173–183; im folgenden zitiert *Meinecke*,  
*Meinecke*.

<sup>27</sup> *Friedrich Meinecke*, Zum 18. Januar 1911, in: *Karlsruher Zeitung* vom 18. 1. 1911. Ähnlich  
auch: *ders.*, Die Reichspartei am Oberrhein, in: *Straßburger Post* vom 26. 12. 1911, wo er sich auf  
„die ganze erlaubte Rücksichtslosigkeit des Parteikampfes“ beruft.

<sup>28</sup> *Ders.*, *Deutsche Jahrhundertfeier und Kaiserfeier* (Tübingen 1913). Dazu ausführlicher: *Mei-  
necke*, *Meinecke*, 195–202.

<sup>29</sup> *Friedrich Meinecke*, Die nationalliberale Partei, in: *ders.*, *Politische Schriften und Reden*,  
*Werke II*, hrsg. von *Georg Kotowski* (Darmstadt <sup>4</sup>1979) 55–60, Zitat: 59; im folgenden zitiert *Mei-  
necke*, *Werke II*.

derner Parteien, die in der Bildung exklusiver, auf einen bürokratischen Apparat gestützter Führungsgruppen prägnant zum Ausdruck kam, schien ihm nicht im Widerspruch zu demokratischen Idealen zu stehen<sup>30</sup>. In seiner Publizistik wies er sogar ausdrücklich auf diese Entwicklungen hin, um gegenüber konservativer Zeitkritik feststellen zu können, daß die Demokratie nicht nur nivelliere, sondern in der Ausbildung neuer Leistungseliten auch aristokratische Tendenzen zeige<sup>31</sup>.

Zusammenfassend gilt es zu betonen, daß die in der Vorkriegspublizistik Meineckes zum Ausdruck kommende Bereitschaft, den in den 1890er Jahren beschleunigt voranschreitenden Strukturwandel der Öffentlichkeit als einen historisch notwendigen und in seinen Folgeerscheinungen keineswegs nur negativ zu bewertenden Modernisierungsprozeß zu verstehen, für seine im Krieg bezogene Haltung von erheblicher Bedeutung sein mußte. Denn während die schon in der Vorkriegszeit kulturkritisch disponierten Hochschullehrer mit dem Kriegsausbruch die Erwartung verknüpfen konnten, eine von ihnen als bedrohlich und schädlich beschriebene Zivilisationsentwicklung könne nun in einem heroischen Akt kollektiver Läuterung überwunden werden und folglich in ihrer Publizistik dazu tendierten, das „Gute“ am Krieg zu betonen, blieb Meinecke eine solche unter dem Zeichen des weltanschaulichen Idealismus vorgetragene Kriegsbegeisterung grundsätzlich fremd<sup>32</sup>.

Läßt sich einerseits an Meineckes Vorkriegspublizistik ablesen, daß ihr Verfasser nicht zu einer kulturkritisch motivierten Kriegsbegeisterung neigte, so muß andererseits auch betont werden, daß es ihm an einer kritischen Sicht des wilhelminischen Imperialismus fehlte. Auch Meinecke teilte die im politischen Denken der Zeit allgemein verbreitete Anschauung, daß das Deutsche Reich seinen Status als Großmacht nur durch den Übergang zu einer expansiven Kolonial- und Überseepolitik, die der deutschen Wirtschaft neue Rohstoff- und Absatzgebiete zu sichern hatte, erhalten könne<sup>33</sup>. Inwieweit eine Politik, die in ihrem Ergebnis zu einem Zusammenbruch des europäischen Gleichgewichts führen mußte, für die Nachbarn Deutschlands tolerabel sein konnte, thematisierte er nicht<sup>34</sup>. Ebenso wie der Regierung selbst fehlte es auch ihm an einem klaren, bestimmte Minimalziele aufweisenden kolonialpolitischen Konzept. Diese Orientierungslosigkeit beunruhigte ihn aber nicht, verstand er sie doch in

<sup>30</sup> So aber die bekannte Position von Robert Michels. Zu ihm zusammenfassend: *Heinrich-August Winkler*, Robert Michels, in: *Hans-Ulrich Wehler*, Deutsche Historiker, Bd. IV (Göttingen 1972) 65–80.

<sup>31</sup> Besonders deutlich in *Friedrich Meinecke*, Der Sinn unseres Wahlkampfes, in: *Werke II*, 49–52. Anders dagegen Hans Delbrück, dem der Blick auf die Verfassungswirklichkeit des englischen Parlamentarismus dazu diene, das deutsche Modell des monarchischen Konstitutionalismus als vorbildlich zu rechtfertigen. Dazu: *Mommsen*, Freiheit, 47–51.

<sup>32</sup> Zu ihnen vor allem die brillante Studie von *Hermann Lübbe*, Die philosophischen Ideen von 1914, in: *ders.*, Politische Philosophie in Deutschland (München 1974) 171–235; im folgenden zitiert *Lübbe*, Philosophie. Beispielhaft zu den Wechselbeziehungen zwischen radikaler Kulturkritik und Kriegsverherrlichung: *Friedrich Lenger*, Die Abkehr der Gebildeten von der Politik. Werner Sombart und der „Morgen“, in: *Gangolf Hübinger*, *Wolfgang J. Mommsen* (Hrsg.), Intellektuelle im Deutschen Kaiserreich (Frankfurt a.M. 1993) 62–77.

<sup>33</sup> Dazu international vergleichend: *Heinz Gollwitzer*, Geschichte des weltpolitischen Denkens, Band II (Göttingen 1982).

<sup>34</sup> Auf dieses grundsätzliche Problem macht aufmerksam: *Schulin*, Universalgeschichte, 67.

einem positiven Sinne als Nicht-Festgelegt-Sein zu deuten. Solange sich die deutsche Außenpolitik nicht auf die Realisierung bestimmter Ziele versteifte, mußte die Chance gegeben sein, mit den etablierten Kolonialmächten zu einem friedlichen Interessenausgleich zu kommen. In seiner Publizistik profilierte sich Meinecke daher auch als „Anhänger einer gemäßigten, außenpolitisch prinzipiell gouvernementalen Position“<sup>35</sup>. So verteidigte er die deutsche Marokkopolitik gegen die Kriegshetze nationalistischer Scharfmacher<sup>36</sup> und setzte seine Hoffnungen auf eine deutsch-englische Annäherung<sup>37</sup>. Da er überdies die wirtschaftliche Verflechtung der großen Weltmächte für so weit fortgeschritten ansah, „daß das Gedeihen der einen Nation auch das Gedeihen der anderen und der Verderb der einen [auch] der Verderb der anderen sein wird“<sup>38</sup>, fühlte er sich berechtigt, vor dem „furchtbaren Ernst und den schlechthin unberechenbaren Folgen eines Weltkrieges“ zu warnen<sup>39</sup>. Gerade weil Meinecke so in einem großen europäischen Krieg ein für alle Beteiligten nicht kalkulierbares Risiko erblickte, vertraute er darauf, daß die Großmächte dem Erhalt des Friedens eine überragende Priorität einräumen würden. In diesem Sinne konnte er aus den zahlreichen, aber doch immer wieder mit diplomatischen Mitteln beigelegten Krisen der Vorkriegszeit die Schlußfolgerung ziehen, daß keine Großmacht ernsthafte Kriegsabsichten verfolge. Dementsprechend schien ihm Europa noch 1911 so vollkommen befriedet und geordnet zu sein, wie „noch nie im Laufe der Weltgeschichte“<sup>40</sup>. Auch die erfolgreiche Beilegung des Balkankonflikts (1912/13), mit der zugleich die Aussichten auf eine Entspannung im deutsch-englischen Verhältnis gestiegen waren, bestärkte ihn in seinem Optimismus<sup>41</sup>.

Meinecke schätzte nicht nur die aktuelle Kriegsgefahr als eher gering ein, sondern er vertrat auch die Ansicht, daß die deutsche Regierung ein besonderes Interesse an einer friedenserhaltenden Außenpolitik besitzen müsse<sup>42</sup>. Denn an eine erfolgreiche Sicherung der deutschen „Weltzukunft“<sup>43</sup> war doch überhaupt erst zu denken, wenn

<sup>35</sup> *vom Bruch*, England, 24.

<sup>36</sup> Vergleiche *Friedrich Meinecke*, 1811–1911, in: Werke II, 44–48. Zum insgesamt sehr negativen Presseecho auf den Marokko-Kongo-Vertrag (4. 11. 1911): *Klaus Wernecke*, *Der Wille zur Weltgeltung. Außenpolitik und Öffentlichkeit im Kaiserreich am Vorabend des Ersten Weltkrieges* (Düsseldorf 1970) 102–139.

<sup>37</sup> Siehe seine Aufsätze: Großblock und Wehrvorlagen, in: *Breisgauer Zeitung* vom 13. 2. 1912; Ein Blick auf die Weltlage, in: *Deutscher Volksbote. Wochenschrift der Nationalliberalen Partei des Großherzogtums Baden* vom 5. 1. 1913; Wehrvorlage und Weltlage, in: Werke II, 69–73.

<sup>38</sup> *Ders.*, Ein Blick auf die Weltlage, in: *Deutscher Volksbote. Wochenschrift der Nationalliberalen Partei des Großherzogtums Baden* vom 5. 1. 1913.

<sup>39</sup> *Ebd.*

<sup>40</sup> *Ders.*, Zum 18. Januar 1911, in: *Karlsruher Zeitung* vom 18. 1. 1911.

<sup>41</sup> *Ders.*, Ein Blick auf die Weltlage, in: *Deutscher Volksbote. Wochenschrift der Nationalliberalen Partei des Großherzogtums Baden* vom 5. 1. 1913.

<sup>42</sup> Vergleiche auch *Wolfgang J. Mommsen*, *Großmachtstellung und Weltpolitik. 1870–1914. Die Außenpolitik des Deutschen Reiches* (Frankfurt a.M., Berlin 1993) 272; zur von Meinecke deutlich abweichenden Kriegserwartung der politischen Führungsschicht: *Ders.*, *Der Topos vom unvermeidlichen Krieg. Außenpolitik und öffentliche Meinung im Deutschen Reich im letzten Jahrzehnt vor 1914*, in: *Jost Dülffer, Karl Holl* (Hrsg.), *Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland* (Göttingen 1986) 194–224.

<sup>43</sup> *Friedrich Meinecke*, *Nationalliberal und „Altliberal“*, in: *ders.*, Werke II, 61–64, Zitat: 63.

zuvor durch eine Ära sozialer und politischer Reformen die Sozialdemokratie in den bestehenden Staat integriert und die auf halbem Wege stehengebliebene innere Reichsgründung vollendet worden war<sup>44</sup>. Meinecke wurde nicht müde, diesen Grundsatz in seiner Vorkriegspublizistik, die fast ausschließlich um innenpolitische Fragen kreiste<sup>45</sup>, in immer neuen Formulierungen vorzutragen. Der „kleinen Schicht der herrschenden ‚Ritter und Heiligen‘“, die eine Machtpolitik nach außen forderten, ohne ihr eine Freiheitspolitik im Innern an die Seite stellen zu wollen, warf er nichts weniger vor, als mit der Zukunft des Reiches „va banque [zu] spielen“<sup>46</sup>. An seiner kritischen Einschätzung der inneren Verfassung des Kaiserreiches sollte sich bis zum Kriegsausbruch nichts Wesentliches ändern. Noch in seiner im Jubiläumsjahr 1913 gehaltenen Festrede zeichnete er – verglichen mit anderen Rednern – ein durchaus ambivalentes Bild der Gegenwartslage und schloß seine Ausführungen mit der Mahnung ab, daß die soziale Einigung der Nation noch immer auf ihre Realisierung warte<sup>47</sup>. Solange aber diese Aufgabe noch zu lösen war, mußte sich für das deutsche Reich jede mit einem Kriegsrisiko belastete Außenpolitik schon aus pragmatischen Gründen verbieten. Wie viele seiner Zeitgenossen wurde daher auch Meinecke von dem Kriegsausbruch, den er weder gewollt noch vorhergesehen hatte, überrascht.

### III.

Wie sich nicht nur am deutschen Beispiel belegen läßt, wurde die nationale Aufbruchsstimmung des August 1914 vor allem von den gebildeten Schichten der Großstädte getragen. Erst eine höhere Bildung ermöglichte es, das eigene Schicksal mit dem der Nation verknüpft zu sehen und sich zur Verteidigung ihrer Interessen aufgefordert zu fühlen. Die Landbevölkerung, die sich nicht mit dem im Medium der Bildung vermittelten Abstraktum der Nation, sondern nur mit ihrem im Alltag konkret erfahrbaren Lebensraum – der Heimat – identifizieren konnte, war dagegen kaum in der Lage, im Krieg ein sinnhaftes Geschehen zu erblicken<sup>48</sup>. Stellte so ein angemesse-

<sup>44</sup> Dazu ausführlicher *Meinecke*, Ein Liberaler, Kapitel III und V.

<sup>45</sup> In nur fünf seiner 31 vor dem Kriege veröffentlichten politischen Aufsätze thematisierte Meinecke die welt- und außenpolitische Konstellation. Die in Band 2 seiner Werkausgabe veröffentlichte Auswahl seiner politischen Publizistik gibt ein schiefes Bild, da man in ihr von seinen fünf Aufsätzen zur Außenpolitik immerhin drei, von seinen 26 Aufsätzen zur Innenpolitik jedoch nur fünf abgedruckt findet.

<sup>46</sup> *Friedrich Meinecke*, Die Reichspartei am Oberrhein, in: Straßburger Post vom 18. 12. 1911.

<sup>47</sup> *Ders.*, Deutsche Jahrhundertfeier und Kaiserfeier.

<sup>48</sup> Eine entsprechende Untersuchung für Deutschland fehlt noch. Für Frankreich: *Jean Jacques Becker*, 1914. Comment les Français sont entrés dans la guerre (Paris 1977). Für Italien die beeindruckende Studie von: *Angelo Bazzanella*, Die Stimme der Illiteraten. Volk und Krieg in Italien 1915–1918, in: *Klaus Vondung* (Hrsg.), Kriegserlebnis: Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestalt und symbolischen Deutung der Nationen (Göttingen 1990) 334–351. Dort auf Seite 349 das Fazit: „Die übermäßige bäuerliche Komponente in der italienischen Armee war ein Faktor der Schwäche, weil den ungebildeten Bauern jede gesamtstaatliche Idee fremd war und ihnen so weitgehend jede Motivation fehlte, um einen langen und zermürbenden Krieg zu führen.“ Lite-

ner Bildungsgrad die fundamentalste Voraussetzung der Kriegsbereitschaft dar, so ist die 1914 von Teilen der Gelehrten betriebene Glorifizierung des Krieges von vornherein nur zu verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß nach fast einem halben Jahrhundert des Friedens weder in der Bevölkerung noch unter den Gelehrten ein realistisches Kriegsbild vorhanden war<sup>49</sup>. Wer sich 1914 über den Krieg publizistisch äußerte, besaß nicht nur keine Kriegserfahrung, sondern konnte in aller Regel auch sicher sein, daß ihm auch in der Zukunft jede direkte Konfrontation mit den Leiden des Krieges erspart blieb. Denn wer bei Kriegsausbruch mit etwa fünfzig Jahren den Höhepunkt seiner wissenschaftlichen Karriere erreicht hatte, war bereits zu alt, um noch zum Kriegsdienst eingezogen zu werden. Als „Kriegsromantiker hinter der Front“ (Friedrich Wilhelm Foerster) blieb den im Krieg der Denkschriften und Aufrufe engagierten Gelehrten die Desillusionierung der jungen Kriegsfreiwilligen erspart<sup>50</sup>, die im Schützengraben schon sehr bald auf drastische Weise erfahren mußten, was es bedeutet, „wenn Patriotismus die Hoffnung auf das Gelingen eines Gasangriffes ist und Hochverrat das Grauen davor“<sup>51</sup>. Ohne jemals mit der Kriegswirklichkeit in Berührung gekommen zu sein<sup>52</sup>, bildete so der Krieg im Denken zahlreicher Gelehrten nur eine Leerstelle, die daher bei Kriegsbeginn mit nahezu beliebigem Inhalt auszufüllen war. Im Fehlen eines realistischen Kriegsbildes war es vor allem begründet, wenn Philosophen die Ereignisse in naiver Gläubigkeit als „Weltbewährungsprobe deutscher Innerlichkeit“ (Rudolf Eucken) oder als „Deutschlands innere Wandlung“ (Georg Simmel) zu verstehen suchten. Hochschullehrer aus mehr praxisbezogenen Disziplinen wußten dagegen nicht vom deutschen Geist, sondern vom nahen Tri-

*Fortsetzung Fußnote von Seite 106*

risch verarbeitet findet sich dieser Aspekt bei Remarque, der seine Figur Katczinsky sagen läßt: „Am vernünftigsten waren eigentlich die Armen und einfachen Leute; sie hielten den Krieg gleich für ein Unglück, während die bessergestellten vor Freude nicht aus noch ein wußten, ob schon gerade sie sich über die Folgen viel eher hätten klar werden können. Katczinsky behauptet, das käme von der Bildung, sie mache dämlich. Und was Kat sagt, das hat er sich überlegt.“ *Erich Maria Remarque, Im Westen nichts Neues* (Berlin 1929) 17.

<sup>49</sup> Dazu auch *Lothar Albertin, Das Friedensthema bei den Linksliberalen vor 1914: Die Schwäche ihrer Argumente und Aktivitäten*, in: *Karl Holl, Günther List* (Hrsg.) *Liberalismus und imperialistischer Staat. Der Imperialismus als Problem liberaler Parteien in Deutschland 1890–1914* (Göttingen 1975) 89–108. *Thomas Robkrämer, August 1914 – Kriegsmentalität und ihre Voraussetzungen*, in: *Wolfgang Michalka* (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg* (München 1994) 759–777.

<sup>50</sup> *Bernd Ulrich, Die Desillusionierung der Kriegsfreiwilligen von 1914*, in: *Wolfram Wette* (Hrsg.), *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten* (München 1992) 110–126.

<sup>51</sup> *Karl Kraus, Das technoromantische Abenteuer* (Erstdruck März 1918), in: *ders., Weltgericht*, hrsg. von *Heinrich Fischer* (Hamburg 1968) 117–121, Zitat: 119.

<sup>52</sup> Eine Ausnahme stellte der mit Meinecke befreundete und politisch dem Kreis um Friedrich Naumann angehörende Leipziger Historiker Walter Goetz dar, der trotz seines fortgeschrittenen Alters zum Wehrdienst einberufen wurde. Bezeichnenderweise findet sich bereits nach zwei Wochen aktiver Kriegsteilnahme in seinem Tagebuch der Eintrag: „Wer im Krieg steht und alles Elend mit ansieht, muß ihn [den Krieg] erwünschen.“ Zitiert nach: *Wolf Volker Weigand, Walter Wilhelm Goetz 1867–1958. Eine biographische Studie über den Historiker, Politiker und Publizisten* (Boppard 1992) 147.

umph deutscher Organisationskraft und Technik zu berichten<sup>53</sup>. Der unbekannt, nur als Zeitungslektüre gegenwärtige Krieg konnte von seinen Interpreten mediatisiert und den verschiedensten Deutungen unterworfen werden. Mit wachsender Kriegsdauer mußte jedoch das Mißverhältnis zwischen der Wirklichkeit und der mitgeschleppten Ideologie immer deutlicher werden. Seit 1916 nahm daher auch die Bereitschaft zu neuen, metapolitischen Sinngebungsversuchen erkennbar ab<sup>54</sup>, und noch 1939 war die Erfahrung des Ersten Weltkrieges präsent genug, um jeden Versuch einer Idealisierung des Krieges als unglaubwürdig erscheinen zu lassen<sup>55</sup>.

Von der apolitischen und bald fragwürdig werdenden Kriegsbegeisterung vor allem der Philosophen, die sich vom Krieg eine Revitalisierung der Kultur erhofften, ist die bei fast allen Gelehrten und auch bei Meinecke zu beobachtende Kriegsbejahung zu unterscheiden. Im Gegensatz zu den „abstrakten Enthusiasten des ewigen Völkertotschlags“ wurden von diesen Gelehrten die Schrecken des Krieges nicht einfach geleugnet<sup>56</sup>. Der Krieg erschien ihnen durchaus als ein grundsätzliches Übel, das einer besonderen moralischen Rechtfertigung bedürfe. Da aber bis in die Reihen der Pazifisten hinein<sup>57</sup> der Krieg als ein dem Reich aufgezwungener Verteidigungskrieg, als ein Akt nationaler Notwehr, verstanden werden konnte, bestand gar kein Anlaß, den Kriegseintritt Deutschlands kritisch zu kommentieren. Die im August 1914 feststellbare Kriegsbejahung fand so ihre Begründung in der allgemein geteilten Überzeugung, das Deutsche Reich nehme mit seiner Mobilmachung nur ein zu allen Zeiten als selbstverständlich angesehenes Recht auf Selbstverteidigung wahr<sup>58</sup>.

Aus dem Bewußtsein, einen gerechten Verteidigungskrieg zu führen, resultierte zwar keine Kriegsbegeisterung<sup>59</sup>, wohl aber die Bereitschaft, sich mit der nationalen Sache zu identifizieren. Diese Tendenz steigerte sich noch erheblich, als Ende August 1914 die alliierte Propaganda damit begann, „ununterbrochen und unermüdlich“<sup>60</sup> die während des deutschen Einmarsches nach Belgien geschehenen Völkerrechtsverlet-

<sup>53</sup> Diese Denkfigur findet sich etwa bei dem Ökonomen Plenge. Zu ihm: *Lübbe*, Philosophie, 206–209.

<sup>54</sup> Vergleiche ebd. 183 und *Michael Jeismann*, Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918 (Stuttgart 1992) 318; im folgenden zitiert *Jeismann*, Vaterland.

<sup>55</sup> Dazu *Jost Dülffer*, Der Beginn zweier Weltkriege: Von der Kriegsbegeisterung zur Beklommenheit, in: *Andreas Hillgruber, Jost Dülffer* (Hrsg.), Ploetz. Geschichte der Weltkriege. Mächte, Ereignisse, Entwicklungen 1900–1945 (Freiburg 1981) 24 sowie *Hans Maier*, Ideen von 1914 – Ideen von 1939? Zweierlei Kriegsanfänge, in: *Historische Zeitschrift* 38 (1990) 525–542. Sehr aufschlußreiche Beobachtungen finden sich bei: *Stefan Zweig*, Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers, Sonderausgabe (Nördlingen 1978).

<sup>56</sup> *Friedrich Wilhelm Foerster*, Die deutsche Jugend und der Weltkrieg (Leipzig <sup>3</sup>1916) 44.

<sup>57</sup> *Schwabe*, Wissenschaft, 24.

<sup>58</sup> Vergleiche auch den eine größere Forschungsarbeit bilanzierenden Aufsatz von *Thomas Rohrkämper*, Der Gesinnungsmilitarismus der „kleinen Leute“ im Deutschen Kaiserreich, in: *Wolfram Wette* (Hrsg.), Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten (München 1992) 95–109; im folgenden zitiert *Rohrkämper*, Gesinnungsmilitarismus.

<sup>59</sup> So auch die auf einer breiten Materialsammlung beruhende Beobachtung von *Jeismann*, Vaterland, 299 ff.

<sup>60</sup> *Michael L. Sanders, Philip M. Taylor* (Hrsg.), Britische Propaganda im Ersten Weltkrieg 1914–1918 (Berlin 1990) 116.

zungen anzuprangern. Die „beinahe vollständige moralische Katastrophe“<sup>61</sup>, die Deutschland daraufhin im Ausland erlitt, führte bei der Hochschullehrerschaft jedoch nicht zu einem Umdenken, sondern verstärkte nur noch weiter ihre Neigung, sich vorbehaltlos mit der deutschen Kriegsführung zu solidarisieren. Ohne zu einer sachlichen Prüfung der Vorgänge fähig zu sein, wurden die deutschen Verbrechen entweder einfach bestritten oder als eine notwendige Reaktion auf Übergriffe der belgischen Zivilbevölkerung gerechtfertigt<sup>62</sup>. Da der Zusammenbruch des eigenen nationalen Selbstbildes vollständig gewesen wäre, wenn nach dem Bekanntwerden des völkerrechtswidrigen Vorgehens der deutschen Truppen auch noch die Überzeugung preisgegeben worden wäre, die eigene Kriegsführung sei nicht durch eine höhere Notwendigkeit zu solchen verwerflichen Maßnahmen gezwungen worden, lag in der kollektiven Abwehrreaktion der deutschen Gelehrten wohl ein hohes Maß an Zwangsläufigkeit<sup>63</sup>. Der in der Verteidigung der eigenen moralischen Identität vollzogene Radikalisierungsprozeß manifestierte sich besonders eindrucksvoll in dem am 4. Oktober 1914 von 93 hervorragenden Vertretern aus Wissenschaft und Kunst veröffentlichten Aufruf „An die Kulturwelt!“, in dem in feierlicher Form alle gegen die deutsche Kriegsführung erhobenen Anschuldigungen apodiktisch zurückgewiesen und der deutsche Militarismus als unentbehrlich zum Schutze der deutschen Kultur gerechtfertigt wurde<sup>64</sup>. Selbst Gelehrte wie Wilhelm Foerster, Lujo Brentano und Adolf von Harnack, die vor 1914 sicher alles andere als Apologeten des preußischen Militarismus gewesen waren, unterzeichneten den Aufruf, und auch ein Gerhard Anschütz wollte nun „das Wort Militarismus [als] [...] ein Ehrenwort“ verstanden wissen<sup>65</sup>. Im neutralen Ausland wirkten solche Bekenntnisse natürlich verheerend, waren sie doch in ihrer jeden Dialog verweigernden Glaubensgewißheit denkbar schlecht geeignet, für den deutschen Standpunkt um Verständnis zu werben.

Ebenso wie die gelehrtenpolitischen Kundgebungen des Herbstes 1914 nicht als das Produkt einer kollektiven Kriegseuphorie verstanden werden können, so läßt sich auch das Verhalten Meineckes nicht in einer derartigen Weise charakterisieren. Denn weder wurde von ihm der Krieg zu einem romantischen Abenteuer verklärt, noch war es ihm möglich, an einen leichten militärischen Sieg zu glauben. Bereits im Septem-

<sup>61</sup> Paul Rohrbach, *Politische Erziehung* (Stuttgart 1919) 27 f.

<sup>62</sup> Zu den Vorgängen in Belgien und ihrer Rezeption: *Lothar Wieland*, *Belgien 1914. Die Frage des belgischen Frantireurkrieges und die deutsche öffentliche Meinung von 1914 bis 1936* (Frankfurt a.M. 1984); *Alan Kramer*, *Greuelthaten. Zum Problem der deutschen Kriegsverbrechen in Belgien und Frankreich 1914*, in: *Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich* (Hrsg.), *„Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch...“. Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkrieges* (Essen 1993) 85–114.

<sup>63</sup> Dies wird auch von Ungern-Sternberg, der von einer „fast unvermeidlichen Reaktion“ spricht, hervorgehoben. Vergleiche *Ungern-Sternberg*, *Politik*, 497.

<sup>64</sup> *Bernhard vom Brocke*, *„Wissenschaft und Militarismus“*. Der Aufruf der 93 *„An die Kulturwelt!“* und der Zusammenbruch der internationalen Gelehrtenrepublik im Ersten Weltkrieg, in: *William M. Calder III, Hellmut Flasbar, Theodor Lindken* (Hrsg.), *Wilamowitz nach 50 Jahren* (Darmstadt 1985) 649–719. Meinecke gehörte nicht zu den Unterzeichnern. Eine kritische Edition des Aufrufes bereiten Jürgen und Wolfgang von Ungern-Sternberg vor.

<sup>65</sup> So Anschütz, zitiert nach: *Schwabe*, *Wissenschaft*, 24f. Zu Foerster, Brentano und Harnack: *Karl Holl*, *Pazifismus in Deutschland* (Frankfurt a.M. 1988) 105.

ber 1914 äußerte er brieflich die Ansicht, daß der Krieg wahrscheinlich in einer ausweglosen Patt-Situation enden werde, die nur diplomatisch zu lösen sei<sup>66</sup>. Überzeugt davon, daß man mit „Schlachtsiegen allein“ keine Lösung finden könne, war er gezwungen, seine Hoffnungen auf eine baldige Verständigung mit England zu richten<sup>67</sup>. Da freilich der Friedenswille der englischen Regierung weder sicher einzuschätzen noch direkt zu beeinflussen war, war für Meinecke der Risikocharakter der deutschen Politik nicht zu verkennen. Eine Vorahnung künftiger Katastrophen schwang daher auch mit, wenn er bereits im ersten Kriegsmonat betonte, daß „die Entscheidungen, die der Krieg bringen wird, schlechthin unübersehbar und unberechenbar [sind]“.<sup>68</sup>

Wenn dennoch auch Meinecke von der euphorischen Stimmung der ersten Augusttage erfaßt worden war, so wurde sein Jubel nicht durch den Kriegsausbruch, sondern durch die nationale Haltung der Sozialdemokratie veranlaßt. Mit der Zustimmung der Partei zu den Kriegskrediten konnte Meinecke sein politisches Vorkriegsengagement als gerechtfertigt ansehen. Indem die SPD auf den Boden des nationalen Staates hinübertrat, sah er „nun besiegelt, was durch zwei Jahrzehnte hindurch mein Sorgen, Sehnen und Hoffen gewesen war“<sup>69</sup>. Bei allem Pathos, mit dem auch er die neugewonnene Volksgemeinschaft feierte, gab es für ihn doch keinen Zweifel, daß die unter dem Eindruck der äußeren Bedrohung ad hoc hergestellte innere Einheit solange brüchig bleiben mußte, bis eine Lösung der von ihm schon vor dem Kriege diagnostizierten politisch-sozialen Spannungen erfolgt war. So feierte Meinecke denn auch im August 1914 nicht „den Tod der Politik“<sup>70</sup>, sondern hoffte gerade umgekehrt, daß nun endlich die Voraussetzungen gegeben seien, das Kaiserreich zu einem liberalen Sozial- und Kulturstaat fortzuentwickeln<sup>71</sup>. Schon heute – so schrieb er am 4. November 1914 an Alfred Dove – gelte es, durch „innere Eroberungen“ das zu sichern, was an äußerem Gewinn nicht zu erreichen sei<sup>72</sup>. Damit gab Meinecke dem August-Erlebnis eine ganz andere Bedeutung als sein konservativer Freiburger Kollege Georg von Below. Während Below die nationale Haltung der Sozialdemokratie als Kapitulation begriff und fortan nur um so entschiedener nach einer am Erhalt des status quo orientierten Politik verlangte<sup>73</sup>, verstand Meinecke das Augusterlebnis als Verpflich-

<sup>66</sup> In dieser Hinsicht aufschlußreich sind vor allem seine Briefe an Alfred Dove, dem er persönlich besonders nahestand. Vergleiche *Friedrich Meinecke an Dove* (1. 9. 1914), in: *ders.*, *Ausgewählter Briefwechsel*, Werke VI, hrsg. von *Ludwig Dehio, Peter Classen* (Stuttgart 1962) 45f.; im folgenden zitiert *Friedrich Meinecke*, Werke VI.

<sup>67</sup> Ebd.

<sup>68</sup> *Ders.*, *Deutschland und der Weltkrieg*, in: Werke II, 96–100, Zitat: 96.

<sup>69</sup> *Ders.*, *Autobiographische Schriften*, Werke VIII, hrsg. von *Eberhard Kessel* (Stuttgart 1969) 222; im folgenden zitiert *Friedrich Meinecke*, Werke VIII.

<sup>70</sup> *Fritz K. Ringer*, *Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933* (Stuttgart 1983) 169.

<sup>71</sup> Mit diesen Erwartungen stand er durchaus nicht allein. Vergleiche etwa die Hoffnungen prominenter Vertreter der Sozialreformbewegung: *Dieter Krüger*, Ein „Morgenrot wirklicher Sozialreform“. Die Gesellschaft für Soziale Reform und die Entwicklung der Arbeitsbeziehungen im Ersten Weltkrieg, in: *Gunther Mai* (Hrsg.), *Arbeiterschaft in Deutschland 1914–1918* (Düsseldorf 1985) 29–75.

<sup>72</sup> *Friedrich Meinecke*, Werke VI, 50ff., Zitat: 51.

<sup>73</sup> So im Ansatz schon zu erkennen in seinem Aufsatz: *Georg von Below*, *Die Kriegsstimmung in*

tung und Verheißung. Denn seiner Auffassung nach hatte die Sozialdemokratie durch ihre nationale Haltung die innere Umgestaltung des Reiches nicht etwa überflüssig gemacht, sondern im Gegenteil auch die konservativen Parteien auf deren schnellstmögliche Durchführung verpflichtet. Am 4. August waren so die Voraussetzungen<sup>74</sup> für jene noch zu leistende Neuorientierung der deutschen Politik geschaffen worden, aus der heraus „uns nach dem Kriege ein edleres, freieres, reineres Nationaldasein erblühen wird“<sup>75</sup>.

Unter dem Primat der Innenpolitik war es so auch Meinecke möglich, dem Krieg einen positiven Aspekt abzugewinnen. Denn seine schon bei dem Studium der preußischen Reformzeit gewonnene Gewißheit, daß jeder Staat unter dem Eindruck äußerer Existenzbedrohung gezwungen sei, sich „der Fundamente und des Wesens seiner Macht wieder bewußt [zu] werden“ und dabei vor allem zu berücksichtigen habe, daß seine „größte Kriegskraft [...] in der Treue der ärmeren Klassen liege“, konnte ihn 1914 noch mit Hoffnung erfüllen<sup>76</sup>.

Durch die von allen Gelehrten geteilte August-Begeisterung waren die alten, aus der Vorkriegszeit tradierten politischen Gegensätze nur scheinbar aufgehoben worden. Denn da je nach politischem Standort aus der nationalen Haltung der Sozialdemokratie ganz verschiedene Schlußfolgerungen abgeleitet werden konnten, war es nur eine Frage der Zeit, bis die alten Gegensätze wieder neu aufbrechen mußten.

#### IV.

Den insbesondere von der angelsächsischen Propaganda unternommenen Versuch, den Krieg als einen „Kreuzzug der internationalen Demokratie gegen den rückständigen autoritären Militarismus“<sup>77</sup> darzustellen, mußten vor allem die deutschen Historiker als Aufforderung begreifen, die Verfassungsordnung des Bismarckreiches als eine eigenständige und zukunftsfähige Sonderentwicklung zu rechtfertigen. Dabei konnten sie auf die von ihnen schon vor dem Krieg vertretene Anschauung zurückgreifen, daß der monarchische Konstitutionalismus als eine notwendige, weil der ungünstigen geopolitischen Lage Deutschlands bestens angepaßte Regierungsform anzusehen sei. Folgte man dem wissenschaftlichen common sense, so war nur eine „Regierung über den Parteien“ in der Lage, jene straffe Konzentration staatlicher Macht herzustellen, die zur Abwehr äußerer Bedrohungen erforderlich erschien. Inso-

*Fortsetzung Fußnote von Seite 110*

Baden, in: Das neue Deutschland 2 (1913/14) 576 ff. Demnächst ausführlich zu Below eine von Hans Cymorek verfaßte Dissertation, die bei Rüdiger vom Bruch (Berlin, Humboldt-Universität) entsteht.

<sup>74</sup> Vergleiche *Friedrich Meinecke*, Staatsgedanke und Nationalismus, in: *ders.*, Die deutsche Erhebung von 1914 (Stuttgart 1914) 74–83, bes. 76; *ders.*, Die deutschen Erhebungen von 1813, 1848, 1870 und 1914, in: *ders.*, Die deutsche Erhebung von 1914 (Stuttgart, Berlin 1914) 30.

<sup>75</sup> *Ders.*, Und nun erst recht!, in: *Freiburger Zeitung* vom 6. 8. 1914.

<sup>76</sup> *Ders.*, Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen, Bd. 2 (Stuttgart 1899) 459, 474 f.

<sup>77</sup> *Ders.*, Rankes „Große Mächte“, in: *ders.*, Zur Geschichte der Geschichtsschreibung, Werke VII, hrsg. von *Eberhard Kessel*, 66–71, Zitat: 67.

fern dem bestehenden Herrschaftssystem zugestanden wurde, diese Aufgabe auf eine optimale Weise gelöst zu haben, konnte es zu einem quasi überzeitlichen Ideal stilisiert werden, von dem sich jede Abweichung verbot<sup>78</sup>.

Die sich auf einen „Primat der äußeren Politik“ berufende Apologie des verfassungspolitischen Status quo, wie sie vor allem von den Neurankeanern<sup>79</sup> und Otto Hintze<sup>80</sup> vorgetragen wurde, reduzierte die Sicherung staatlicher Macht auf ein institutionelles Problem. Meinecke setzte sich nun von dieser funktionalen Sichtweise ab, indem er unter Hinweis auf die preußische Reformzeit betonte, daß alle staatlichen Einrichtungen „ihre Lebenskraft nicht aus sich selbst, [...] sondern aus dem Geiste und der Gesinnung des ganzen Volkes [schöpfen].“<sup>81</sup> Durch diese für ihn charakteristische Betonung der ideellen Grundlagen staatlicher Herrschaft wurde die Frage nach der Selbstbehauptung des Staates zu einem gesellschaftspolitischen Problem erklärt. Nicht durch das dogmatische Festhalten an einer bestimmten Verfassungsform war die Loyalität der Bevölkerung zu sichern, sondern nur durch eine ihren Bedürfnissen entsprechende Politik. Entsprechend der auch von ihm konstatierten universalhistorischen Entwicklung zu demokratischen Herrschaftsformen war dabei auch zu überdenken, ob das in der Verfassung des Deutschen Reiches niedergelegte Verhältnis von Autorität und Freiheit nicht zu verändern sei. Denn „die Machtpolitik einer großen Nation“ war doch für ihn „ohne Freiheitspolitik [...] nur eine Politik im luftleeren Raum“<sup>82</sup>. Meinecke bestritt also nicht, daß die Mittellage Deutschlands zu einer strafenden Zusammenfassung aller Machtmittel nötige, aber im Gegensatz zu seinen bereits zitierten Kollegen diente ihm die Feststellung eines Primats der auswärtigen Politik gerade nicht zur Apologie, sondern zur Kritik autoritärer Herrschaftsformen<sup>83</sup>.

Politisch konkret wurde diese Kritik in seiner Forderung nach einer Reform des preußischen Dreiklassenwahlrechtes, die er bereits 1912 erhoben hatte und fortan kontinuierlich vertrat. Deutlich schwankender entwickelte sich dagegen seine Haltung zur Frage der Parlamentarisierung. Während er noch 1912 durch ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz den Reichskanzler vom Vertrauen des Reichstages abhängig machen wollte<sup>84</sup>, traten solche Überlegungen im Verlauf des Krieges immer mehr in den Hintergrund. Da der in seinen Augen unumgängliche Abschluß eines Verständigungsfriedens sowohl gegen die öffentliche Meinung als auch gegen die Mehrheit der

<sup>78</sup> Vergleiche *Schulin*, Universalgeschichte, 64–71 sowie *Mommsen*, Freiheit. Die Fortsetzung der Diskussion in der Weimarer Republik zeichnet nach: *Faulenbach*, Sonderweg, 214–227.

<sup>79</sup> *Hans-Heinz Krill*, Die Rankerenaissance. Max Lenz und Erich Marcks. Ein Beitrag zum historisch-politischen Denken in Deutschland 1880–1935 (Berlin 1962).

<sup>80</sup> *Ernst Köbler*, Bildungsbürgertum und nationale Politik. Eine Studie zum politischen Denken Otto Hintzes (Bad Homburg 1970).

<sup>81</sup> *Friedrich Meinecke*, Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen, Bd. 1 (Stuttgart 1896) 196.

<sup>82</sup> *Ders.*, Politik im luftleeren Raum, in: Breisgauer Zeitung vom 20. 2. 1912.

<sup>83</sup> Insofern weiche ich von der von Mommsen vorgeschlagenen Deutung ab, die in Meineckes Ansicht nur eine gemäßigte Variante des allgemeinen Konsens' erblickt. Vergleiche *Mommsen*, Freiheit, 46 f.

<sup>84</sup> *Friedrich Meinecke*, Politik im luftleeren Raum, in: Breisgauer Zeitung vom 20. 2. 1912.

Reichstagsparteien<sup>85</sup> durchgesetzt werden mußte, wünschte er nicht die Rechte des Parlaments, sondern die politische Autorität und Unabhängigkeit der Regierung gestärkt zu sehen. Dies galt um so mehr, als doch im Sommer 1916 alldeutsche Gelehrte und annexionistische Parteipolitiker damit begannen, unter radikal-nationalistischem Vorzeichen eine „Demokratisierung der Außenpolitik“ zu fordern<sup>86</sup>. Die fatalen Folgen einer solchen „Demokratisierung“ glaubte Meinecke in Westeuropa beobachten zu können. Vor allem die von „keinerlei Klarheit und Wirklichkeitssinn“ bestimmte Entschlossenheit Englands, den „sinnlos gewordenen Krieg“<sup>87</sup> auch nach der Sommeschlacht ohne ein Verhandlungsangebot fortzusetzen, wertete er als Beweis, daß die Regierung in parlamentarisch regierten Staaten zu sehr den Leidenschaften der Straße ausgesetzt sei. Während im konstitutionellen System den Exzessen der Volksleidenschaft durch die parteiunabhängige Stellung der verantwortlichen Regierung wenigstens eine mögliche Schranke gesetzt sei, könne im parlamentarischen System eine Machtergreifung durch von der Volksstimmung begünstigte skrupellose Gewaltmenschen nie ausgeschlossen werden.

Waren bei Meinecke vor dem Krieg vorsichtige Ansätze zu einer positiven Würdigung des Parlamentarismus vorhanden, so traten diese Ansätze unter dem Eindruck der Kriegereignisse wieder zurück. Denn nicht ein zu wenig an „Demokratie“, sondern ein zu wenig an „Staatsgewalt“ hatte seiner Auffassung nach in die Katastrophe geführt. Wenn Meinecke daher im Dezember 1916 in einer für ihn ungewöhnlich kompromißlosen Form den in Deutschland herrschenden monarchischen Konstitutionalismus verteidigte<sup>88</sup>, so muß diese Äußerung im Zusammenhang mit der ihn immer stärker bedrängenden Frage betrachtet werden, wie denn überhaupt der unbedingt notwendige Abschluß eines Verständigungsfriedens von Regierungen gewagt werden könne, die sich vor einer extrem nationalistischen und mit allen Mitteln der Propaganda aufgepeitschten Öffentlichkeit zu verantworten hatten<sup>89</sup>. Weniger prinzipielle als vielmehr zeit- und situationsgebundene Gesichtspunkte bestimmten daher seine Stellungnahme. Von grundsätzlicher Bedeutung war dagegen seine Sorge, daß das unveränderbare, weil eine in vielfältiger Hinsicht gespaltene Sozialstruktur reflektierende deutsche Vielparteiensystem nur die Bildung von schwachen, zur Problemlösung unfähigen Regierungskoalitionen erlauben werde<sup>90</sup>. Ungeachtet dieser Bedenken blieb er aber dennoch von der Reformbedürftigkeit der deutschen Verfassungsordnung überzeugt. Einen Ausweg aus der Krise vermochte er jedoch nicht mehr aufzuzeigen. Gegen den Autokratievorwurf der Kriegsgegner gewandt, bemühte er sich zwar, verschiedene „Grundtypen deutscher Freiheitsempfindungen“ nachzuweisen,

<sup>85</sup> Zusammenfassend: *Ernst Rudolf Huber, Weltkrieg, Revolution und Reichserneuerung*. 1914–1919 (Stuttgart 1978) 225–228.

<sup>86</sup> *Dieter Langewiesche, Liberalismus in Deutschland* (Frankfurt a.M. 1988) 229.

<sup>87</sup> So ein Urteil Richard von Kühlmanns, dem Meinecke zustimmt. Vergleiche *ders.*, *Staatskunst und Leidenschaften*, in: *ders.*, *Probleme des Weltkrieges* (München, Berlin 1917) 59–70, Zitat: 62.

<sup>88</sup> Dazu auch *Mommsen, Freiheit*, 55.

<sup>89</sup> *Friedrich Meinecke, Die Reform des preußischen Wahlrechts*, in: *ders.*, *Werke II*, 146–173.

<sup>90</sup> Vergleiche das ungedruckte, als Teil einer geplanten Staatsbürgerkunde im Krieg verfaßte Manuskript „Die politischen Parteien“, in: Nachlaß *Friedrich Meinecke*, Rep. 92, Geheimes Staatsarchiv Berlin-Dahlem, Nr. 122.

doch gerade der Rekurs auf die Geschichte bewies ihm nur, daß das „deutsche Wesen vielerlei politische Entwicklungsmöglichkeiten“ besessen habe und es letztlich „keine allgemeingültige Normalfreiheit“ gebe. So konnte auch die Geschichte keine Antwort auf die Frage geben, wie denn die „langgesuchte, eigenartig deutsche Form eines freien, Volkswillen und Regierungswillen vereinigenden Verfassungslebens“ auszusehen habe<sup>91</sup>.

## V.

Auf den ersten Blick erscheint es zweifellos plausibel, die in allen kriegführenden Nationen zu beobachtende Bereitschaft der Intellektuellen, dem Krieg eine metapolitische Rechtfertigung zu verleihen, als eine durch Erziehung und Bildung hervorgerufene besondere Wertschätzung militärischer Tugenden zu betrachten. Wenn freilich konstatiert werden kann, daß vor 1914 eine deutliche Mehrheit der deutschen Historiker „für eine friedliche Handhabung kontinentaler Macht- und überseeischer Weltpolitik“ warb und eine besondere Kriegsbejahung nur bei den wenigen, dem Alldeutschen Verband nahestehenden Professoren festzustellen ist<sup>92</sup>, so erweist es sich als fragwürdig, den politisch-publizistischen Kriegseinsatz der gemäßigten Historiker als Ausdruck eines in ihren Reihen schon lange vorherrschenden Gesinnungsmilitarismus erklären zu wollen. In der Tat legen neuere Forschungen<sup>93</sup> eine andere Deutung nahe: Gerade weil eine überwältigende Bevölkerungsmehrheit nur einen Verteidigungskrieg für legitim hielt, entstand nach Kriegsausbruch die Notwendigkeit, die Anwendung militärischer Gewalt rechtfertigen zu müssen. In diesem Kontext erhielten Reflexionen über „den Geist der deutschen Kultur“ eine unmittelbar politische Bedeutung. Denn in der Darstellung eines nur seiner Arbeit nachgehenden und im Grunde unpolitischen „Volkes der Dichter und Denker“, glaubte man einen überzeugenden Beweis für die genuine Friedfertigkeit Deutschlands und damit für seine Unschuld am Kriege erbringen zu können<sup>94</sup>. Meinecke setzte sich in seiner Publizistik von dieser Tendenz insofern ab, als er die Anklagen der Gegner nicht einfach auszublenken suchte. In seiner Auseinandersetzung mit englischen Propagandaschriften bestritt er daher weniger die Existenz, als vielmehr die Bewertung einzelner Sachverhalte. Der in England populäre Vorwurf, das deutsche Reich habe unter Bismarck „eine besonders rücksichtslose und skrupellose Machtpolitik getrieben“, bleibe so lange ungläubig, bis nicht auch die Schaffung des britischen Kolonialreiches an den gleichen moralischen Maßstäben gemessen werde. Da aber dies nicht geschehen sei, müsse der Anspruch des gebildeten Englands, in Fragen des Völkerrechts ein quasi oberstes Richteramt wahrzunehmen und „ein einzelnes Volk als großen Sünder und Verbrecher“ anzuklagen, als Anmaßung empfunden werden. Ausgehend von der Überzeugung, daß heute alle Nationen eine „energische und egoistische Machtpolitik

<sup>91</sup> Friedrich Meinecke, Die Lösung der inneren Krisis, in: *ders.*, Werke II, 206–212, Zitat: 212.

<sup>92</sup> So zusammenfassend: *vom Bruch, Krieg*, 89.

<sup>93</sup> Vergleiche *Robkrämer*, Gesinnungsmilitarismus.

<sup>94</sup> So grundsätzlich: *Jeismann*, Vaterland, 318–322.

treiben“, lehnte er es ab, die politischen Gegensätze „mit sentimental Illusionen und Ideologien“ zu bemänteln. Zwar konnte auch er im Krieg eine Bewährungsprobe „unserer sittlichen und religiösen Überzeugungen“ erblicken, doch vermochte er den Krieg nicht als einen „notwendigen“ Entscheidungskampf zwischen Gut und Böse aufzufassen. Die verbreitete Neigung, das Wesen des Nationalen in feste Begriffsschablonen pressen zu wollen, hatte er bereits vor dem Krieg als „historisch falsch“ und politisch „schädlich“ abgelehnt<sup>95</sup>. Schon kurz nach Kriegsausbruch forderte Meinecke daher seine Leser dazu auf, sich in ihrem politischen Denken nicht durch Stimmen „benebeln“ zu lassen, die den Krieg, der nach einem „wahrhaft erquickenden Worte“ Bernard Shaws „nichts anderes“ als ein Kampf um „Machtverhältnisse“ sei<sup>96</sup>, zu einer Auseinandersetzung von Rassen<sup>97</sup> und Kulturen<sup>98</sup> erklären wollten. Grundsätzlich äußerte er sich dazu 1916:

„Nur zu leicht vergißt man [...], daß die Charaktere der einzelnen Nationen nicht etwas schlechthin Festes und Gegebenes, durch die Jahrhunderte unveränderliches sind. Gewachsen sind die Nationen vielmehr im Rahmen umfassender Kulturgemeinschaften, und ein unübersehbar großer Teil ihres geistigen Besitzes stammt aus diesen und erneuert und verändert sich in stetig flutender Wechselwirkung mit ihnen. Ererbtes und Erworbenes aber [sind] im Charakter der Nationen niemals genau zu scheiden. Ein starres, dumpfes, dogmatisches Nationalgefühl kann sich freilich von der Vorstellung nicht losreißen, daß die Geister der Nationen unveränderliche Götter oder Götzenbilder seien, die einen ausschließlichen Kultus und eine unbedingte Unterwerfung fordern.“<sup>99</sup>

Die vor allem von zeitgenössischen Philosophen ausgehenden Versuche, ein feststehendes deutsches Wesen zu definieren, mit dessen siegreicher Durchsetzung die Welt endgültig von allen zivilisatorischen Übeln zu befreien sei, lehnte Meinecke daher kategorisch ab. Besonders öffentlichkeitswirksam äußerte er seine Position, als er 1916 in der von der Preußischen Akademie der Wissenschaften alljährlich am Geburtstag Friedrichs des Großen ausgerichteten Gedenkveranstaltung den Festvortrag hielt.

<sup>95</sup> Vergleiche *Friedrich Meinecke*, Aus der Entstehungsgeschichte des deutschen Nationalstaatsgedankens, in: *ders.*, Preußen und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Historisch-politische Aufsätze (München 1918) 178–191, bes. 178 f.

<sup>96</sup> *Ders.*, Wahrheit und Lüge, in: *ders.*, Die deutsche Erhebung von 1914 (Stuttgart, Berlin 1914) 69.

<sup>97</sup> *Ders.*, Um welche Güter kämpfen wir ?, in: *ders.*, Die deutsche Erhebung von 1914 (Stuttgart, Berlin 1914) 47–52, Zitat 48: „Man blicke hier scharf auf den Kern der Sache und lasse sich nicht benebeln durch die Behauptung, daß hier [im Krieg gegen Rußland] schlecht und recht ein Kampf zwischen Slawentum und Germanentum ausgefochten werde.“ Ähnlich schon 1912 in einem seiner Kommentare zum Balkankrieg: „Sieg des Slawentums über das Germanentum, jammert man. Gerade in solchen Gemeinplätzen sehen wir eine Nachwirkung jener trivialen Geschichtsphilosophie, mit der der deutsche Spießbürger die Weltereignisse glossierte. Der Rassen-gedanke, der durch seine Übertreibungen schon in der Wissenschaft manchen Unfug angerichtet hat, kann in der praktischen Politik noch üblere Täuschungen hervorrufen. Er spiegelt dem Auge statt der realen Welt der Interessen eine Welt der Leidenschaften und Instinkte vor.“ *Ders.*, Deutschland und der Balkankrieg, in: *ders.*, Werke II, 65–68, Zitat: 67.

<sup>98</sup> *Ders.*, Die deutschen Erhebungen von 1813, 1848, 1870 und 1914, in: *ders.*, Die deutsche Erhebung von 1914 (Stuttgart, Berlin 1914) 36 f.

<sup>99</sup> *Ders.*, Grundzüge unserer nationalen Entwicklung bis zur Reichsgründung Bismarcks, in: Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 10 (1916) 902–932, Zitat: 904.

Dort bezeichnete er es als den entscheidenden Fortschritt in der wissenschaftlichen Erfassung des romanischen Geistes, daß man erkannt habe, die „geschichtlichen Begriffe aus der Starrheit des Begriffes zu erlösen und als Ideen zu fassen, die sich immer wieder lebendig individualisieren und weiterwirkend [...] Neues gebären“. Indem er den durch wechselnde Kultureinflüsse hervorgebrachten Wandel des romanischen Geistes als das historisch eigentlich bedeutsame Phänomen herausstellte, erklärte er zugleich alle Versuche für untauglich, politische Konflikte aus der Existenz angeblich unveränderbarer Kulturgegensätze ableiten zu wollen. Gegenüber den Ideologen deutscher Sonder- und Eigenart beharrte Meinecke so auch angesichts der Kriegsschrecken darauf, daß es zwischen den europäischen Völkern eine letzte, „unzerstörbare“ Gemeinsamkeit des Denkens und Fühlens gebe, die das Ergebnis von „anderthalb Jahrtausenden germanisch-romanischer Geschichte“ darstelle<sup>100</sup>. Dieser Glaube an eine gemeineuropäische geistig-kulturelle Wirklichkeit war es auch, der es ihm erlaubte, für die Zeit nach dem Kriege auf „die maßhaltenden und maßgebenden Kräfte im modernen Völkerleben“<sup>101</sup> zu vertrauen. Damit verband sich eine Zurückweisung geschichtspessimistischer Anschauungen, wie er sie bei Otto Hintze, Eduard Meyer oder auch Max Scheler vorherrschen sah. Man müsse jedes „innere Verhältnis zur neueren Geschichte [...] verlieren“, wenn man nicht auch in ihr „einen positiven Wert und Fortschritt zu finden vermag“. Meineckes Zuversicht, daß das Machtstreben der Staaten regulierenden Prinzipien unterworfen sei, befähigte ihn zugleich, an der Möglichkeit eines schiedlich-friedlichen „Untereinander freier und selbstständiger Nationen“ festzuhalten<sup>102</sup>. Diese Betrachtungsweise, die in letzter Instanz nicht das machtpolitische Gegeneinander, sondern die zu einer Politik des Ausgleichs verpflichtende gemeinsame kulturelle Identität der europäischen Staaten betonte, sonderte Meinecke von der Mehrzahl seiner gleichaltrigen Kollegen ab<sup>103</sup> und verband ihn mit namhaften Vertretern der älteren, um 1845 geborenen Gelehrtengeneration, in deren Reihen sich mit Lujo Brentano (\*1844), Hans Delbrück (\*1848), Alfred Dove (\*1844), Georg Friedrich Knapp (\*1842), Max Lehmann (\*1845) und Moritz Ritter (\*1840) auffällig viele Kritiker des deutschen Annexionismus befanden. Nach dem rückblickenden Urteil Meineckes waren diese Gemäßigten „zugleich diejenigen, in denen die Synthesen des klassischen Liberalismus noch nachwirkten, damit auch das klassische Humanitätsideal, der Sinn für die abendländische Kulturgemeinschaft und für das Maßhalten im Siege lebendig waren“<sup>104</sup>. Wenn sich Meinecke in den zwanziger Jahren für eine Politik des Interessenausgleichs mit den ehemaligen Gegnern einzusetzen vermochte, so besaß dies seine letzte und stärkste Ursache darin, daß er für seine Person das alte Ideal der abendländischen Kulturgemeinschaft über die Kriegskatastro-

<sup>100</sup> *Ders.*, Probleme des Weltkrieges (München, Berlin 1917) 37.

<sup>101</sup> *Ders.*, Kühlmann und die päpstliche Friedensaktion 1917, in: Sitzungsberichte der Berliner Akademie. Philosophisch-historische Klasse (Berlin 1928) 174–192, Zitat: 189.

<sup>102</sup> *Ders.* an Martin Rade (20. 1. 1917), in: Nachlaß Martin Rade, Universitätsbibliothek Marburg.

<sup>103</sup> Vergleiche schon das Urteil von *Debio*, Weltpolitik, 58: „Aber gerade weil Meinecke, selbst am wenigsten Machtmensch unter seinen Freunden (Oncken, Hintze, Marcks), die Schroffheit der Machtgegensätze sich nicht eingestehen mochte, hat er später einen Verständigungsfrieden immer wieder erhofft...“

<sup>104</sup> Friedrich Meinecke, Werke VIII, 351.

phe hinwegzuretten verstand. Der jüngeren Generation, die die alte „Welt der Sicherheit“ nicht mehr kennengelernt hatte und unter dem prägenden Eindruck des Front-erlebnisses stand, war ein solches Vertrauen in die kontinuieritätsverbürgenden Kräfte der europäischen Geschichte in der Regel nicht mehr möglich<sup>105</sup>.

<sup>105</sup> Zur politischen Spaltung der Generationen: *Michael H. Kater*, Generationskonflikt als Entwicklungsfaktor in der NS-Bewegung vor 1933, in: *Geschichte und Gesellschaft* 11 (1985) 217–243. Vergleiche auch die Feststellung von *Döring*, Weimarer Kreis, 139: „Nur wenige jüngere Gelehrte [...] konnten für die Ziele des Kreises interessiert werden. Es mutet paradox an, ist aber als Tatsache festzuhalten, daß die Sechzig- bis Achtzigjährigen, deren politisches Bewußtsein noch im Kaiserreich geprägt worden war, stärker als ihre jüngeren Kollegen zur Anerkennung der Weimarer Republik bereit waren.“



## Christoph Cornelißen

### Politische Historiker und deutsche Kultur

#### Die Schriften und Reden von Georg v. Below, Hermann Oncken und Gerhard Ritter im Ersten Weltkrieg

Der Ausbruch und der Verlauf des Ersten Weltkrieges haben zu einer grundlegenden politisch-geistigen Mobilisierung der internationalen Gelehrtenwelt geführt, die entgegen allen Aufrufen zur *Demobilmachung der Geister* ab dem Jahre 1917 auch über das Kriegsende hinaus angedauert hat<sup>1</sup>. Es wurde ein regelrechter *Kulturkrieg* entfacht, „ein Krieg der Geister“<sup>2</sup>, in dem sich die Vertreter der verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen im Deutschen Reich zu Wort gemeldet haben. Dazu ist an hervorragender Stelle auch eine große Zahl von Historikern zu rechnen, die sich, in den Worten Gerhard Ritters, an den Bemühungen um eine „geistige Selbstverteidigung und Selbstrechtfertigung“ beteiligten. Noch in den 1960er Jahren hat Ritter die konkreten Ausformungen dieses Kulturkrieges als politisch ungefährliche Versuche eines „modernen Kulturvolks“ bezeichnet, um das Schicksal des totalen Krieges ertragen zu können<sup>3</sup>. *Kultur und Krieg* oder Variationen dieses Themas bildeten in diesem Zusammenhang auffallend häufig anzutreffende Titel von Aufsätzen und Reden gerade während der ersten Kriegsmonate<sup>4</sup>. Auch Georg von Below, Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Freiburg, verfaßte im September 1914 unter der gleichnamigen Überschrift einen kurzen Beitrag, in dem er den Ausbruch des Weltkrieges als ein Wiedererwachen der wehrhaften Bürgerschaft mittelalterlicher Städte diagnostizierte: „Heute ziehen Bürgermeister, Fabrikherr, Kaufmann, Handwerker, Lehrer, Arbeiter Hand in Hand mit Fürsten, Rittern und Bauern persönlich in den Krieg.“

<sup>1</sup> Der Aufruf zur Demobilmachung der Geister stammte u. a. von Friedrich Meinecke, der in der Frankfurter Zeitung vom 23. 9. 1917 einen Artikel unter dem gleichnamigen Titel publizierte, hier zit. nach *Friedrich Meinecke, Politische Schriften und Reden*, hrsg. v. *Georg Kotowski* (Friedrich Meinecke. Werke 2, Darmstadt 1958) 195–200. Georg von Below hat sich entschieden gegen derartige Forderungen verwahrt und sie als Ausfluß des Wirkens „verzichtlicher Akademiker“ abgelehnt. *Georg von Below, Die Stellung der Hochschullehrer in den Verfassungsfragen*, in: *Deutsche Erneuerung* 2 (1918) 812–824.

<sup>2</sup> So der Titel der Sammlung von *Hermann Kellermann, Der Krieg der Geister* (Dresden 1915).

<sup>3</sup> *Gerhard Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des „Militarismus“ in Deutschland*, Bd. 3 (München 1964) 39.

<sup>4</sup> *Karl Lamprecht, Kultur und Krieg. Drei vaterländische Vorträge* (Leipzig 1914); *Otto von Gierke, Krieg und Kultur*, in: *Deutsche Reden in schwerer Zeit*, gehalten von Professoren an der Universität Berlin, Bd. 1 (Berlin 1915) 75–101; im Tenor gleichlautend *Friedrich Meinecke, Politik und Kultur*, in: *Süddeutsche Monatshefte* 11 (1914) 796–801; *Erich Marcks, Wo stehen wir? Die politischen, sittlichen und kulturellen Zusammenhänge unseres Krieges*, in: *ders., Männer und Zeiten, Aufsätze und Reden zur neueren Geschichte* (Leipzig <sup>5</sup>1918) 283–310, bes. 296.

Diesem sei eine lange Phase der Entfremdung zwischen Kultur und Politik vorausgegangen, wobei Below hierfür den Rückgang der Kriegstüchtigkeit der alten Städte verantwortlich macht. Diese Phase sei jetzt aber wieder aufgehoben. Drastisch zusammengefaßt heißt es dann: „Auch dem blödesten Auge wird es klar, daß Kultur und Staat nicht zu trennen sind.“<sup>5</sup>

Diese Ausführungen Belows verweisen direkt auf die im folgenden zu behandelnden Fragestellungen. Auf der Grundlage der wissenschaftlichen, schwerpunktmäßig aber politisch-publizistischen Essayistik von drei politischen Historikern soll die enge Verzahnung und wechselseitige Wirkung von historischer Erkenntnis mit politisch-aktuellen Analysen und Erfahrungen in den Weltkriegsjahren untersucht werden<sup>6</sup>. Thesenhaft zugespitzt wird hier erstens die Auffassung vertreten, daß sich im Weltkrieg ein besonders intensives Wechselverhältnis zwischen Form und Inhalt der Geschichtsschreibung mit aktuellen Erfahrungshorizonten feststellen läßt, und zweitens, daß Grundmuster der historischen Interpretation aus diesen Jahren vor allem für die politische Geschichtsschreibung auch über das Jahr 1918 hinaus strukturprägend bleiben sollten<sup>7</sup>. Im Zentrum stehen daher weniger die weitgehend bekannten politischen Aspekte professionalen Engagements, als vielmehr deren fachwissenschaftliche und wissenschaftstheoretische Überlegungen und Ergebnisse aus den Kriegsjahren.

Angesichts der Fülle von Stellungnahmen auch der politischen Historiker zum Komplex der deutschen Kultur empfiehlt sich eine Scheidung der Stellungnahmen in drei Teilbereiche. Einerseits lassen sie sich dem explizit als solchem apostrophierten *Kulturkrieg*<sup>8</sup> zuweisen. Andererseits aber verweist die Frage nach dem Begriff und dem Verständnis von Kultur auf eine Fülle von historischen Untersuchungen, die im Sinne eines materialen kulturphilosophischen Verständnisses die „Gesamtheit der Lebenserscheinungen“ unter diesem Begriff subsumierten<sup>9</sup>. Sie kamen damit einer an-

<sup>5</sup> Georg von Below, Kultur und Krieg, in: Westermanns Monatshefte, 59 Jg., Bd. 114 (Sept. 1914) 454ff.

<sup>6</sup> Eine erste, eingehendere Untersuchung in diese Richtung stammt von Jürgen von Ungern-Sternberg, Politik und Geschichte der Althistoriker. Eduard Meyer im Ersten Weltkrieg, in: Leben und Leistung eines Universalhistorikers, hrsg. von William M. Calder III, Alexander Demandt (Leiden, Köln 1990) 484–504. Auf den Sachverhalt hingewiesen haben bereits Klaus Schwabe, Wissenschaft und Kriegsmoral. Die deutschen Hochschullehrer und die politischen Grundfragen des Ersten Weltkrieges (Göttingen 1969) 187; Hans Werner Krill, Die Ranke-Renaissance. Max Lenz und Erich Marcks. Ein Beitrag zum historisch-politischen Denken in Deutschland 1880–1935 (Berlin 1962) 22; Christoph Weisz, Geschichtsauffassung und politisches Denken. Münchener Historiker der Weimarer Zeit (Berlin 1970) 12.

<sup>7</sup> In Ansätzen auch bei Bernd Faulenbach, Ideologie des deutschen Weges. Die deutsche Geschichte in der Historiographie zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus (München 1980).

<sup>8</sup> Der Begriff des Kulturkriegs wird diskutiert von Ernst Troeltsch, Der Geist der deutschen Kultur, in: Deutschland und der Weltkrieg, hrsg. von Otto Hintze u. a. (Leipzig 1915) 52. Er wurde bereits verwandt im Anschreiben des Ministerialdirektors im preußischen Kultusministerium, Friedrich Schmidt-Ott, an die Autoren dieses Sammelwerkes. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GSPK) Berlin, Nl. Schmidt-Ott, Rep.92, LXXVII,1, f.12.

<sup>9</sup> Für eine zeitgenössische Definition siehe Troeltsch, Der Geist der deutschen Kultur, in: Deutschland und der Weltkrieg, 57. Zur Definition der materialen Kulturphilosophie siehe Historisches Wörterbuch der Philosophie, hrsg. von Joachim Ritter, Karlfried Gründer, Bd. 4 (Basel, Stuttgart 1976) Sp. 1318–1321. Dort auch die begriffsgeschichtlich wichtige Unterscheidung von

thropologischen Definition der Kultur nahe, wie sie jüngst von Peter Gay für die moderne Geschichtswissenschaft eingeklagt worden ist<sup>10</sup>. Die Stoßrichtung, den Wandel der Perspektiven, die Widersprüche und Hintergründe dieses inflationär gebrauchten Konzepts gilt es aufzudecken, das bis auf die Ebene einzelner Sachuntersuchungen hinunter zum dominanten erkenntnisleitenden Gesichtspunkt entwickelt wurde<sup>11</sup>. Auf einer dritten Ebene wurde in Fortsetzung der Vorkriegsdiskussion die wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung über den Stellenwert von Kultur und Politik in der Geschichtsschreibung fortgesetzt, deren Linien sich gleichfalls weit über das Jahr 1918 hinaus weiterverfolgen lassen.

Vor dem Hintergrund der genannten Hauptaspekte soll in einem ersten Schritt versucht werden, das unter maßgeblicher Mitarbeit von Hermann Oncken erstellte Sammelwerk „Deutschland im Weltkrieg“ eingehender zu behandeln, denn dieses ist als ein herausragendes Beispiel zu den expliziten Kulturkriegsaktivitäten zu zählen. Daran anschließend werden zentrale Begriffe und Interpretationen der politisch-wissenschaftlichen Essayistik analysiert. In einem dritten Teil werden die wissenschaftstheoretischen und methodischen Überlegungen der angesprochenen Historiker in Hinsicht auf wechselseitige Wirkungen mit den Vorstellungen von einer besonderen deutschen Kultur überprüft. Der abschließende Blick auf die Entwicklung Gerhard Ritters in dieser Zeit und auf sein enges Verhältnis zu Hermann Oncken verfolgt das Ziel, deren weitreichende Bedeutung für das Selbstverständnis der deutschen politischen Historie über den Ersten Weltkrieg hinaus zu bestimmen.

Zunächst jedoch bedarf die Auswahl von Below, Oncken und Ritter aus dem gesamten Kreis der Historiker – bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges gab es rund achtzig historische Lehrstühle an deutschen Universitäten<sup>12</sup> – einer genaueren Begründung und Konkretisierung. Ihr liegt die Vorstellung zugrunde, eine möglichst repräsentative Kleingruppe für die in der Geschichtswissenschaft auch nach der Jahrhundertwende dominante Richtung der politischen Historiker zu finden. Alle drei Historiker waren von ihrer sozialen Herkunft her typische Vertreter deutscher Gelehrtenberufe<sup>13</sup>. Der Anspruch auf Repräsentativität versteht sich aber in erster Linie im Hin-

*Fortsetzung Fußnote von Seite 120*

Kultur und Zivilisation. Siehe dazu *Hermann Lübke*, Politische Philosophie in Deutschland. Studien zu ihrer Geschichte (Basel, Stuttgart 1963) 192f.

<sup>10</sup> *Peter Gay*, Was ist Kultur?, in: Deutschlands Weg in die Moderne. Politik, Gesellschaft und Kultur im 19. Jahrhundert, hrsg. von *Wolfgang Hardtwig*, *Harm-Hinrich Brandt* (München 1993) 45–53.

<sup>11</sup> Zu den Vorkriegsentwicklungen auf dem Gebiet der Kulturgeschichte siehe allgemein *Rüdiger vom Bruch*, Wissenschaft, Politik und öffentliche Meinung. Gelehrtenpolitik im wilhelminischen Deutschland (1890–1914) (Husum 1980) 29–45, bes. Anm. 69a. Für den Versuch der Gelehrten, mit Hilfe des zentralen Kulturbegriffs einen geistig-moralischen Führungsanspruch zu erheben, siehe zuletzt auch *Christian Jansen*, Professoren und Politik. Denken und Handeln der Heidelberger Hochschullehrer 1914–1935 (Göttingen 1992) 86–89.

<sup>12</sup> Zur quantitativen Entwicklung der deutschen Hochschullehrerschaft siehe *Christian von Ferber*, Die Entwicklung des Lehrkörpers der deutschen Universitäten und Hochschulen 1864–1954 (Göttingen 1956) 196.

<sup>13</sup> Zur Sozialstatistik der Berufe von Vätern deutscher Hochschullehrer siehe zuletzt *Fritz K. Ringer*, Das gesellschaftliche Profil der deutschen Hochschullehrerschaft 1871–1933, in: *Klaus*

blick auf die generationsspezifische Erfahrung der behandelten Historiker, denn diese haben in unterschiedlichen Phasen des Kaiserreichs ihre grundlegenden Prägungen erfahren. Auch wenn sich nicht im engeren demographischen Sinn von einer Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Generationen sprechen läßt, so zeigt sich doch ganz deutlich, daß die jeweiligen Zeitumstände ihres Aufwachsens in unterschiedlichen Jahrzehnten des Kaiserreichs einen wichtigen Einfluß auch auf ihr wissenschaftliches Werk ausgeübt haben<sup>14</sup>. Für den 1858 geborenen Below gilt dies dahingehend, daß die von ihm als Zwanzigjähriger miterlebte Phase der konservativen Wende Bismarcks in den Jahren nach 1878/79 einen auffälligen Platz in seiner Kriegs-Essayistik einnimmt. Gleichfalls spiegelt sich die Abberufung Bismarcks und der Umbau des Deutschen Reiches unter Wilhelm II. in einem deutlichen Maße in den wissenschaftlichen Ausführungen Onckens wider, der 1869 geboren wurde und gerade diese Phase als junger Erwachsener miterlebt hat. Ritter, 1888 geboren, erhielt im Jahre 1924 seinen ersten Ruf nach Hamburg und steht hier stellvertretend für die Frontkämpfergeneration unter den Historikern, für die ihre aktiven soldatischen Erfahrungen von zentraler Bedeutung für ihr wissenschaftliches Werk geworden sind<sup>15</sup>.

Aber auch politisch betrachtet darf diese Auswahl einige Repräsentativität für sich beanspruchen. Sie umspannt ein im weitesten Sinne national-konservatives Lager, an dessen Enden auf der einen Seite der sich zunehmend reaktionär gebärdende Below anzutreffen ist, dessen wohlbekanntes Eintreten für eine umfassende Annexionspolitik, für den unbegrenzten U-Boot-Krieg und gegen die Reform des preußischen Wahlrechts, zumal als Gründungsmitglied der Vaterlandspartei, hier keiner weiteren Erörterung bedarf<sup>16</sup>. Auf der anderen Seite wird das Feld politisch markiert durch

*Fortsetzung Fußnote von Seite 121*

*Schwabe* (Hrsg.), *Die Hochschullehrer als Elite 1815–1945* (Boppard a. Rh. 1988) 97f. Eine der wenigen Ausnahmen eines Historikers, der nicht aus einem bürgerlichen Familienhaus stammte, ist der Mediävist Dietrich Schäfer. Siehe dazu *Dietrich Schäfer*, *Selbstbiographie*, in: *Deutscher Aufstieg. Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart der rechtsstehenden Parteien*, hrsg. von *Hans von Arnim, Georg von Below* (Berlin 1925) 442. Vgl. auch *vom Bruch*, *Wissenschaft*, 206–209.

<sup>14</sup> Zum Generationenbegriff vgl. *Jansen*, *Professoren*, 19f.

<sup>15</sup> Biographische Informationen auch zur frühen Sozialisation der betreffenden Historiker mit weiterführenden Hinweisen zur älteren und autobiographischen Literatur enthalten: *Otto Gerhard Oexle*, *Georg von Below. Ein politischer Historiker*, in: *Notker Hammerstein* (Hrsg.), *Deutsche Geschichtswissenschaft um 1900* (Stuttgart 1988) 283–312 und *Klaus Schwabe*, *Hermann Oncken*, in: *Hans-Ulrich Wehler* (Hrsg.), *Deutsche Historiker* (Göttingen 1973) 189–205. Die Weltkriegserfahrungen Ritters sind zuletzt abgehandelt worden von *Michael Matthiesen*, *Gerhard Ritter. Studien zu Leben und Werk bis 1933*, Bd. 1 (Egelsbach 1993) 68–151. Zur Bedeutung des generationstypischen Ansatzes vgl. auch *Hans Rothfels*, *Gedenkworte für Gerhard Ritter*, in: *Orden pour le Mérite für Wissenschaft und Künste. Reden und Gedenkworte* 9 (1968/69) 19–27.

<sup>16</sup> *Oexle*, *Below*, 287. Die allgemeinen Verbindungen der Hochschullehrer zum annexionistischen Lager wurden mehrfach beleuchtet von *Schwabe*, *Wissenschaft*, passim. Vgl. auch *ders.*, *Ursprung und Verbreitung des alldeutschen Annexionismus in der deutschen Professorenschaft im Ersten Weltkrieg*, in: *VfZg* 14 (1966) 105–138. Für eine kritische Sicht der ehemaligen DDR-Geschichtswissenschaft siehe dagegen *Fritz Klein*, *Die deutschen Historiker im Ersten Weltkrieg*, in: *Joachim Streisand* (Hrsg.), *Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft*, Bd. 2: *Die bürgerlich-deutsche Geschichtsschreibung von der Reichseinigung von oben bis zur Befreiung*

Hermann Oncken, der sich als Vertreter der Heidelberger Nationalliberalen in der Ersten Badischen Kammer ab dem Jahre 1915 zum „rechten Flügelmann der Linken“<sup>17</sup> entwickelt hat. Als Mitbegründer des *Volksbundes für Freiheit und Vaterland* hat er Kundgebungen für Bethmann Hollweg und gegen die Vaterlandspartei mitverantwortet und ansonsten den Versuch der publizistischen Stützung eines gouvernementalen Kurses unternommen<sup>18</sup>. Ritter hat sich unter dem Eindruck der sich radikalisierenden alldeutschen Forderungen zunächst den Positionen Onckens angenähert, blieb aber rechts von ihm stehen und setzte sich nach militärischer Niederlage und Revolution deutlich weiter nach rechts ab<sup>19</sup>.

Die drei hier näher in Betracht gezogenen Historiker verband ihr Beruf als politische Historiker in dem Sinne, daß ihr Werk sich vordringlich mit politischer Geschichte in deutlicher Neben- und Unterordnung zu anderen Teilbereichen der Geschichtswissenschaft auseinandersetzte. Diese Definition umschloß bei Below zusätzlich die Berücksichtigung wirtschafts-, verfassungs- und institutionengeschichtlicher Fragestellungen, bei Oncken erfaßte sie auch die Behandlung der von ihm so genannten „außerstaatlichen Verfassungsgeschichte“<sup>20</sup>. Das Politische aber, d. h. letztlich der Staat, blieb der eigentliche Fokus aller Fragen. Below und Oncken sind aber auch deswegen als politische Historiker einzustufen, weil sie den in den Vorkriegsjahren feststellbaren politischen Führungs- und Orientierungsanspruch der deutschen Geschichtswissenschaft aktiv mitformten. Alle drei genannten Historiker haben sich explizit als politische Historiker eingeschätzt und haben versucht, dies in unterschiedlicher Form vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg wissenschaftstheoretisch zu begründen und zu untermauern<sup>21</sup>.

Die Schwerpunktsetzung der Untersuchung auf politisch-publizistische Texte ergibt sich nicht nur aus quantitativen Gründen, sondern sie entspricht auch dem Selbstverständnis der hier behandelten Historiker, die spätestens nach 1914 ihre Akti-

*Fortsetzung Fußnote von Seite 122*

Deutschlands vom Faschismus (Berlin 1965) 227–248. Für die Gründung der Vaterlandspartei siehe jetzt auch *Heinz Hagenlücke*, Die Deutsche Vaterlandspartei (Phil. Diss. Düsseldorf 1993).

<sup>17</sup> *Felix Hirsch*, Ein Historiker des Lebens. Hermann Oncken als nationaler und liberaler Politiker, in: *PrJbb* 217 (1929) 162–181, Begriff auf S.173.

<sup>18</sup> Für die politische Haltung Onckens im Krieg aufschlußreich ist der Abdruck seiner autobiographischen Fragmente in: *Felix Hirsch*, Hermann Oncken und Heidelberg. Zu seinem hundertsten Geburtstag am 16. November 1969, in: *Ruperto Carola* 47 (1969) 55–58.

<sup>19</sup> *Klaus Schwabe*, Einleitung, in: *ders.*, *Rolf Reichardt* (Hrsg.), Gerhard Ritter. Ein politischer Historiker in seinen Briefen (Boppard a.Rh. 1984) 57 und die Briefe Nr. 1–3, 12, 14.

<sup>20</sup> Der Begriff „außerstaatliche Verfassungsgeschichte“ findet sich in einer Rezension Onckens von *Robert Michels'* Studie „Zur Soziologie des Parteiwesens“ im *Archiv für Sozialpolitik und Sozialwissenschaft* 36 (1913) 591.

<sup>21</sup> Für das Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Politik der Vorkriegsjahre siehe *von Bruch*, *Wissenschaft*, bes. 367–388. Für das Selbstverständnis Belows ist kennzeichnend seine Selbstdarstellung in: *Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, Bd. 1, hrsg. von *Sigfrid Steinweg* (Leipzig 1925) 15. Hermann Onckens Position wird diskutiert bei *von Bruch*, *Wissenschaft*, 215–223. Für Ritters Vorkriegsposition siehe dessen Brief an Hermann Witte vom 21. Juni 1912, in: *Schwabe*, *Reichardt*, Ritter, Nr. 5.

vitäten zielgerichtet auf den publizistischen Sektor konzentriert haben<sup>22</sup>. So behandeln die zahlreichen Veröffentlichungen Georg von Belows aus den Kriegsjahren nur zu einem ganz geringen Teil rein wissenschaftliche Themen, aber Ähnliches läßt sich im Grunde auch für seine Arbeiten der Vor- und Nachkriegsjahre feststellen, da Below für das Werk des Historikers immer dann die größte Wirkung erwartet hat, wenn dadurch „seine innersten Angelegenheiten berührt“ würden<sup>23</sup>. Insofern steht „die recht erhebliche Anzahl von Aufsätzen politischer Art, die zur Abwehr und Kritik schädigender Einflüsse und Maßnahmen an Verwaltung und Regierung wie zur Ermutigung und Festigung der leider schon häufig schwankenden Heimatfront“ im Kriege verfaßt worden sind, in der Kontinuität von Belows politischen Vorkriegspublikationen<sup>24</sup>. Aber auch in diesen Texten hat Below sein Verständnis von den Besonderheiten der deutschen Kultur wiederholt angedeutet und teilweise auch seine fachwissenschaftlichen Überlegungen einfließen lassen. Gleichfalls war für Hermann Oncken der politisch-publizistische Essay schon vor Weltkriegsausbruch zur bevorzugten Publikationsform geworden. Die Edition einer zweibändigen Ausgabe seiner historisch-politischen Aufsätze im Jahre 1914 markiert sowohl die Themen seiner wissenschaftlichen Beschäftigung wie auch die Ziele seiner politischen Vorhaben aus den Vorkriegsjahren, die auf „die Politisierung der Nation auf der Grundlage historischer Bildung“ hinausliefen<sup>25</sup>.

Die genannte Quellengattung verdient aber auch deswegen ein besonderes Interesse, da sie in den Kriegsjahren zumindest in breiten bürgerlichen Kreisen eine Resonanz fand, die weit über die Möglichkeiten der Jahre zuvor hinausging. Berühmt ist das Beispiel Walter Euckens, der 1914/15 allein 36 Vorträge vor z.T. Tausenden von Zuhörern gehalten hat, aber auch andere Redner haben ihre Ausführungen einem großen Publikum vorgestellt<sup>26</sup>. Des weiteren ist eine Vielzahl von Zeitschriften-Neugründungen zu nennen, die im Krieg mit teilweise beträchtlichen Auflagenstärken Themen und Thesen aus der Feder deutscher Hochschullehrer weiter verbreitet haben. Dies berücksichtigt noch nicht die gedruckten Fassungen vieler Reden, so u.a.

<sup>22</sup> Das Schriftenverzeichnis Belows, 1929 von Ludwig Klaiber veröffentlicht, weist für die Kriegsjahre über 140 Veröffentlichungen auf, Rezensionen ausgenommen: *Ludwig Klaiber*, Georg von Below. Verzeichnis seiner Schriften (Beihefte zur Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte XIV, Stuttgart 1929) 28–38. Die zunehmende politische Orientierung Belows geht in die späten Vorkriegsjahre zurück. Vgl. dazu *Minnie von Below*, Georg von Below. Ein Lebensbild für seine Freunde (Stuttgart 1930) 122 f. und *Below*, Selbstdarstellung, 37–39. Vgl. auch *Oexle*, Below, 287. Zu Oncken vgl. *Schwabe*, Oncken, 190.

<sup>23</sup> *Alfred Schultze*, Georg von Below, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 48 (1928) XI–XXV.

<sup>24</sup> Vgl. *Minnie von Below*, Below, 151.

<sup>25</sup> *Hermann Oncken*, Historisch-Politische Aufsätze und Reden, Bd. 1 (München, Berlin 1914) VI.

<sup>26</sup> *Walter Eucken*, Lebenserinnerungen (Leipzig 1921) 99; vgl. dazu *Ringer*, Die Gelehrten, 170. Ein Historiker mit einer ähnlich großen Vortragstätigkeit war *Hermann Schäfer*. Siehe dazu seine Autobiographie: *Mein Leben* (Berlin 1926) 239. Eine von der Heeresgruppe Herzog-Albrecht veranstaltete Vorlesungsreihe im Winter 1917/18 in Straßburg fand vor insgesamt über tausend Zuhörern statt: *Deutscher Staat und deutsche Kultur*. Auf Grund an der Kaiser-Wilhelms-Universität in Straßburg gehaltenen Vorträge, hrsg. von der Heeresgruppe Herzog Albrecht (Straßburg 1918) VII.

die „Deutschen Reden in schwerer Zeit“, die in einem bewußt praktischen Feldpost-Format bis in die Schützengräben hinein ihren Weg gefunden haben. Darüber hinaus haben sich die Hochschullehrer auch persönlich auf den Weg dorthin begeben, wie es Friedrich Meinecke als Teilnehmer an akademischen Kursen in Tournai im Dezember 1917 persönlich erlebt hat: „Es war damals ein unruhiges Hin- und Herreisen der Professoren durch das Reich und in alle Etappengebiete des Westens, Ostens und Südens, um Vorträge zu halten und Seelenatzung [...] den verlangenden Zuhörern zu geben.“<sup>27</sup> In welchem Ausmaß dies im einzelnen stattgefunden hat und in welcher Form diese Vorträge dort aufgenommen worden sind, kann hier nicht eingehender behandelt werden, aber es finden sich durchaus Belege für die Wirksamkeit derartiger Schriften selbst an der Front<sup>28</sup>. Quantitativ bedeutsamer wird weiterhin die Stellung des Gelehrten als akademischer Lehrer gewesen sein, der zusätzlich noch über die Autorität akademischer Ämter verfügen konnte. Georg von Below hat dies in seiner Funktion als Prorektor und Rektor an der Universität Freiburg genutzt. So boten ihm die Reden bei Übernahme der Ämter wie auch die Begrüßungsansprachen vor Neumatrikulierten willkommene Gelegenheiten zur Orientierung seiner Zuhörer über den Sinn und die Aufgaben des Kriegseinsatzes<sup>29</sup>.

Die grundlegenden Entwicklungslinien der Geschichte der Aufrufe und Gegenadressen darf als relativ gut erforscht gelten. Sie verdeutlichen im Grunde einen Sachverhalt, den Max Weber bereits 1917 mit einer treffenden Bemerkung charakterisiert hat: „Was akademische Lehrer an Mangel an politischem Augenmaß insbesondere im Kriege geleistet haben, übersteigt bekanntlich alles Dagewesene.“<sup>30</sup> Mit dieser Polemik bezog sich Weber im März 1917 konkret auf die Auseinandersetzungen über die Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Preußen, aber in ihrem grundsätzlichen Gehalt richtete sie sich gegen eine Welle von Aufrufen und Petitionen, die seit dem berüchtigten Aufruf „An die Kulturwelt“ vom 4. Oktober 1914 eine scharfe Polarisierung auch in den Reihen der Hochschullehrer nach sich gezogen hatte<sup>31</sup>. Die Genese dieser Aufrufe

<sup>27</sup> *Friedrich Meinecke*, *Autobiographische Schriften*, hrsg. von *Eberhard Kessel* (Friedrich Meinecke. Werke 8, Darmstadt 1958) 286 f. Im Nl. Eduard Meyer, Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (ABBAW), Nr. 319, befindet sich gleichfalls ein Hinweis auf die Hochschulkurse in Tournai. Daran nahmen 21 Hochschullehrer von 9 Hochschulen teil, die Seminare von 9–19 Uhr abhielten. Für die Beteiligung Onckens an diesen Kursen vgl. Bundesarchiv Koblenz (BAK), Nl. Ritter, Nr. 446a, Brief Hermann Onckens an Gerhard Ritter vom 24. 5. 1918.

<sup>28</sup> Vgl. dazu *Dieter Krüger*, *Nationalökonomien im wilhelminischen Deutschland* (Göttingen 1983) 193.

<sup>29</sup> Ansprache des Prorektors der Universität, Geh.Hofrat Professor Dr. v. Below, bei der Immatrikulation am 13. Mai 1916, in: *Akademische Mitteilungen*. Organ für die gesamten Interessen der Studentenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg im Breisgau, NF 20, Nr. 8/9 vom 11. Juli 1916, 20 f.; Ansprache des Prorektors bei der ersten Immatrikulation im Wintersemester 1916/17, in: ebd. NF 21, Nr. 5 vom 12. Dez. 1916, 13 f.

<sup>30</sup> *Max Weber*, *Das preußische Wahlrecht*, in: *ders.*, *Zur Politik im Weltkrieg*. Schriften und Reden 1914–1918, hrsg. von *Wolfgang J. Mommsen* in Zusammenarbeit mit *Gangolf Hübinger* (Max Weber-Gesamtausgabe; Abt. 1: Schriften und Reden 15, Tübingen 1984) 229 f.

<sup>31</sup> Zu den vielfältigen Aufrufen mit Professorenbeteiligung siehe die grundlegende Studie von *Schwabe*, *Wissenschaft*, bes. 22 f. Von Klaus Böhme ist eine kleine Sammlung von Aufrufen, in

und ihrer Argumente sind von Klaus Schwabe eingehend behandelt worden<sup>32</sup>. Auch wenn in jüngster Zeit Zweifel an einer zu scharfen Dichotomie zwischen einem rechts-konservativen Lager und einer eher gemäßigt liberalen-konservativen Gegengruppierung angemeldet worden sind<sup>33</sup>, so bleibt doch seine Kernthese weiter von Bestand. Trotz gemeinsamer weltanschaulicher und wissenschaftlicher Grundüberzeugungen haben die anzustrebenden Ziele und zu verwendenden Mittel in der Kriegszieldebatte bereits 1915 scharfe Gegensätze in den Reihen der Professoren hervorgerufen, die auch in den Folgejahren prägend geblieben sind. Es trifft zwar zu, daß die politisch gemäßigtere Gruppe um Hans Delbrück bis zum Ende des Krieges eine Parlamentarisierung des Reiches nach westlichem Muster und die vorbehaltlose Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Preußen abgelehnt hat<sup>34</sup>, aber es kann auf der anderen Seite nicht übersehen werden, daß die grundsätzlich dilatorische Behandlung der zentralen innenpolitischen Reformvorschläge durch konservative Reformgegner entscheidend zu einer Verhärtung der Positionen beigetragen hat, deren Spannungen sich dann in den revolutionären Bewegungen ab Oktober 1918 entladen haben<sup>35</sup>.

Im Gegensatz zur politischen Einschätzung hat die Auseinandersetzung mit den jeweiligen kulturellen Deutungsmustern, d. h. die Frage, welche inner- und außerwissenschaftlichen Kriterien die wissenschaftliche Arbeit der Hochschullehrer bestimmt haben, in der Forschung bisher eine viel geringere Beachtung gefunden. Im Zentrum der folgenden Betrachtung steht daher neben den oben angeschnittenen Punkten die grundsätzliche Frage nach dem Verständnis der genannten Historiker von deutscher Kultur und deutscher Freiheit, denn – wiederum in den Worten Belows – der Krieg wurde geführt, „um die Eigenart unserer deutschen Kultur zu wahren“<sup>36</sup>. Diese defi-

*Fortsetzung Fußnote von Seite 125*

einer allerdings wissenschaftlich ungenügenden Form, zusammengestellt worden: *Klaus Böhme* (Hrsg.), *Aufrufe und Reden deutscher Professoren im Ersten Weltkrieg* (Stuttgart 1975). Die Hintergründe und Ausuferungen der politischen Professorenpublizistik sind zuletzt behandelt worden von *Bernhard vom Brocke*, ‚Wissenschaft und Militarismus‘. Der Aufruf der 93 ‚An die Kulturwelt!‘ und der Zusammenbruch der internationalen Gelehrtenrepublik im Ersten Weltkrieg, in: *Wilamowitz nach 50 Jahren*, hrsg. von *William M. Calder III u. a.* (Darmstadt 1985) 649–719.

<sup>32</sup> *Schwabe*, *Wissenschaft*, passim; siehe auch *ders.*, Zur politischen Haltung der deutschen Professoren im Ersten Weltkrieg, in: *HZ* 193 (1961) 601–634.

<sup>33</sup> Zur neueren Forschung vgl. *Jansen*, *Professoren*, 109–142. Seine Ablehnung der bisherigen Zuweisungen von Hochschullehrern in zwei Lager erscheint allerdings nicht widerspruchsfrei. Zu unterscheiden sind letztlich politische Fragen im engeren Sinne von einem breiten Konsens in weltanschaulichen Grundfragen. Vgl. dazu auch *Herbert Döring*, *Der Weimarer Kreis* (Meisenheim am Glan 1975) 13.

<sup>34</sup> Siehe dazu *Wolfgang J. Mommsen*, Die ‚deutsche Idee der Freiheit‘. Die deutsche Historikerschaft und das Modell des monarchischen Konstitutionalismus im Kaiserreich, in: *Staatswissenschaft und Staatspraxis* 3 (1992) 43–63.

<sup>35</sup> Die Haltung der Hochschullehrer zur militärischen Niederlage und Revolution ist analysiert worden von *Kurt Töpner*, *Gelehrte Politiker und politisierende Gelehrte*. Die Revolution im Urteil deutscher Hochschullehrer (Göttingen 1970) sowie *Karen Thiessenbusen*, *Politische Kommentare deutscher Historiker zur Revolution und Neuordnung 1918/19*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B45/69 vom 8. November 1969, 3–63.

<sup>36</sup> *Below*, *Kultur*, 455.

nierte sich je nach Autor und Niveau einschlägiger Texte in unterschiedlicher Form. Auf der politischen Argumentationsebene bestand sie im wesentlichen aus einer weitgehend defensiv verstandenen Verteidigung der deutschen dualistischen Verfassungskonstruktion von 1871<sup>37</sup>. In einem weiteren Sinne hat das Festhalten an der Idee einer besonderen deutschen Kultur aber Rückwirkungen auf das wissenschaftliche Selbstverständnis auch und vor allem der politischen Historiker gehabt. Sowohl die Zielrichtung als auch die Inhalte ihrer Arbeiten im Krieg sind durch dieses Selbstverständnis wesentlich mitbestimmt worden.

Einer der Bereiche, wo sich dieser Sachverhalt am deutlichsten nachvollziehen läßt, ist das Feld der hier so genannten expliziten Kulturkriegsaktivitäten. In diesem Zusammenhang ist an vorderster Stelle der Sammelband „Deutschland und der Weltkrieg“ zu nennen, an dem alle drei Historiker in unterschiedlicher Weise Anteil genommen haben. Hermann Oncken trat als Mitherausgeber in Erscheinung, Georg von Below hat beiden Auflagen des Bandes eine Rezension gewidmet und Gerhard Ritter hat noch 1964 in seinem dritten Band von „Staatskunst und Kriegshandwerk“ das Werk als „die würdigste und geistig gehaltvollste Schrift der deutschen Kriegspublizistik“ verteidigt<sup>38</sup>. Der Sammelband verdeutlicht in einem erstaunlichen Ausmaße die weitgehende Einbindung vor allem politischer Historiker in die hier als explizite Kulturkriegsaktivitäten bezeichneten Vorgänge. Neben dem genannten Werk lassen sich im Rahmen des „internationalen Kulturkrieges“ eine ganze Reihe weiterer wissenschaftlicher Gemeinschaftsprojekte feststellen<sup>39</sup>, aber der hier zu untersuchende Sammelband stellte nicht nur im Selbstverständnis der direkt Beteiligten den deutlichen Höhepunkt dieser Aktivitäten dar. Dies wird nicht zuletzt durch das breite, einhellig positive Echo bei deutschsprachigen Rezensenten dokumentiert<sup>40</sup>. Im ausdrücklichen Gegensatz zu den allem Anschein nach erfolglos bleibenden öffentlichen Aufrufen war beabsichtigt, mit diesem Sammelband ein Werk in „ostentativ wissenschaftlichem Gewand“ vorzulegen, das es ausländischen Vertretern der Wissenschaft unmöglich machen sollte, „in ihren Arbeiten zum Krieg an ihm ignorierend“ vorüberzugehen<sup>41</sup>.

<sup>37</sup> Mommsen, Die ‚deutsche Idee der Freiheit‘, 43 f.

<sup>38</sup> Georg von Below, Deutschland und der Weltkrieg, in: Zeitschrift für Sozialwissenschaft 6 (1915) 677–683, und ebd. 8 (1917) 66 ff.; Ritter, Staatskunst, Bd. 3, 593, Anm. 34.

<sup>39</sup> Georg Pfeilschifter (Hrsg.), Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg. Eine Abwehr des Buches ‚La Guerre Allemande et le Catholicisme‘ (Freiburg 1915); Max Meinertz, Hermann Sacher (Hrsg.), Deutschland und der Katholizismus. Gedanken zur Neugestaltung des deutschen Geistes und Gesellschaftslebens, 2 Bde. (Freiburg 1918); Friedrich Thimme, Carl Legien (Hrsg.), Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland (Leipzig 1915); Walter Goetz (Hrsg.), Deutschland und der Friede. Notwendigkeiten und Möglichkeiten deutscher Zukunft (Berlin 1918).

<sup>40</sup> Aus der Fülle der nachgewiesenen Rezensionen werden hier nur die wichtigsten genannt: Friedrich Thimme, [Rez.] Deutschland und der Weltkrieg, in: Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik (im folgenden zitiert IMWKT) 10 (1916) 43–66; Hans Delbrück, [Rez.] Deutschland und der Weltkrieg, in: PrJbb 161 (1915) 530–533. Siehe aber vor allem die eingehende Darstellung von Eugen von Philippovich, in: Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialpolitik 24 (1915) 676–726.

<sup>41</sup> So Hermann Schumacher in einem Brief und einer Anlage mit „Einigen Leitsätzen“ an Friedrich Schmidt-Ott vom 3. Dezember 1914. GSPK Berlin, Nl. Schmidt-Ott, Rep.92, LXXVII,2, f.270–272. Die Überlegungen von Schumacher sind im Preußischen Kultusministerium vollstän-

Die Anregung zur Erstellung des Werkes stammte von dem Bonner Nationalökonom Hermann Schumacher, der auch zusammen mit Oncken, Otto Hintze und Friedrich Meinecke als Herausgeber des Bandes in Erscheinung trat<sup>42</sup>. Die eigentliche Federführung aber oblag dem beim preußischen Kultusministerium tätigen Ministerialdirektor Friedrich Schmidt-Ott<sup>43</sup>. Dieser strebte in Zusammenarbeit mit dem auswärtigen Amt danach, in einem „vornehm wissenschaftlichen Ton“ die gegnerischen Anklagen über die Barbarei des deutschen Militarismus zurückzuweisen<sup>44</sup>.

Oncken selber hat das Werk als den Gipfel seiner „publizistischen Tätigkeit“ bezeichnet<sup>45</sup>. Eine erste Auflage in 8000 Exemplaren erschien im Juli 1915, eine erweiterte und umgearbeitete zweite Auflage in zwei Bänden im Juni 1916<sup>46</sup>. Die Umarbeitung bezog sich bezeichnenderweise vor allem auf die Passagen, die bedingt durch Veränderungen der außen- und innenpolitischen Lage revidiert werden mußten. Sie erfaßte auch die Teile der ersten Auflage, deren Interpretation im Ausland von den Autoren im nachhinein als problematisch eingestuft wurden<sup>47</sup>. Hauptadressat dieser Publikation, wie im Grunde aller derartiger Manifestationen aus deutscher Hand, waren die Neutralen, allen voran die Vereinigten Staaten<sup>48</sup>. Das Ziel aber, diese im *Krieg der Geister* für die deutsche Sache einzunehmen oder zumindest Verständnis für die deutschen Positionen zu wecken, ist vollständig gescheitert<sup>49</sup>. Die ursprünglich ge-

*Fortsetzung Fußnote von Seite 127*

dig übernommen worden. Der Entwurf eines Rundschreibens aus den Händen Schumachers vom 3. Dezember 1914 wurde im offiziellen Anschreiben Schmidt-Otts im Januar 1915 an die Autoren weitgehend übernommen. Vgl. ebd. f.254 sowie Rep.92, LXXVII,1, f.12–16. Eine erste Vorbesprechung zwischen Schumacher und Schmidt-Ott geht auf den November 1914 zurück. Siehe dazu zwei Schreiben von Friedrich Schmidt-Ott an Hermann Oncken vom 1.12. und 18. 12. 1914; Staatsarchiv (StA) Oldenburg, Nl. Oncken, Best. 271–14, Nr. 498.

<sup>42</sup> *Friedrich Schmidt-Ott, Erlebtes und Erstrebtes*. 1860–1950 (Wiesbaden 1952) 143.

<sup>43</sup> Friedrich Schmidt-Ott (1866–1956): von 1908 an Ministerialdirektor in dem von Friedrich Althoff geleiteten Preußischen Kultusministerium, von 1917 an preußischer Kultusminister. In seiner Autobiographie betont Schmidt-Ott, daß er mit seinem Namen als Ministerialreferent „natürlich zurückgetreten“ sei; *Schmidt-Ott, Erlebtes*, 143.

<sup>44</sup> GSPK Berlin, Nl. Schmidt-Ott, Rep.92, LXXVII,1, f.14. Siehe dazu auch das Vorwort der Herausgeber, in: *Deutschland und der Weltkrieg*, IIIf. Entsprechende Versuche weisen bis weit ins Vorkriegsjahrzehnt zurück, in denen über einen amerikanisch-deutschen Professorenaustausch, an dem u. a. auch Oncken partizipierte, der internationalen Verständigung Auftrieb gegeben werden sollte. Vgl. dazu *Schmidt-Ott, Erlebtes*, 107f., und *vom Brocke, Wissenschaft und Militarismus*, 703.

<sup>45</sup> *Hirsch, Oncken und Heidelberg*, 58. Ursprünglich vorgesehen war eine Mission Onckens in die Vereinigten Staaten, die aber am Einspruch politischer Stellen scheiterte. Vgl. *vom Bruch, Wissenschaft*, 218, Anm. 24.

<sup>46</sup> Vgl. *Schmidt-Ott, Erlebtes*, 143.

<sup>47</sup> Ein eingehender Vergleich der Auflagen kann hier aus Raumgründen nicht vorgenommen werden. Exemplarisch sei statt dessen auf die Ausführungen Otto Hintzes über die Reform des preußischen Wahlrechts verwiesen. *Otto Hintze, Deutschland und das Weltstaatsensystem*, in: *Deutschland und der Weltkrieg* (Leipzig 1915) 13 sowie ebd. Bd. 1 (Leipzig 1916) 13 f.

<sup>48</sup> Vgl. *vom Brocke, Wissenschaft und Militarismus*, 675.

<sup>49</sup> GSPK Berlin, Nl. Schmidt-Ott, Rep.92, B LXXVII, 5., Brief Heinrich F. Alberts (Kaiserliches Deutsches Generalkonsulat) vom 18. September 1916 mit einer Zusammenstellung der Pressemitteilungen und Verlautbarungen über Reaktionen in Amerika.

plante Übersetzung des Werkes in verschiedene Sprachen reduzierte sich letztlich auf eine spanische und eine englische im Jahre 1916<sup>50</sup>. Dafür war u. a. ausschlaggebend, daß sich die Nachrichtenabteilung des Auswärtigen Amtes nicht dazu bereit erklären konnte, Gelder aus eigenen Fonds für Übersetzungen bereitzustellen, da das Werk in dem Urteil von Unterstaatssekretär Zimmermann „trotz seiner sonstigen Vorzüglichkeit keinen sehr aktuellen Wert besitze“<sup>51</sup>. Der Wert des Bandes hatte sich ohnehin durch sein verspätetes Erscheinen verringert, und bereits in der ersten Auflage konnte der Kriegseintritt Italiens nur noch im Vorwort berücksichtigt werden<sup>52</sup>.

Bezeichnenderweise hatten sich einzelne Autoren zudem in eine heftige interne Kontroverse über den vermeintlich eigentlichen Kriegstreiber gegen Deutschland begeben. Während Schumacher, sekundiert von Meinecke, vor allem die Schuld Rußlands am Ausbruch des Weltkrieges hervorzuheben beabsichtigte, tendierte Oncken, unterstützt von Otto Hintze, zu einer Sichtweise, derzufolge England zielstrebig den Ausbruch des Krieges herbeigeführt habe<sup>53</sup>. Daß es sich hierbei nicht nur um eine kleinere Auseinandersetzung über die Anordnung einzelner Unterkapitel handelte, verdeutlichen einerseits die Ausführungen Schumachers, der schon mit der Gliederung das Deutsche Reich in der Rolle des „hilfreichen Freundes“ Österreich-Ungarns erscheinen lassen wollte. Oncken hat in seinen Ausführungen andererseits die noch tiefer reichende Problematik umschrieben. In einem Brief an Schmidt-Ott vom 15. Februar 1915 signalisierte er seine Bereitschaft, daß er nicht „durch irgend eine Extreme [seiner] Ansichten der Sache der historischen Objektivität Schwierigkeiten bereiten werde“. Er betonte aber auch, daß „die rein historischen Abschnitte [...] von einem *rein objektiv gerichteten*, rein *historischen Erkenntnisdrange* geschrieben werden und sich von hieraus mit den Entstellungen der historischen Wahrheit von anderer Seite aus“ auseinanderzusetzen hätten<sup>54</sup>. Es sind somit weniger die beabsichtigten und letztlich unerreichten Ziele, die diesen Band aus der Fülle der Kulturkriegsaktivitäten hinausheben, sondern vielmehr die Einblicke in das wissenschaftstheoretische Selbstverständnis und die Grundlagen der historischen Urteilsfindung der beteiligten Autoren.

Oncken hat in seinen Beiträgen zur Vorgeschichte und zum Ausbruch des Weltkrieges, dem sich in der 2. Auflage 1916 ein dritter Beitrag über die Ausdehnung des Krieges beigesellte, in erster Linie den Versuch unternommen, die Stufen der so-

<sup>50</sup> Eine der Gründe hierfür war, daß „sich die Sprache deutscher Professoren [...] eben ausserordentlich schwer in ein gleichwertiges Englisch“ übertragen lasse. Ebd. LXXVII, 1, f.70–73. Schreiben des deutschen Generalkonsuls Heinrich F. Albert in New York an Friedrich Schmidt-Ott vom 16. Januar 1916.

<sup>51</sup> Ebd. B LXXVII, 4, f.109, Brief der Nachrichtenabteilung des Auswärtigen Amtes (Stumm) an Schmidt-Ott vom 15. Juni 1916.

<sup>52</sup> Deutschland und der Weltkrieg. Vorwort, IV; zur Verzögerung und ihren Folgen siehe auch das Schreiben von Alfred Giesecke vom Teubner Verlag an Schmidt-Ott vom 14. Mai 1915, in dem dieser sich darüber beklagt, daß die Verzögerungen „den Erfolg, den ich angenommen hatte, wohl zum größten Teil zu Wasser werden lassen.“ GSPK Berlin, NI. Schmidt-Ott, Rep.92, LXXVII, 2, f.191.

<sup>53</sup> Siehe dazu die Briefe Otto Hintzes vom 8. Februar 1915 (f.84–85), Hermann Onckens vom 30. Januar 1915 (f.147–148), Friedrich Meineckes (f.113) vom 8. Februar 1915 und Hermann Schumachers vom 25. Januar 1915 (f.283–285) an Friedrich Schmidt-Ott, ebd. LXXVII, 2.

<sup>54</sup> Ebd. LXXVII, 2, f.160.

nannten englischen Einkreisungspolitik oder, wie es dort auch heißt, den „Ring des Bluffens“, darzustellen. Auffälligerweise schleicht sich in die in erster Linie rein politikgeschichtlich gehaltenen Abhandlungen ein von Hintze, vor allem aber von Troeltsch abgeleitetes Kulturverständnis ein, besonders dort, wo das englisch-russische Bündnis auch als der Beginn einer „moralischen Einkreisung“ bezeichnet wird<sup>55</sup>. England sei es darum gegangen, Deutschland mit unblutigen Mitteln lahmzulegen, seine Zukunftschancen zu beschneiden, es unter dauernden Druck zu setzen<sup>56</sup>. Dieses Vorgehen scheint allgemein kennzeichnend für die Ansätze und das Selbstverständnis der politischen Historiker bei den expliziten „Kulturkampfkaktivitäten“ gewesen zu sein. Versatzstücke eines philosophisch-historistischen Grundverständnisses vom deutschen Staat und seiner Kultur fließen beständig in die Bewertung der aktuellen Gegenwart ein, wie sie gleichermaßen auch die Interpretation historischer Sachverhalte präformieren. Dieses Phänomen war zwar durchaus nicht neu, es hat aber bedingt durch die „Kulturkampfstellung“ der Weltkriegsjahre eine deutliche Zunahme erfahren.

Die grundlegendsten Ausführungen zum Thema deutscher Kultur, d.h. hier dem „Geist der deutschen Kultur“, stammten eben nicht aus den Händen der beteiligten politischen Historiker, sondern von Ernst Troeltsch, der von Oncken für diesen Beitrag gewonnen worden war<sup>57</sup>. In seinem Beitrag hat Troeltsch fünf Hauptelemente der deutschen kulturellen Eigenart herausgestellt: Die Deutschen seien ein monarchisches, militärisches und „streng angespanntes Arbeitsvolk“, geprägt von Schule und dem „Wesen der deutschen Verwaltung“. Diese Hauptelemente wiederum beruhen auf einem außergewöhnlichen Ordnungssinn, verbunden mit strenger Disziplin und erstem Pflichtgefühl. Ob dies eine Folge einer ursprünglichen Anlage oder geschichtlicher Entwicklung sei, sei schwer zu sagen, aber „genug, daß es so ist“<sup>58</sup>. Aufbauend auf dem von seinen Ko-Autoren allseits hochgelobten Beitrag<sup>59</sup>, finden sich in deren Artikeln alle Grundelemente wieder, die von Troeltsch entwickelt worden waren. In den verschiedensten Variationen tauchten sie auch in den Folgejahren immer

<sup>55</sup> Hermann Oncken, Die Vorgeschichte des Weltkriegs, in: Deutschland und der Weltkrieg, 493 und 549.

<sup>56</sup> Ebd. 508.

<sup>57</sup> Troeltsch, Geist der deutschen Kultur, in: Deutschland und der Weltkrieg, 52–90. Ursprünglich war Adolf von Harnack für diesen Teil vorgesehen worden, aber er hatte Mitte Januar 1915 abgelehnt, da er sich außerstande sah, die Eigenart der deutschen Kultur im vorgesehenen Rahmen zu verdeutlichen. „Wie ich es auch immer anpacken wollte, es kam entweder eine Apologie Deutschlands heraus [...] oder ein Haufe geordneter Trivialitäten über unsere Leistungen.“ Schreiben Adolf v. Harnacks an Schmidt-Ott, GSPK Berlin, Nl. Schmidt-Ott, Rep.92, LXXVII, 2, f.31–32. Eine Kopie des Schreibens befindet sich im Nl. Oncken, Best. 271–14, Nr. 503. Die Haltung von Troeltsch im Krieg wird diskutiert bei Bernd Sösemann, Das ‚erneuerte Deutschland‘. Ernst Troeltschs politisches Engagement im Ersten Weltkrieg, in: Troeltsch-Studien, Bd. 3, hrsg. von H. Renz, Fr.W. Graf (Gütersloh 1984) 120–144. Siehe auch Hans Georg Drescher, Ernst Troeltsch. Leben und Werk (Göttingen 1991) 435–449.

<sup>58</sup> Troeltsch, Geist der deutschen Kultur, in: Deutschland und der Weltkrieg, 70–79.

<sup>59</sup> So u.a. Hermann Schumacher in einem Brief an Hermann Oncken vom 31. Mai 1915, StA Oldenburg, Nl. Oncken, Best. 271–14, Nr. 525. Vgl. auch die in Anm. 40 genannten Rezensionen zum Sammelband.

wieder als Grundlage der Einschätzung dessen auf, was deutsche Kultur sei. Darin paßte sich ein das wohlbekannte geopolitische Argument Hintzes, der auch kulturell die Deutschen als ein „Land und Volk der Mitte“ definierte<sup>60</sup>. Die geographische Mit-tellage wird hier einerseits in Abwandlung des berühmten Diktums von Seeley als Beweis für die Notwendigkeit der monarchisch-militärischen Verfassung des Deutschen Reiches herangezogen, andererseits aber auch als Grund für eine besondere Aufgeschlossenheit der Deutschen bis hin zu einem übermäßigen Kosmopolitismus angeführt. Diese Argumentationsführung Hintzes überschneidet sich mit der einer Vielzahl anderer Beiträge in diesem Band, ja sie darf wohl als *communis opinio* der Mehrheit unter den politischen Historikern angenommen werden<sup>61</sup>.

Auch Meinecke hat sich in seinem Beitrag dieser Argumentationsführung angeschlossen. Für unsere Zwecke bedeutsamer ist aber die Tatsache, daß er die enge Wechselwirkung des Verhältnisses von Staat und Kultur und die starke Betonung des Machtgedankens im Kaiserreich mit dem Athen des Perikles und der florentinischen Politik zur Zeit Machiavellis kommentiert hat<sup>62</sup>. Auf die sich hierin andeutende, auch in anderen Fällen oftmals anzutreffende enge Verbindung von historischer Erkenntnis mit politisch-aktuellen Erfahrungen hat Minnie von Below bereits in der 1926 von ihr veröffentlichten Biographie ihres Mannes hingewiesen: „Bemerkenswert ist ja immer, wie so häufig geschichtlich weit zurückliegende Dinge mit Einzelheiten des ungeheuren Erlebens der Kriegsjahre sich ihm verbinden, wie ihn diese Verbindung lebhaft anregt und seine Geistesart befruchtet.“<sup>63</sup> Dabei handelte es sich teilweise um konkrete Handlungsanweisungen aus der Geschichte, wie ein Zeitungsartikel unter dem sinnfälligen Titel „Was lehren uns heute die trüben Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges“ nur allzu sehr verdeutlicht<sup>64</sup>. Der angesprochene Sachverhalt wird aber eher in Belows Einschätzung der Geschichte wirtschaftlicher und wirtschaftspolitischer Fragen exemplifiziert. So hat er beispielsweise in seiner 1917 verfaßten wirtschaftshistorischen Abhandlung über die mittelalterliche Stadtwirtschaft und die Kriegswirtschaft seiner eigenen Zeit Bismarcks konservativ-zollhändlerische Wende von 1878/79 als eine Rückkehr zur mittelalterlichen Stadtwirtschaft gefeiert<sup>65</sup>. Versucht man aber die für politische Historiker repräsentativeren Aspekte zur Erhellung dieses Sachverhaltes herauszukristallisieren, so schälen sich drei Bereiche heraus: die sogenannte „Deutsche Erhebung von 1813“, das Bismarck-Bild<sup>66</sup> und das Problem des

<sup>60</sup> Hintze, Deutschland und das Weltstaatsensystem, in: Deutschland und der Weltkrieg, 4f.

<sup>61</sup> Für weitere Belege siehe die Beiträge von Troeltsch, Oncken und Meinecke im gleichen Band.

<sup>62</sup> Meinecke, Kultur, Machtpolitik und Militarismus, in: Deutschland und der Weltkrieg, 623. Auf den teilweise ungewollt komischen Charakter der vielfachen historischen Analogien hat bereits Lübke, Politische Philosophie, 214, hingewiesen.

<sup>63</sup> Minnie von Below, Below, 156. Siehe auch ebd. 151.

<sup>64</sup> Karlsruher Zeitung. Staatsanzeiger für das Großherzogtum Baden, Nr. 90 vom 1. April 1917.

<sup>65</sup> Georg von Below, Mittelalterliche Stadtwirtschaft und gegenwärtige Kriegswirtschaft (Kriegswirtschaftliche Zeitfragen 10, Tübingen 1917) bes. 38f.; siehe auch seinen Hinweis in *ders.*, Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung, 26.

<sup>66</sup> Siehe hierzu auch Egmont Zechlin, Das Bismarck-Bild 1915. Eine Mischung von Sage und Mythos, in: *ders.*, Krieg und Kriegsrisiko. Zur deutschen Politik im Ersten Weltkrieg (Düsseldorf 1979) 227–233.

deutschen Militarismus. Grundlegend für alle diese drei Teilaspekte war wiederum deren Fundierung in einer protestantisch-lutheranischen Kulturtradition, der besonders im Reformationsjubiläum 1917 eine Vielzahl von Schriften und Reden gewidmet worden sind. „Wohin wir auch blicken“, heißt es in einer Rede Onckens über Luther aus diesem Jahr, „die deutsche Kultur, der Inbegriff deutschen Wesens [...] trägt in seinen Höhepunkten immer wieder das durchscheinende Gepräge des einen Mannes“<sup>67</sup>. In seiner Stilisierung Luthers als dem „Erwecker deutscher Art“ vertrat Oncken eine repräsentative Mehrheitsmeinung unter deutschen Historikern, die auch in der Zwischenkriegszeit, namentlich in den Werken Gerhard Ritters, ihre Fortsetzung gefunden hat<sup>68</sup>.

Grundlegend für das Wechselverhältnis von historischer Forschung und politisch-gesellschaftlicher Erfahrung waren aber vor allem auch die genannten drei Teilbereiche. Die Einschätzung der napoleonischen Eroberungskriege, damit eng verbunden die der preußischen Reformen und der Befreiung von der napoleonischen Herrschaft, wurde von Oncken schon vor dem Krieg als Ausgangspunkt für die Schaffung einer „dem Überwinder gewachsenen, ja überlegenen Staatsform“ eingestuft<sup>69</sup>. Die vielfach beschworene Anspannung der „innerlichsten Kräfte“ habe in Deutschland „die lebensvollste Kombination aller Arten von Kulturwerten“ hervorgebracht<sup>70</sup>. Damit wird von ihm nicht nur die Behauptung einer Überlegenheit der deutschen Staats- und Gesellschaftsauffassung behauptet, sondern sie gilt ihm gleichermaßen auch als Grundlage für den heroisch idealisierten Widerstand des deutschen Volkes gegen die vermeintlich heuchlerische Einkreisungspolitik Englands und der ihm verbundenen Mächte vor allem nach 1914<sup>71</sup>. Während Oncken aber noch in der direkten Vorkriegszeit für die nach 1813 konstatierte Einheit von Macht und Kultur ein Spannungsverhältnis erkennt<sup>72</sup>, verliert sich diese Sichtweise nach Kriegsbeginn. Der

<sup>67</sup> Hermann Oncken, Luther und das deutsche Volk. Rede gehalten im Gottesdienst am 31. Oktober 1917 in der Heiliggeistkirche zu Heidelberg (Heidelberg 1917) 3, 15.

<sup>68</sup> Auf die bei Below wichtigen Studien zur Reformation wird hier aus Platzgründen nicht eingegangen. Die Reformation als Forschungsfeld hatte bei ihm schon vor Kriegsbeginn an Bedeutung gewonnen, im Krieg dann aber zu einer ganzen Reihe von Publikationen geführt: *Georg von Below*, Die Ursachen der Reformation. Rede gehalten bei der Übernahme des Prorektorats (Freiburg 1916); *ders.*, Die Bedeutung der Reformation für die politische Entwicklung. Vortrag gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 6. Oktober 1917 (Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden IX, Leipzig 1918); *ders.*, Das Reformationsjubiläum als deutsches Fest, in: Deutschlands Erneuerung 1 (1917) 582–591. Zu Ritters Luther-Biographien vgl. *Matthiesen*, Ritter, Bd. 1, 376–498.

<sup>69</sup> Hermann Oncken, Die Ideen von 1813 und die deutsche Gegenwart, in: *ders.*, Historisch-politische Aufsätze und Reden, Bd. 1 (München 1914) 28. Siehe dazu auch die Bewertung bei *Krill*, *Ranke-Renaissance*, 86.

<sup>70</sup> Hermann Oncken, Die Deutschen auf dem Wege zur einigen und freien Nation, in: *Friedrich Thimme, Carl Legien* (Hrsg.), Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland (Leipzig 1915) 8.

<sup>71</sup> Hermann Oncken, Deutschlands Weltkrieg und die Deutschamerikaner. Ein Gruß des Vaterlandes über den Ozean (Der Deutsche Krieg 6; Stuttgart, Berlin 1914) 5.

<sup>72</sup> *Ders.*, Ideen von 1813, 27: „Wir besitzen einen Nationalstaat, aber darum noch nicht einen idealen Nationalstaat.“; *ders.*, Der Kaiser und die Nation. Rede bei dem Festakt der Universität Heidelberg zur Erinnerung an die Befreiungskriege und zur Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums Wilhelms II. 15. Juni 1913, in: *ders.*, Aufsätze und Reden, Bd. 1, 5, 12f.

Krieg biete die Möglichkeit „unsere nationale Kultur wieder als Ganzes zu empfinden“<sup>73</sup>, und in Anlehnung an eine neuhumanistische Diktion wird das Ziel, „die Massen zu subjektiven Mitträgern der Staatspersönlichkeit“ zu machen, beschworen. Dazu zählt der auch schon in der Vorkriegszeit geäußerte Gedanke, daß den „Klassen, die durch allgemeine Wehrpflicht und ihren Anteil am Produktionsprozeß dem Staat politisch und wirtschaftlich unentbehrlich sind“, ein „menschenwürdiger Anteil an den kulturellen Gütern der Nation“ verschafft werden solle<sup>74</sup>. Der Schlüsselbegriff ist der „der organischen Politisierung des Volkes“ nach dem *Modell von 1813*<sup>75</sup>. Der Krieg wird zum „Kampf um das nationale Dasein“ erklärt, der aber aus deutscher Perspektive im Gegensatz zu Napoleon in den Jahren 1813–15 weltpolitische Ziele rein defensiven Charakters verfolge. Der bezeichnenderweise als „Volkskrieg“ apostrophierte Weltkrieg wird zum „Ringkampf ganzer Staatstypen und Zivilisationskomplexe“ erklärt, wobei sich im Völkerleben nur der entwickelte und seine Individualität bereichere, der sich behauptete<sup>76</sup>. Der Begriff des Volkskrieges wird allerdings gegen Ende des Krieges von Oncken auch in einer modernen, erweiterten Fassung verwandt. Er gilt ihm nun als deutliche Erweiterung des früher militärisch-politischen Begriffes, als Bezeichnung für „die Einbeziehung der Gesamtheit, der Unterordnung der Gesamtwirtschaft und aller bürgerlicher Tätigkeit unter den Kriegszweck [...] der Durchtränkung aller Gesinnungen und Empfindungen mit dem Kriegswillen“<sup>77</sup>. Der analytische Gehalt dieses Ansatzes wurde aber bedingt durch Niederlage und Umsturz weitgehend verdrängt. Der Geist von 1813 wurde jetzt vielmehr wieder beschworen, um den Versuch einer neuen Synthese, diesmal von Macht und Freiheit, zu unternehmen. Er solle von nun an als sittlicher Leitfaden deutscher Innen- und Außenpolitik dienen<sup>78</sup>. Diese Forderung enthielt in der konkreten Situation der Jahre 1918/19 auch eine demokratisierende Komponente, die aus einer Gesinnung der „fortschreitenden Reform und der notwendigen Überbrückung der Gegensätze“<sup>79</sup> zwischen den sozialen Schichten formuliert worden war. Das gleichzeitige Postulat zum Aufbau „einer freien, ungeteilten, einer aufrechten und sich selbst bestimmenden nationalen Gemeinschaft“ hat aber diese Komponente in den Folgejahren weitgehend dominiert, wie Onckens zahlreiche Essays der Zwischenkriegszeit zur Genüge dokumentieren.

<sup>73</sup> *Ders.*, Die Deutschen, 7.

<sup>74</sup> Ebd. 11. und *ders.*, Die Ideen von 1813, 32.

<sup>75</sup> Ebd. 35.

<sup>76</sup> *Oncken*, Die weltgeschichtlichen Probleme des großen Krieges (Berlin 1918) 14, 22f.; *ders.*, Das alte und neue Mitteleuropa. Historisch-politische Betrachtungen über deutsche Bündnispolitik im Zeitalter Bismarcks und im Zeitalter des Weltkrieges (Perthes Schriften zum Weltkrieg 15, Gotha 1917) 97.

<sup>77</sup> *Ders.*, Die geschichtliche Bedeutung des Krieges, in: *Walter Goetz* (Hrsg.), Deutschland und der Friede (Leipzig 1918) 482.

<sup>78</sup> *Hermann Oncken*, Über die Zusammenhänge zwischen äußerer und innerer Politik. Vortrag gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 5. Oktober 1918 (Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden IX, Leipzig 1919) 5, 23 ff., 31; *ders.*, Unser Reich. Rede bei der Gedächtnisfeier zur Wiederkehr des Tages der Reichsgründungsfeier, veranstaltet von Universität und Stadt Heidelberg am 18. Januar 1921 (Heidelberg 1921) 21.

<sup>79</sup> So im Vorwort zur dritten Auflage seiner Lassalle-Biographie. *Hermann Oncken*, Lassalle (Stuttgart 1920) V.

Below hat sich in seinen sachhistorischen Auseinandersetzungen dagegen weniger auf die Erhebung von 1813 kapriziert. Umso auffälliger stößt ihre intensive Berücksichtigung in seiner von ihm im Krieg erstmals veröffentlichten Studie zur deutschen Geschichtsschreibung hervor. In Belows Wertschätzung der deutschen Romantik als einer geistesgeschichtlichen Wendung gegen die von ihm deutlich negativ akzentuierte Aufklärungsgeschichtsschreibung wird dieser Prozeß gleichsam als ein geistiger Aufstand gegen eine Fremdherrschaft geschildert<sup>80</sup>. In dieser Sichtweise hat eine deutsche romantische Bewegung zuerst die „irrationalen Irrtümer“ der Aufklärungsgeschichtsschreibung erkannt und dann den Staat in die ihm gebührende Position als oberste Leitkategorie historischer Forschung zurückversetzt. Diese Interpretation hat ihre Ursprünge vor dem Krieg, sie wird durch ihn verschärft und erfährt ihren Höhepunkt in Belows unablässigem Kampf gegen die sich als eigenständige Wissenschaftsdisziplin konstituierende Soziologie<sup>81</sup>.

In der Einschätzung von Bismarcks Leistungen und Schwächen, dem zweiten hier zu behandelnden Teilaspekt, lassen sich bereits vor 1918 gravierende Unterschiede feststellen. Der politische Gegensatz zwischen Below und Oncken wird nicht zuletzt an deren gegensätzlichen Einschätzungen zu diesem Thema ersichtlich<sup>82</sup>. Während der alldeutsch engagierte Below besonders die außen-, für die Zeit nach 1878 auch die innenpolitischen Leistungen Bismarcks wiederholt hervorgehoben und als Konstanten eines deutschen Sonderweges herausgestellt hat, wandte sich Oncken in der Vorkriegszeit betont gegen eine Kanonisierung vor allem des „greisen Bismarck“. In einer Ansprache zum zehnjährigen Todestag Bismarcks vor der Heidelberger Studentenschaft im Jahre 1908 hieß es noch: „Rufen wir also nicht immer wieder nach einem neuen Bismarck! Eine Nation kann sich nicht einrichten auf einem genialen Heros.“<sup>83</sup> Auch im Krieg warnte er zunächst davor, Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ als eine Bibel für eine konkrete Handlungsanleitung zu verstehen, aber die Gesamteinschätzung verschiebt sich merklich. Bismarck wird, in der Übernahme einer Interpretation von Treitschke, zum „Zwingherrn zur Freiheit“, zum „politischen Erzieher“ verklärt, der einen einheitlichen nationalen Geist geschaffen habe<sup>84</sup>. Der Krieg gilt

<sup>80</sup> *Georg von Below*, Die deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen. Geschichte und Kulturgeschichte (Leipzig 1916) Kap. II.

<sup>81</sup> Siehe dazu *Georg von Below*, Die deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen. Geschichte und Kulturgeschichte, in: IMWKT 9 (1915) Sp. 1177–1214; *ders.*, Was ist „Soziologie“? Eine Frage des Universitätsunterrichts, in: Hochland 16 (1918/19) 550–555.

<sup>82</sup> Im Gegensatz zu *Schwabe*, Wissenschaft, 125. Für das Bismarck-Bild nach 1945 siehe *Lothar Gall*, Das Bismarck-Bild in der deutschen Geschichtsschreibung nach 1945 (Köln 1971). Die von Bismarck eigenhändig ins Werk gesetzte und sich nach seinem Tod selbständig erweiternde Bismarck-Hagiographie wird zuletzt behandelt bei *Otto Pflanze*, Bismarck and the Development of Germany, Bd. 3 (New Jersey 1990) 407–457.

<sup>83</sup> *Hermann Oncken*, Zum Gedächtnis Bismarcks. Ansprache gehalten am zehnjährigen Todestage Bismarcks vor der Heidelberger Studentenschaft (Heidelberg 1908) 15, Zitat 23.

<sup>84</sup> *Ders.*, Bismarcks Lebenswerk im Weltkrieg. Schleswig-Holstein und England. Zum 1. April 1915, in: Velhagen und Klasings Monatshefte 29,2 (1914/15) 494; *ders.*, Bismarck. Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages, in: Neue Rundschau 26 (1915) 433–450. Diese Rede wurde auch bei Hochschullehrergängen in Straßburg gehalten. Siehe dazu: Deutscher Staat und Deutsche

Oncken als Vollendung des Bismarckschen Lebenswerkes nach innen und außen<sup>85</sup>. Bismarck habe im Verfassungskonflikt die Individualität Preußens bewahrt und den Staat gegen die andernorts schon ausgelaufene „bourgeoise Machteroberung“ verteidigt. Bismarck wird „der ganz Große“, und auch nach Kriegsende gilt er Oncken eher als ein „politischer Genius“<sup>86</sup>. Die Möglichkeit zur evolutionären Weiterbildung der Verfassung des Kaiserreichs wird deutlich hervorgehoben<sup>87</sup>.

Aus Belows Feder gibt es keine eigenständige Abhandlung zum Bismarck-Bild, aber seine diesbezüglichen Ansichten ergeben sich ganz offensichtlich aus seinen vielfachen sonstigen Kriegsbeiträgen<sup>88</sup>. Für Below stellten die Jahre 1878/79 im Grunde erst die Krönung der Reichseinigungsphase dar. Bismarcks politische und wirtschafts-politische Kurswende dieser Zeit setzte in seiner Interpretation in den folgenden Jahrzehnten eine Entwicklung frei, die ein und für alle Male die Überlegenheit des deutschen Systems über alle anderen konkurrierenden Ansprüche deutlich gemacht habe<sup>89</sup>. In einer wohl nur als idealistisch zu verstehenden Form hat Below immer wieder versucht, das Werk Bismarcks in eine von ihm als romantisch definierte Tradition einzuordnen. Die von reformerischer Seite zeitgleich unternommenen Versuche zur Parlamentarisierung der Reichsverfassung und zur Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Preußen sollten durch derart historisch getränkte Darstellungen der Boden entzogen werden. Auch in diesem Bereich hat der Krieg die Radikalität der Belowschen Absichten noch weiter zugespitzt. Noch im September 1918 hat Below die auf Bismarck zurückgeführte Mischung „beamtenstaatlicher und volksstaatlicher Elemente“ entschieden gegen alle Reformversuche verteidigt. Sein politisches Wirken in der Weimarer Republik bildete insofern auch eine konsequente Folge seines hagiographisch anmutenden Bismarck-Bildes<sup>90</sup>.

Einer unvoreingenommenen Einschätzung des dritten Komplexes, dem deutschen Militarismus, stand bereits die durch die „Kulturkampfstellung“ bedingte Verteidigungshaltung gegen die im Ausland erhobenen Vorwürfe eines barbarischen deutschen Militarismus entgegen. Plakativ wurde dagegen immer wieder die Untrennbarkeit von deutscher Kultur und deutschem Militarismus beschworen, der ja bereits der

*Fortsetzung Fußnote von Seite 134*

Kultur, 53–71; *ders.*, Bismarck und die Parteien, in: *Das Bismarckjahr. Eine Würdigung Bismarcks und seiner Politik in Einzel-Schilderungen*, hrsg. von *Max Lenz, Erich Marcks* (Hamburg 1915) 241–251, bes. 251.

<sup>85</sup> *Oncken*, *Die Deutschen*, 1; *ders.*, *Bismarck und die Zukunft Mitteleuropas*, 4f. Vgl. auch *Jansen*, *Professoren*, 130.

<sup>86</sup> *Oncken*, *Bismarck und die Parteien*, 243 f.; *ders.*, *Gedächtnisrede auf die Gefallenen des großen Krieges*, in: *Nation und Geschichte. Reden und Aufsätze* (Berlin 1935) 12f.; *ders.*, *Der Sinn der deutschen Geschichte*, ebd. 36.

<sup>87</sup> *Hermann Oncken*, *Die inneren Ursachen der Revolution*, in: *Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung* 6 (1918) 229f.

<sup>88</sup> *Georg von Below*, *Die neukonservative Ära Bismarcks*, in: *Das Neue Deutschland* 3 (1914/15) 195 ff.; *ders.*, *Mittelalterliche Stadtwirtschaft*, 38 f.; *ders.*, *Klagen über den deutschen Militarismus. Ein geschichtlicher Abriß*, in: *Deutsche Rundschau* 171 (1917) 365; *ders.*, *Die Fürsorge des Staates für die Landwirtschaft eine Errungenschaft der Neuzeit*, in: *JbfNatök.* 110 (1918) 726–733.

<sup>89</sup> *ders.*, *Heinrich von Treitschkes deutsche Sendung*, in: *Der Panther* 5 (1917) bes. 444, 461.

<sup>90</sup> Vgl. *Töpner*, *Gelehrte Politiker*, 178–193.

Aufruf „An die Kulturwelt“ in drastischen Tönen Ausdruck verliehen hatte<sup>91</sup>. Die eingangs zitierten harmonisierenden Vorstellungen Belows über die bereitwillige Hingabe aller sozialen Schichten für den deutschen Kriegseinsatz lassen sich auch bei Oncken nachweisen: „Wahrhafte Demokratie“ wird von Oncken 1914 darin erkannt, daß „Prinzen und Gemeine in Reih und Glied nebeneinander fallen, er ist wahrhafte Menschlichkeit, denn er holt aus dem Einzelnen den echten Kern dessen, was er wert ist, heraus, er ist die edelste Erfüllung des kategorischen Imperativs“<sup>92</sup>. Zur Bestätigung dieser Vorstellungen griff Oncken weit zurück in die Geschichte der Staatsauffassungen. Seit Morus' Utopia erkannte er einen vom deutschen Weg abweichenden Charakter des britischen Militarismus, dessen Unsittlichkeit sich daran erkennen lasse, „andere für sich fechten zu lassen und, während sie ihr Blut verspritzen, nur das Gold und die Verschlagenheit des Kalküls in die Waagschale zu werfen“<sup>93</sup>. Die klassische Definition des Militarismus als Übergewicht der militärischen über die politischen Entscheidungsinstanzen, die Ritter ja in seinem Werk „Staatskunst und Kriegshandwerk“ aufgegriffen hat, wird bezeichnenderweise erst nach dem Krieg von Oncken entwickelt, wobei weiterhin die deutsche Vorkriegsrüstung aus einem besonderen Schutzbedürfnis des Deutschen Reiches abgeleitet wird<sup>94</sup>.

Die Form der historischen Beweisführung führte bei Below noch weiter zurück in die Geschichte. Die Anfänge der deutschen Geschichte sah er „frei von [...] Klagen über den Militarismus“. „Mit Leidenschaft waren die Germanen Krieger.“ Das allmähliche Auseinanderfallen von Krieger- und Bürgerstand war für ihn erstmals wieder in der durch die französische Revolution erreichten Mobilisierung der gesamten Volkskräfte aufgehoben, aber erst in Preußen sei die neugewonnene Einheit in „vollendeter Gestalt“ erreicht worden. Aber wegen des anhaltenden Widerstandes altliberaler Kräfte im 19. Jahrhundert habe sich die eigentliche „Rückkehr zu den Verhältnissen der deutschen Vorzeit“, zum „Heldenzeitalter der germanischen Recken“ erst nach August 1914 verwirklichen lassen<sup>95</sup>. Derartige Vergleiche wirken zuweilen geradezu grotesk, doch wäre es zu einfach, wenn man sie nur als polemische Tagesprodukte verstehen wollte. Die verschiedensten Autoren haben den Versuch unternommen, die Eigenheiten des deutschen militärischen Systems genauer zu definieren. Immer wieder läßt sich hierbei ein idealistisch verbrämter Rückgriff auf die Erhebung von 1813 als Vorbild der freiwilligen Selbsthingabe breiter Volksschichten auch im Ersten Weltkrieg nachweisen. Below, ein

<sup>91</sup> Vgl. *vom Brocke*, Wissenschaft und Militarismus, 691–703, und *Krill*, Ranke-Renaissance, 217. Bei Oncken heißt es dementsprechend: „Ohne Militarismus keine deutsche Kultur“ bzw. deutsche Kultur und preußischer Militarismus wären „des gleichen Ursprungs“, *Oncken*, Deutschlands Weltkrieg, 14.

<sup>92</sup> Ebd. 17.

<sup>93</sup> *Hermann Oncken*, Deutschland oder England?, in: *Süddeutsche Monatshefte* 11 (1913/14) 810; *ders.*, Deutschland, England und Amerika. Historisch-politische Betrachtungen über den Kampf in der öffentlichen Meinung, in: *IMWKT* 9 (1915) Sp.553. Für die Fortsetzung dieser Argumentation, in begrifflich abgeschwächter Form, nach dem Krieg siehe *Oncken*, Zusammenhänge, 20.

<sup>94</sup> *Oncken*, Ursachen der Revolution, 240.

<sup>95</sup> *Von Below*, Klagen über den deutschen Militarismus, 352–370; *ders.*, Das deutsche Heerwesen in alter und neuer Zeit, in: *IMWKT* 9 (1915) 355.

Historiker mit dem Schwerpunkt der mittelalterlichen Geschichte, hat die für ihn charakteristischen Traditionslinien nur noch weiter in die Geschichte zurückverfolgt. Offensichtlich hat er dabei den Bedeutungswandel historisch-politischer Grundbegriffe außer Betracht gelassen<sup>96</sup>, aber mit diesem Defizit befand er sich auf einer Stufe mit der deutlichen Mehrheit der politischen Historiker seiner Zeit<sup>97</sup>.

Im Grunde wird hiermit ein Problembereich angesprochen, der auf die geschichtstheoretischen Grundpositionen der angesprochenen Historiker verweist. Below selbst hat ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die sich wiederholenden Analogieschlüsse nicht als strenge geschichtliche Gesetze zu verstehen seien, da sonst der individuelle Faktor in der Politik negiert würde<sup>98</sup>. Gerade dieser Faktor, so z. B. Bismarck als eine *Art deus ex machina* in Belows Schilderung des Verfassungskonflikts, mußte dazu herhalten, die offensichtlichen Widersprüche oder Ungereimtheiten der historischen Interpretation zu bereinigen. Das Aufkommen derartiger Probleme hängt mit der für die deutsche Geschichtswissenschaft charakteristischen Staatsbezogenheit zusammen, die im Laufe der Kriegsjahre fast hypertrophe Ausmaße annahm. Schon vor dem Weltkrieg war Below ihr streitbarer, wenn nicht der streitbarste Verfechter überhaupt, der mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln den Bemühungen zur Etablierung einer eigenständigen Kulturgeschichte entgegengetreten ist<sup>99</sup>. Mit seiner „Deutschen Geschichtsschreibung“, die erstmals 1916 erschienen ist, hat er aber im Grunde eine „blosse Polemik zur Verteidigung des eigenen Ideals von Historie“ geliefert, die „mehr Theorie des Historischen als Geschichte der Historiographie“ darstellte<sup>100</sup>. Seine diesbezüglichen Gedanken hat Below mit einer staunenswerten, aber für den Leser ermüdenden Konstanz auch während des Krieges wiederholt<sup>101</sup>. Der höchste Standpunkt, von dem aus Geschichte zu schreiben sei, so hieß es bei Below, wäre der politische, der staatliche. Der Staat als der umfassendste menschliche Verband und die maßgebende Organisation des Volkes war in dieser Perspektive „das stärkste Bollwerk der Kultur“; er besitze die größten Fähigkeiten, sie zu fördern, und alle Bewegungen, die

<sup>96</sup> Vgl. dazu *Oexle*, Below, 302 f.

<sup>97</sup> Für weitere Versuche in dieser Hinsicht seien hier exemplarisch genannt: *Otto Hintze*, Unser Militarismus. Ein Wort an Amerika, in: *IMWKT* 9 (1914) Sp. 209–220, bes. 217; *Friedrich Meinecke*, Kultur, Machtpolitik und Militarismus, in: *Deutschland und der Weltkrieg*, 639 f. sowie *Hans Delbrück*, Das deutsche militärische System, in: ebd. 171–185.

<sup>98</sup> *Below*, Fürsorge, 705.

<sup>99</sup> Vgl. *Oexle*, Below, 289 f.

<sup>100</sup> So die handschriftlichen Marginalien Gerhard Ritters auf dem Titelblatt der 2. Auflage des sich ursprünglich in seinem Besitz befindlichen Werkes von *Georg von Below*, *Deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen* (München, Berlin 1924). Das Exemplar befindet sich in der Fachbibliothek Geschichte der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

<sup>101</sup> Ein Kurzaufsatz seiner Überlegungen hat Georg von Below unter dem Titel *Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung*, in: *Deutschland unter Kaiser Wilhelm II.*, Bd. 3, hrsg. von *S. Körte* u. a. (Berlin 1914) 21–33, veröffentlicht. Er hat dann eine Serie von Aufsätzen im Jahrgang 1915 der *IMWKT* publiziert, die 1916 noch einmal unter gleichem Titel, *Die Deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen*, als Monographie erschienen sind.

sich durchsetzen wollten, müßten stets ein Verhältnis zu ihm suchen<sup>102</sup>. Die enge Verbindung dieser Vorstellungen mit dem Begriff der deutschen Freiheit wird ganz deutlich in einem seiner kürzeren Beiträge aus den Kriegsjahren. Dort heißt es: „Wir fassen den Begriff der Kultur tiefer, als die Aufklärung tat. Kultur ist mehr als Zivilisation, ist nicht nur äußere Lebensführung und Lebenshaltung, sondern geistiges Sein auf Grund von Lebens- und Weltanschauungen und die Kraft, sie unter voller Einsetzung des Ichs zu vertreten. Wir vermögen uns Kultur ohne das Bekenntnis zum eigenen Volkstum nicht zu denken. Wir glauben nicht wie die Aufklärung an ein Naturrecht und an eine für alle Völker gültige Staatsverfassung; [...]“<sup>103</sup>.

Auch Hermann Oncken hat diesem „Basis-Überbau“-Schema Rechnung getragen. Dies ist in seinem Fall allerdings überraschender, hatte er sich doch in der Vorkriegszeit die Aufgabe gesetzt, sich freizumachen von jeder „parteilich beschränkten Auffassung, [...] auch von der Gegensätzlichkeit ‚bürgerlicher‘ und ‚proletarischer‘ Geschichtsbetrachtung, die im wissenschaftlichen und nationalen Interesse doch einmal überwunden werden muß“<sup>104</sup>. Im Krieg aber hat diese zumindest programmatische Offenheit eines ‚bürgerlichen‘ Historikers starke Rückschläge erfahren. In weitgehender Übereinstimmung mit Belows Ausführungen heißt es bei Oncken 1915: „Was wir heute erleben ist ja nichts geringeres als daß innerpolitische Erwägungen in die zweite Reihe treten vor den großen Lebensnotwendigkeiten, die aus unserer auswärtigen Situation entspringen. Es ist das Primat der äußeren Politik vor allen inneren Bedürfnissen, der Primat der unbedingten Voraussetzungen vor den bedingten Interessen des Einzelnen, der sein Recht fordert: das ist der entscheidende Gesichtspunkt, aus dem Ranke Geschichte gemacht hat und Bismarck sein Leben lang Politik gemacht hat.“<sup>105</sup> Auch hier taucht wieder die Forderung nach einem Gleichschritt von Politik und Geschichtswissenschaft auf, die letztlich nur eine Verengung der Blickwinkel und eine nationalistische Zuspitzung zur Folge haben konnte. Die von Oncken anderenorts geforderte universale Perspektive der Geschichtswissenschaft hat durch sein gleichzeitiges Bekenntnis zur „Durchleuchtung der universalen Standpunkte von nationaler Farbe“ in den Kriegsjahren derart gelitten, daß er es letztlich keinem recht machen konnte: „Bei der unabhängigen geschichtlichen Darstellung bei uns [...] kommt man infolge vielfältiger Rücksichtnahmen leicht in den Geruch des offiziös-apologetischen Diplomatismus; und den Diplomaten gegenüber ist man wieder der unbequeme und eigenständige Historiker, der ohne die eigentliche Einsicht zu besitzen, sich doch nicht allen publizistischen Zielsetzungen einfach unterwerfen will.“<sup>106</sup> Sein Bemühen um einen Ausgleich

<sup>102</sup> *Georg von Below*, Die deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen. Geschichte und Kulturgeschichte, in: IMWKT 9 (1915) Sp., 1484 f.

<sup>103</sup> *Ders.*, Die Wertschätzung des Staates in der deutschen Geschichtsschreibung, in: Akademische Mitteilungen. Organ für die gesamten Interessen der Studentenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg im Breisgau, NF 21, Nr. 5, 12. Dez. 1916.

<sup>104</sup> *Hermann Oncken*, Lassalle (Stuttgart 2 1912) Vorwort.

<sup>105</sup> *Ders.*, Bismarck und die Zukunft Mitteleuropas (Heidelberg 1915) 15.

<sup>106</sup> Die von ihm anderenorts geforderte universale Perspektive der Geschichtswissenschaft hat durch das gleichzeitige Bekenntnis „zur Fühlung mit dem lebendigen Herzschlag ihres Volkes“ und der Durchleuchtung der universalen Standpunkte „von nationaler Farbe“ in den Weltkriegsjahren das eigentlich gesteckte Ziel, „wie ein Führer und Prophet zum Volke“ zu sprechen, nie

der sozialen Gegensätze und die Integration der Arbeiterschaft hat Oncken ungeachtet dieser Schwierigkeiten auch nach dem Krieg weiter fortgesetzt.

Die Vehemenz der Hervorhebung des Staates als Fokus aller historischen Betrachtung bedeutete aber eine Verengung, die im Weltkrieg durchaus nicht von allen Historikern so vertreten wurde. Eberhard Gothein, Historiker und Nationalökonom, war bereits in den Vorkriegsjahren als ein Vertreter kulturhistorischer Forschungsansätze hervorgetreten. Der politischen Geschichtsschreibung hat er allenfalls für die politische Schulung einen Wert zugemessen, nicht aber einen eigenen Bildungswert an sich zuerkannt. Nicht ohne Ironie formulierte er in einem Vortrag in Straßburg im letzten Kriegsjahr: „Es könnte sein, daß die Historiker die Weltgeschichte nach den Erfahrungen der jüngsten Zeit rückwärts revidieren, um die Betrachtung der Vergangenheit wieder in vollem Einklang mit den Problemen der Gegenwart zu bringen, was der politische Historiker, auch wo er bewußte Tendenzen vermeidet, immer erstrebt.“<sup>107</sup> Gothein beschrieb hiermit einen Vorgang, der sich auch im Hinblick auf den Sammelband „Deutschland und der Weltkrieg“ deutlich nachvollziehen läßt. Die sich ändernde Stellung politischer Bundesgenossen und das Auf und Ab der militärischen Lage bedeutete von Beginn an einen Zwang zu dauernder Revision; eine Überarbeitung für eine dritte Auflage kam u.a. deswegen 1917 nicht mehr zustande, weil der Kriegseintritt der Vereinigten Staaten eine Änderung der gesamten Stoßrichtung des Bandes nach sich ziehen mußte, was den beteiligten Autoren zu arbeitsaufwendig erschien<sup>108</sup>. Die Konzentration auf den Staat, d.h. genau verstanden auf den deutschen Staat, wie er das Werk der politischen Historiker nicht nur im Weltkrieg kennzeichnete, gab überhaupt erst die Basis ab für die vielfältig festzustellenden historischen Analogien. Gerade weil man von der Idee einer besonderen deutschen Freiheit ausging, wurde die gesamte Vorgeschichte des Weltkrieges, bis zum ‚Zeitalter der germanischen Recken‘ zurückgehend, zu einem Arsenal, das man für die Beweisführung der vermeintlich deutschen Besonderheiten ausplünderte.

Über die Grenzen der politischen Lager hinweg wurde diesem Modell einer vermeintlich höheren sozialen Integrationskraft noch in der zweiten Kriegshälfte eine Zukunft selbst außerhalb deutscher Grenzen zuerkannt<sup>109</sup>. Es mischten sich aber zunehmend auch defensivere Töne in die Verteidigung des deutschen Modells, das ja in erster Linie als Folge eines spezifischen Gepräges einer deutschen Kultur definiert wurde. Kennzeichnend hierfür ist ein Schreiben Otto Hintzes an Eduard Meyer, dessen pessimistische Einschätzung der Lage er am Ende des Jahres 1915 weitgehend teilte. Er sei sich mit Meyer darüber einig, „daß die alte Staaten- und Kulturwelt mit diesem Kriege dahin ist und nie wiederkehren wird, und daß es für uns gilt uns gleich-

*Fortsetzung Fußnote von Seite 138*

erreichen können. *Hermann Oncken*, Politik, Geschichtsschreibung und öffentliche Meinung, in: *ders.*, Aufsätze und Reden 1, 209. Vgl. auch *vom Bruch*, Wissenschaft, 223. GSPK Berlin, Nl. Schmidt-Ott, Rep.92, B LXXVII, 4, f.191, Brief Hermann Onckens an Friedrich Schmidt-Ott, ohne Datum [ca.1917], f.191.

<sup>107</sup> *Eberhard Gothein*, Kultur und Wissenschaft, in: *Deutscher Staat und Deutsche Kultur*, 290.

<sup>108</sup> StA Oldenburg, Nl. Oncken, Best. 271–14, Nr. 503, Brief Fr. Schmidt-Otts an H. Oncken vom 21. Mai 1917.

<sup>109</sup> Vgl. *Mommsen*, Die ‚deutsche Idee der Freiheit‘, 57.

sam zu einem Mikrokosmos universeller Kultur auf nationaler Grundlage zu entwickeln“<sup>110</sup>. Auffallend ist hierbei das Bemühen gerade der politischen Historiker, die Bedeutung ihrer Forschungsarbeiten für die Verteidigung eines besonderen deutschen Weges herauszustellen. Dies gilt auch noch über das Ende des Krieges hinaus. Oncken hat hierfür im Frühjahr 1919 das Programm eines „nationalen Socialismus“ für die künftige Geschichtsschreibung angekündigt. Dieser werde einen den Deutschen „eigentümlichen, den demokratisch kapitalistischen Bourgeoisien des Westens aber überlegenen Typ“ darstellen<sup>111</sup>.

Ein ähnlich philosophisch-weltanschaulich begründetes Verständnis von den kulturellen Aufgaben des Staates und der Geschichtswissenschaft wie bei Oncken und Below läßt sich auch bei Gerhard Ritter ausmachen. Ritter hatte sich als Schüler Onckens in seiner Dissertation über die konservativen Gegner Bismarcks in der Reichsgründungsphase mit einem klaren Votum für die staatsmännische Realpolitik Bismarcks ausgesprochen<sup>112</sup>. Für sein kulturelles Selbstverständnis der Vorkriegsjahre aber bezeichnender sind zwei kürzere Beiträge über Thomas Carlyle, mit denen er seiner Wendung zu einer mehr philosophisch betrachtenden Anschauungsweise Ausdruck gab<sup>113</sup>. Darin hat er u. a. Carlyles Grundauffassung von den großen Männern als Trägern des Fortschritts auf der Basis einer konservativen Sozialphilosophie und eines stark idealistischen Staatsverständnisses positiv herausgestrichen. Der Staat, d. h. letztlich ein monarchisch-konstitutionelles System, wird gleichermaßen als Bollwerk der Kultur und Führer zur rechten Freiheit erkoren. Carlyles Klagen über die Atomisierung der Gesellschaft werden aufgegriffen, und bezeichnenderweise übernimmt Ritter gleichfalls dessen Sicht vom Militär als letzte Organisation in fester Geschlossenheit<sup>114</sup>.

Ritter scheint diese Überlegungen nahtlos in seine eigenen Erfahrungen als Weltkriegssoldat übertragen zu haben. Als begeisterter Kriegsteilnehmer an der Ostfront hat er 1915 die Eroberung Warschaws „als den Sieg des Geistes und der genialen Führung über die Masse“ gedeutet<sup>115</sup>. In weiteren Briefen an seine Eltern schlug sich sein organizistisches Staats- und Gesellschaftsverständnis nieder: „Nur als ein Glied des Ganzen haben wir unseren Wert, nur als Glied einer ungeheuren Gemeinschaft leben wir noch – alles Eigenleben, alle Selbstsucht ist unmöglich geworden.“<sup>116</sup>

<sup>110</sup> ABBAW, Nl. Ed. Meyer, Nr. 328, Brief Otto Hintzes an Eduard Meyer vom 12. Dezember 1915. Vgl. auch von Ungern-Sternberg, Politik und Geschichte, 486 f.

<sup>111</sup> Hermann Oncken, Bürgerliche Geschichtsschreibung und Klassenkampf – Vom Nutzen und Nachteil des Antitraditionalismus, in: Aus der Aufklärung in die permanente Restauration. Geschichtswissenschaft in Deutschland, hrsg. von Manfred Asendorf (Frankfurt a.M. 1974) 279.

<sup>112</sup> Gerhard Ritter, Die preußischen Konservativen und Bismarcks deutsche Politik 1858–1871 (Heidelberg 1913); vgl. Schwabe, Reichardt, Ritter, 15.

<sup>113</sup> Gerhard Ritter an Hermann Witte vom 21. Juni 1912, in: Schwabe, Reichardt, Ritter, Nr. 4. Siehe ebenfalls Gerhard Ritter, Die aristokratische Anschauung Thomas Carlyles von der Gesellschaft und vom Staate, in: Konservative Monatsschrift 70 (1913) 406–421; ders., Der deutsche Idealismus in der geistigen Entwicklung Thomas Carlyles, in: Die Grenzboten 72 (1913) 112–126.

<sup>114</sup> Ritter, Die aristokratische Anschauung, 419 f.

<sup>115</sup> Gerhard Ritter an seine Eltern vom 8. August 1915, BAK, Nl. Ritter 441.

<sup>116</sup> Gerhard Ritter an seine Eltern vom 21. Mai 1915, ebd. 449.

Aber der dreifach verwundete und mehrfach ausgezeichnete Weltkriegsteilnehmer hat auch skeptischere Töne angeschlagen. Diese verweisen einerseits auf die für Ritter kaum zu überschätzende lutherisch-protestantische Fundierung seines Gedankengutes. Darüber hinaus – und das ist hier entscheidend – lassen sie Ritter auch als Vertreter einer Generation erkennen, die über eine neue Zukunftsvision verfügte. „Hier erwachsen uns“ heißt es in einer zum Sedanstag am 2. September 1914 gehaltenen Gedenkrede, „unermeßliche Kulturaufgaben: uns, der Jugend, der das kommende Menschenalter gehört.“<sup>117</sup> Während der Kriegsausbruch einerseits konventionell als Folge der britischen Einkreisungspolitik und der Verweigerung eines deutschen „Platzes an der Sonne“ interpretiert wird, heißt es im weiteren durchaus prophetisch: „Wir stehen nach Beendigung dieses Krieges nicht am Abschluß, sondern am Anfang einer weltgeschichtlichen Entwicklungsepoche.“ Der Krieg könne die großen Kulturaufgaben nicht lösen, aber je länger er dauere, desto eher könne er einer glücklichen Lösung den Boden vorbereiten. Generationentypisch wird die Aufhebung des Alltags und seiner Alltäglichkeiten im Erreichen einer neuen Gesinnung beschworen, die als das „kostbarste Erbe aus diesem Kriege“ bewahrt werden müsse. Auf die Ebene von Staat und Gesellschaft gehoben ist es die Vision einer „alle Volksglieder einigenden neudeutschen Kultur“, die alle Grundübel der Deutschen vom „Kastengeist“ angefangen bis zur „oberflächlichen Genußsucht“ zu überwinden trachte<sup>118</sup>.

Die sich hierin abzeichnende, mit stark militärischen Vorstellungen durchgesetzte organische Volksgemeinschaftsideologie weist auf die spätere Ausrichtung des Historikers Gerhard Ritter nach dem Weltkriegsende und erklärt u. a. seine politisch ablehnende Haltung gegenüber der Weimarer Republik angesichts militärischer Niederlage und Revolution<sup>119</sup>. Mitten im Krieg erreichte Ritter aber auch ein Angebot seines Lehrers Oncken, die Abfassung der Heidelberger Universitätsgeschichte vorzunehmen<sup>120</sup>. Ritter hat dieses Angebot nach längerem Zögern angenommen, womit er die Begründung zu seiner wissenschaftlichen Karriere legte. Mit dieser erneut engen Verbindung zu Oncken wurde Ritter auch zu einem Fackelträger der Ansätze seines wissenschaftlichen Lehrers. Um dies an nur zwei Punkten zu verdeutlichen<sup>121</sup>: Von Oncken wird im Krieg das Axiom der besonderen Lebensberechtigung der großen Nationen auf drastische Weise herausgestellt<sup>122</sup>. Auch bei Gerhard Ritter läßt sich

<sup>117</sup> *Gerhard Ritter*, Der 2. September 1914. Eine Gedächtnisrede, in: *Wingolfs-Blätter* 44 (1914/15) 67.

<sup>118</sup> Ebd., 66 f. Zu den kulturkritischen Strömungen der Vorkriegszeit siehe *Lübbe*, *Politische Philosophie*, 181 f.

<sup>119</sup> Vgl. dazu die Ausführungen Ritters vom Juni 1918, versehen mit einer nachträglichen Anmerkung des im Nov. 1918 erschienenen Artikels. *Gerhard Ritter*, Zum Thema ‚Ethik und Politik‘, in: *Wingolfs-Blätter* 48 (1918/19) 51–57.

<sup>120</sup> BAK, Nl. Ritter 446a, Briefe Hermann Onckens an Gerhard Ritter vom 16. 9. 15, 5. 4. 16, 17. 5. 17, 21. 6. 18; Vgl. ebd. 441, Brief Gerhard Ritters an seine Eltern vom 4. 10. 1915, und ebd. 449, Brief Gerhard Ritters an Hermann Oncken vom 2. 4. 1916.

<sup>121</sup> Für weitere Beispiele in dieser Richtung siehe die Hinweise bei *Faulenbach*, *Ideologie*, 26, 59 f., 124, 358.

<sup>122</sup> *Oncken*, *Deutschland oder England?* 807: Die „Lebensgeschicke der unsterblichen großen Nationen stehen zu hoch, als daß sie im Notfall nicht wegschreiten müßten über Existenzen, die

eine fast lebenslange Abneigung gegen das Lebensrecht kleinerer Nationen feststellen, die sich selbst noch in seinen Schriften in den Jahren nach 1945 niedergeschlagen hat<sup>123</sup>.

Die Behauptung einer Polarität unterschiedlicher Kriegsverfassungen seit der Renaissance auf der Grundlage entgegengesetzter Weltanschauungen – wie wir sie in Onckens Auseinandersetzung mit Morus' „Utopia“ kennengelernt hatten – begründete einen weiteren bedeutsamen Topos historischer Forschung<sup>124</sup>. Gerhard Ritter hat ihn in der älteren Variante bis in die ersten Auflagen seines berühmten Werkes „Machtstaat und Utopie“ im Zweiten Weltkrieg weitertransportiert.

Beide Historiker vereinte in ihren Nachkriegsinterpretationen eine ganze Reihe historischer Topoi, die in ihren Ursprüngen teilweise bis in die Vorkriegszeit zurückreichten, aber durch den Weltkrieg eine deutliche Radikalisierung erfahren hatten. Diese umfassen das Bild von der „jungen deutschen Nation“, die Behauptung der Notwendigkeit der deutschen Einigung von oben, die Vorstellung vom Irrationalismus der Masse und der politischen Vernunft der Staatsführungen sowie die Idee von Deutschland als kulturellem Land der Mitte; dies alles unter dem Bild eines sich entfaltenden Schirmes der sogenannten „Singularität des deutschen Problems“.

Die Erfahrungen und der Interpretationsrahmen aus dem Ersten Weltkrieg, um hiermit abschließend die Ausgangsthese aufzugreifen, blieben für eine Vielzahl politischer Historiker prägend bis in den Zweiten Weltkrieg hinein. Teilweise verantwortlich hierfür war die weitgehende Einbindung vor allem der politischen Historiker in die sogenannten expliziten Kulturkriegsaktivitäten, wie sie anhand des Sammelbandes „Deutschland und der Weltkrieg“ eingehend dargestellt worden sind. Der nach außen hin aufrechterhaltene Anspruch auf eine objektive Geschichtsschreibung wurde hier auf dem Altar einer offiziös geförderten Kampagne geopfert. Dies gilt in ähnlicher Weise auch für die Vielzahl der hier näher genannten Einzelstudien, die zumindest vorgaben, in erster Linie die Ergebnisse der fachwissenschaftlichen Forschungsleistungen zu einzelnen Teilbereichen der Geschichtswissenschaft wiederzugeben. Der Erste Weltkrieg hat bei Below und Oncken zu einer Verhärtung der politischen Vorstellungen und zu einer Vereinseitigung der wissenschaftstheoretischen Positionen geführt. Im Falle Gerhard Ritters bedurfte es erst einer tieferen Erkenntnis der fundamentalen Umstürze im Dritten Reich, die ihn zu einer – wenn auch nur bedingten – Revision dieser Interpretationsmuster nach 1945 führen sollte. Die Vorstellungen einer engen Verbindung von Krieg und Kultur haben letztlich auch auf fachwissenschaftlicher Ebene eine Militarisierung des Denkens nach sich gezogen, die die selbst unter politischen Historikern feststellbaren Ansätze aus den Vorkriegsjahren zur Ausweitung traditioneller Fragen und Methodenkanons weitgehend abgebrochen oder zumindest unterbrochen haben.

*Fortsetzung Fußnote von Seite 141*

sich nicht selber zu schützen vermögen, sondern schmarotzerhaft sich nähren von den Gegensätzen der Großen.“

<sup>123</sup> Gerhard Ritter, *Europa und die deutsche Frage* (München 1948).

<sup>124</sup> Vgl. Krill, *Ranke-Renaissance*, 23.

Gerd Krumeich

## Ernest Lavissee und die Kritik an der deutschen „Kultur“, 1914–1918

Der Historiker und Nationalpädagoge Ernest Lavissee (geb. 1842) war eine der wichtigsten Persönlichkeiten des offiziellen französischen Kulturbetriebes in der Zeit von ca. 1865 bis zu seinem Tode im Jahre 1922. Lavissee war bereits unter dem 2. Empire Napoleons III. Prinzenenerzieher. Sicherlich ein überdurchschnittlicher Historiker, gelang es ihm, Anschaulichkeit und Prägnanz des Stiles zu verbinden mit „ausgewogenen“, überparteilich-national-ordnungspolitisch orientierten Ansichten. Zudem war er ein äußerst effizienter Wissenschafts-Organisator, der von den 1880er Jahren an allen irgendwie nationalpädagogisch orientierten historischen Aktivitäten und Institutionen vorstand. Der „Petit Lavissee“, das Lehrbuch für den Volksschul-Geschichtsunterricht, ist heute noch das Symbol der national-republikanischen Erziehung im Stile der Dritten Republik<sup>1</sup>. Hier paart sich die Glorifizierung des Vaterlandes mit einer nicht-aggressiven und gefühlvollen Einstimmung in die Schönheiten Frankreichs: „Mein Kind, auf dem Umschlag dieses Buches siehst du die Blumen und Früchte Frankreichs. Aus diesem Buch lernst Du die Geschichte Frankreichs. Du sollst Frankreich lieben, denn Schönheit hat ihm die Natur gegeben und Größe die Geschichte.“ Robert Minder hat in einer geistvollen Skizze der Tätigkeit Lavisses von der „sanften Suada“ dieser ersten Sätze des „Petit Lavissee“ gesprochen und damit etwas ganz Wesentliches angedeutet. Der Patriotismus eines Lavissee kommt im Grunde ohne den Feind aus, er hat mit dem systematischen bzw. „integralen“ Nationalismus eines Charles Maurras nichts gemein. Kennzeichen dieses „zentristischen“ Nationalismus ist, daß er alles aus dem patriotischen Diskurs auszuklammern sucht, was innenpolitisch polarisierend wirken könnte. So bemühte sich Lavissee, die religiösen Probleme, obschon sie die Geschichte Frankreichs massiv beherrscht haben, möglichst aus der Geschichtserzählung auszuklammern. Beispielhaft dafür ist sein Verhalten in der Debatte um den Jeanne d'Arc-Feiertag, bzw. die Heiligsprechung der Jungfrau von Orleans, die in den 1880er und 1890er Jahren die Öffentlichkeit beschäftigte. Lavissee versuchte in dieser Kontroverse, so weit wie möglich einer dezidierten Stellungnahme aus dem Weg zu gehen. Für ihn war Jeanne d'Arc eine Verkörperung des Volkswillens, und das Problem, ob ihre Taten von Gott „inspiriert“ waren, stellte sich von daher nicht. Ihre „Stimmen“ sind Ausdruck ihrer Überzeugungen, aber – im Unterschied zu vielen

<sup>1</sup> Zu Lavisses Karriere und seinem historiographischen Werk vgl. vor allem *Pierre Nora*, Ernest Lavissee: son rôle dans la formation du sentiment national, in: *Revue Historique* 228 (1962) 73–106; *ders.*, L'Histoire de France de Lavissee. Pietas erga patriam, in: *ders.* (Hrsg.), *Les Lieux de mémoire*, II: La Nation, Bd. 1 (Paris 1986) 317–375.

kämpferischen und „laizistischen“ Republikanern – machte Lavissee hieraus keine Kampfansage gegen die katholische Auffassung, daß Johanna direkt von Gott gesandt worden sei<sup>2</sup>. Lavisses historisch-pädagogische Doktrin ist die eines „ausgewogenen“ Zentrismus, wie ihn etwa in der Politik lange Zeit Raymond Poincaré verkörperte. Dieser Zentrismus hat in der Zeit des erregten Nationalismus seit der Agadirkrise von 1911 den unbändigen Zorn des kämpferischen Neo-Nationalisten Charles Péguy erregt, der sich sogar zu der absurden Behauptung verstieg, daß der „weiche“ Patriotismus eines Lavissee dazu führe, Frankreich gegenüber dem aggressiven Deutschland schutzlos zu machen<sup>3</sup>.

Allerdings war Lavissee nicht allein Nationalpädagoge, er blieb sein Leben lang der Geschichtsforschung verbunden, deren Institutionen er gemeinhin ebenfalls vorstand. Lavissee war bekannt geworden als Spezialist der preußischen Geschichte. Er hatte in den Jahren 1872–74 in Berlin studiert – einer von zwei damaligen französischen Auslandsstudenten. Sein großes Preußenbuch über die Jugend Friedrichs des Großen fand auch in Deutschland starke Beachtung. Denn hier handelte es sich um die erste psychologisierende Betrachtung des preußischen Herrschers. Dessen Mangel an Moralität wird verstanden als notwendig zur Menschenführung in der damaligen Zeit anerkannt<sup>4</sup>. Und in seinen Schriften aus den 1870er Jahre hat Lavissee eine für einen Franzosen der damaligen Zeit ganz ungewöhnliche Fähigkeit bewiesen, die deutsche Geschichte „verstehend“ zu interpretieren<sup>5</sup>. Die Einigung Deutschlands unter Bismarck war für ihn eine historische Notwendigkeit, und Bismarcks Politik gegenüber Frankreich erschien dem Friedrich-Spezialisten auch nicht als sonderlich brutal.

Die Tatsache, daß Lavissee also u. a. auch einer der wenigen Deutschlandkenner der französischen Historiker-Zunft war, ist natürlich für die Betrachtung seiner Tätigkeit im Ersten Weltkrieg von besonderer Bedeutung. Für die Franzosen aber war er vor allem der Initiator der monumentalen „Histoire de France“, die zwischen 1908 und 1922 erschien und wozu er selber den Band über Ludwig XIV. beitrug. An diesem Werk, welches trotz und vielleicht auch gerade wegen seiner positivistischen Beschränktheit heute noch unentbehrlich ist, wirkten die wichtigsten französischen Historiker mit – aber es war Lavisses Lebenswerk und heißt noch heute ganz allgemein der „Grand Lavissee“. Von Lavissee haben wir also sehr viele Texte aus der Vorkriegszeit und aus den Kriegsjahren, seine Biographie ist allerdings noch nicht geschrieben. Zu

<sup>2</sup> Näher hierzu *Gerd Krumeich*, Jeanne d'Arc in der Geschichte: Historiographie – Kultur – Politik (Sigmaringen 1989).

<sup>3</sup> Vgl. *Nora*, Ernest Lavissee, 86 ff.; ausführlich dazu auch: *Robert Minder*, Skizzen zum französischen Unterrichtswesen und Geschichtsbild im 19. und 20. Jahrhundert, in: *Bernd Hüppauf*, *Dolf Sternberger* (Hrsg.), Über Literatur und Geschichte (= FS Gerhard Storz) (Frankfurt 1973) 243–263, hier 257 f.; Lavissee hatte im Jahre 1913 verhindert, daß Péguy den Literaturpreis der Académie française erhielt, indem er ihn als „katholischen Anarchisten, der Vitriol ins Weihwasser gießt“ qualifizierte.

<sup>4</sup> Vgl. zum Inhalt und zum Echo in Deutschland näher *Beate Gödde-Baumanns*, Deutsche Geschichte in französischer Sicht (Wiesbaden 1971) 114 ff.

<sup>5</sup> Vgl. *Claude Digeon*, La crise allemande de la pensée française, 1870–1914 (Paris 1959, Nachdr. 1992) 343 ff. Digeon sieht eine deutliche Entwicklung von Lavisses Deutschland-Perzeption zwischen 1871 und dem Ende der 1880er Jahre.

seiner Beurteilung verfügen wir allein über die – allerdings fundamentalen – Aufsätze von Pierre Nora, sowie die genannten Marginalien aus der Feder Robert Minders, der darüber hinaus einen interessanten Vergleich mit dem ähnlich gelagerten Fall Adolf von Harnacks anstellt<sup>6</sup>.

Grund genug also, sich in dem hier verfolgten Zusammenhang etwas genauer mit der Tätigkeit Lavisses im Ersten Weltkrieg zu beschäftigen. Neben Charles Andler, dem Abbé Wetterlé, Gabriel Hanotaux war Lavisse zweifellos einer der am stärksten in der Kriegspropaganda engagierten Intellektuellen Frankreichs. Bis zum Kriegsende spielte er als Nationalpädagoge eine führende Rolle; er verstand das Schreiben und Reden als seinen eigenen Beitrag zur nationalen Verteidigung.

Was hier vor allem in vergleichender Absicht interessiert, ist die Frage, ob und in welcher Form der Intellektuelle Lavisse, durchaus repräsentativ für die positivistisch orientierte national-republikanische Historikerzunft jener Zeit, seine Prinzipien und sein wissenschaftliches Ethos dem Kriegsdienst opferte, wie weit es ihm gelang, über den „Krieg der Geister“<sup>7</sup> hinweg die Prinzipien seines „sanften“ Patriotismus zu bewahren. Was wurde unter der Spannung der Kriegserfahrung und der exzessiven Propaganda von allen Seiten aus der von ihm so hochgehaltenen wissenschaftlich-kritischen Methode? Kurz: Wie weit ließen sich im Krieg die Prinzipien des alten „patriotisme raisonné“ aufrechterhalten bzw. über den Krieg hinweg retten? Selbstverständlich ist diese Frage vergleichend gestellt, und es läßt sich zeigen, daß die Rückkehr Frankreichs in eine wie auch immer beschädigte republikanische Normalität nach dem Krieg nicht zuletzt dem „style Lavisse“ zuzurechnen ist, der sich charakteristischerweise neben dem extremen Chauvinismus eines Barrès durchaus in öffentlichkeitswirksamer Form erhielt. Zudem erlaubt eine Betrachtung des Kampfes von Ernest Lavisse gegen die deutsche „Kultur“ im Krieg Rückschlüsse auf die tatsächliche Brisanz und Wirkung der zahlreichen deutschen Professorenaufrufe und anderer kulturpolitisch-propagandistischer Aktivitäten der deutschen Intellektuellen im Krieg, welche man unter rein deutscher Perspektive zu leicht als hybrid-irrelevant abzutun geneigt ist. Hat Lavisse recht mit seiner beißenden Kritik am Verrat der deutschen Intellektuellen am Geiste? Wie weit ist seine Propaganda von demselben Verrat gezeichnet<sup>8</sup>? Gibt es charakteristische Unterschiede in der jeweiligen Kulturpropaganda im Hinblick auf die Herabwertung des Gegners? Gibt es Abstufungen der Lügenhaftigkeit im Krieg? Die folgenden Darlegungen wollen vor allem eine Anregung sein, solchen Fragen präziser nachzugehen.

Lavisses Tätigkeit im Krieg war vor allem schriftstellerischer Natur. In der von ihm seit 1905 geleiteten „Revue de Paris“, einem der wichtigsten Periodica der Dritten Republik, veröffentlichte er regelmäßig Artikel, deren bekanntester und signifikantester

<sup>6</sup> vgl. FN1; über Lavisses Tätigkeit im Kriege im Zusammenhang der ausführlich geschilderten Historiker-Kampagne: *Gödde-Baumanns*, Deutsche Geschichte, bes. ebd. 370, 378, 411.

<sup>7</sup> So der Titel einer zeitgenössischen Anthologie der Kriegspropaganda: *H. Kellermann*, Der Krieg der Geister (Weimar 1915).

<sup>8</sup> Grundsätzlich hierzu, aber ohne Bezug auf Lavisse, das Pamphlet von *Julien Benda*, La trahison des clercs (Paris 1928).

wohl die „Lettre à une Normalienne“ ist<sup>9</sup>. Ein überaus einflußreiches Mittel der Kriegspropaganda waren auch die von Lavissee herausgegebenen „Lettres à tous les Français“, für die ein „comité de publication“ verantwortlich zeichnete, dessen „secrétaire“ Emile Durkheim war und dem u.a. Historiker und Philosophen wie Andler, Bergson, Boutroux, Lanson und Seignobos angehörten. Die „Lettres à tous les Français“ wurden seit Dezember 1915 als Broschüren verkauft. Als Multiplikatoren dienten vor allem die Volksschullehrer. Insgesamt waren nach Angaben der Herausgeber 1916 bereits 3 Millionen Exemplare verkauft<sup>10</sup>. Diese „Briefe“ hatten zwei Aufgaben: Zunächst sollten sie den Franzosen noch einmal deutlich machen, welche barbarischen Absichten die Deutschen bei Entfesselung des Krieges gehabt hätten und was der „Pangermanismus“ im Fall eines deutschen Sieges mit Europa zu tun gedächte. Getreu dem von Lavissee und seinen Mitstreitern zumeist gewählten Verfahren beutete man hierfür vor allem Selbstaussagen deutscher Imperialisten aus der Vorkriegs- und Kriegszeit aus. Vor allem aber suchten diese Briefe nachzuweisen, daß das Deutsche Reich angesichts der qualitativen und quantitativen Überlegenheit der Alliierten keinerlei Aussicht habe, den Krieg zu gewinnen. Darüber hinaus publizierte Lavissee im Jahre 1915 gemeinsam mit dem Germanisten (sozialistischer Provenienz) Charles Andler eine polemische Schrift über die „Pratique et doctrine allemandes de la guerre“; diese erschien als 8. Band der von Lavissee herausgegebenen „Etudes et documents sur la guerre“, welche vor allem das Ziel verfolgten, die öffentliche Meinung Amerikas aufzuklären und den Kriegseintritt der USA zu beschleunigen. Für die Dokumentation dieser Schriftenreihe konnten die Herausgeber auch auf die tatkräftige Mitarbeit von Lucien Herr, dem spiritus rector der französischen Intellektuellen seit der Dreyfus-Affaire, zählen<sup>11</sup>.

Angesichts dieser massiven Indienststellung der wichtigsten französischen Historiker, Germanisten und anderer Intellektueller für die Zwecke des Krieges erhebt sich die Frage nach dem Charakter dieser Propaganda. Auch Frankreich stand damals unter dem Diktat einer durchgehenden Zensur, und der mit dieser abgestimmte „bourrage de crâne“ der normalen Kriegspropaganda, ließ eigentlich wenig Platz für selbständige politische Reflexion und abwägendes Urteil<sup>12</sup>. Umso bemerkenswerter ist die Tatsache, daß insbesondere Lavissee bei aller propagandistischen Intensität stets versuchte, in Darstellung und Urteil realitätsnah zu bleiben. Mehrfach beklagte er in den Spalten der „Revue de Paris“ die verheerende Wirkung der nach seiner Auffassung zu tiefst überflüssigen Zensur, die auch seine eigenen Beiträge bisweilen nicht verschonte. Im Überlebenskrieg müsse man auch bereit sein, meinte Lavissee, schlechte Nachrichten zu ertragen, und „notwendige Diskussionen“ zu führen. Wenn man die

<sup>9</sup> *Revue de Paris* (15. Dezember 1917, 1. Januar 1918).

<sup>10</sup> Vgl. die Auflistung auf der Rückseite des Titelblatts von: *Lettres à tous les Français* (Paris 1916). Die weiteren Angaben ebd. préface. Diese Briefe sind jüngst mit einem Vorwort von *M. Maffesoli* im Verlag von A. Colin in der Serie „L'ancien et le nouveau“ neu ediert worden (Paris 1992).

<sup>11</sup> Zu Lucien Herr: *Charles Andler, Vie de Lucien Herr*, 2 Bde. (Paris 1932); *Jean-François Sirelli, Intellectuels et passions françaises* (Paris 1990); vgl. *Minder*, 261.

<sup>12</sup> Vgl. hierzu insgesamt: *Jean-Jacques Becker, Les Français dans la Grande guerre* (Paris 1977); *Stéphane Audoin-Rouzeau*, 14–18. *Les combattants des tranchées* (Paris 1986).

politische Diskussion während des Krieges zur Gänze unterbreche, so werde es anschließend zu „wilden Explosionen“ der zu lange unterdrückten politischen Leidenschaften kommen<sup>13</sup>. Zensur hatte Lavisse zufolge allein den Effekt, den Gerüchten und dem Mißtrauen Tür und Tor zu öffnen. Frankreich habe von der Marne bis zur Somme bewiesen, daß die nationale Geschlossenheit hinreichend groß sei: „Unser Volk verdient es wirklich, daß man es wie erwachsene Männer behandelt.“ Und daß Lavisse diesen Standpunkt ernst nahm, zeigte sich spätestens, als er in der „Revue de Paris“ im Jahre 1916 das Erscheinen von Maurice Genevoix' „Sous Verdun“ mit einem Artikel kommentierte, der dann wörtlich das Vorwort aller folgenden Ausgaben dieses Buches geblieben ist<sup>14</sup>. Wenn „Sous Verdun“ noch heute als die authentischste Darstellung des soldatischen Kriegserlebnisses gilt<sup>15</sup>, so mag man daran die Bedeutung der Tatsache ermessen, daß der bekannteste Historiker und Nationalpädagoge Frankreichs diese schonungslose Schilderung von Angst, Entsetzen, Verrecken schon während des Krieges guthieß und zur Verbreitung empfahl. Denn für Lavisse mußte Patriotismus nicht durch exzessive Propaganda stimuliert werden. Im Gegenteil: Selbst wenn Genevoix die Angst, sogar die Panik der Soldaten beschreibe, dann habe das nichts mit Untergrabung der Moral zu tun. Denn immer wieder zeige seine Darstellung, wie die Soldaten sich aus ihrem Leid aufrichten, wie sie trotz ihrer unmenschlichen Situation fest entschlossen bleiben, das Vaterland zu verteidigen. Und hierfür braucht es keine großen Worte: Nach Lavisses Zählung kommt in Genevoix' Buch das Wort „Patrie“ ein einziges Mal vor! „J'aime la mélancholie de ce livre“, sagt er, denn in den Tränen der Soldaten komme der ganze Unterschied zwischen dem französischen Verteidigungskampf und dem „kannibalischen“ deutschen Imperialismus zutage, der sich für ihn in all den deutschen Kriegsausrufen, vom „Intellektuellenmanifest“ bis zu Verlautbarungen etwa der evangelischen Kirchengemeinde Barmen spiegelt. Überdies könne allein durch die Mitteilung des wirklichen, schrecklichen Kriegserlebnisses der Soldaten das erreicht werden, was das Wesentliche in diesem Überlebenskrieg Frankreichs ist, nämlich der Zusammenhalt von Front und Heimat: „Par cette souffrance nous communions avec les soldats.“

Immer wieder hat Lavisse zu den Problemen der „direction de l'opinion publique“<sup>16</sup> Stellung genommen und seiner Überzeugung Ausdruck gegeben, daß die Nation im Krieg ehrlicher Information bedürfe und daß es für die Intensität des Kriegspatriotismus der inneren Front abträglich sei, durch Zensur und Propaganda zu optimistisch eingestimmt zu werden. Nur wenn man dem Volke ganz klar sage, wie stark und selbstbewußt-aggressiv Deutschland sei, könne man seinen eigenen Widerstand anstacheln. Und deshalb dürfe man die Deutschen nicht ins Lächerliche ziehen, wie es die Karikaturen der französischen Massenpresse versuchten, und sie als bereits nahezu

<sup>13</sup> Revue de Paris (November 1916).

<sup>14</sup> Revue de Paris (April 1916): „Un sincère témoignage sur la guerre“.

<sup>15</sup> J. Rieuneau, *Guerre et révolution dans le roman français de 1919 à 1939* (Paris 1974); J. Norton Cru, *Témoins* (Paris 1929, Nachdr. Paris 1993); Holger M. Klein, *Front und Heimat in französischen Prosawerken des Ersten Weltkrieges*, in: Klaus Vondung (Hrsg.), *Kriegserlebnis* (Göttingen 1980) 192–209.

<sup>16</sup> So der Titel eines Beitrages in der Revue de Paris (Juli 1916).

„kaputt“ darstellen. Im Gegenteil: Man müsse den Franzosen stets aufs Neue klarmachen, mit welcher ungeheuerlichen Aggressivität Deutschland seine imperialistischen Ziele verfolge. Man müsse sich stets vor Augen halten, daß Deutschland sich jahrzehntelang zielstrebig auf diesen Krieg vorbereitet habe, daß seine „Theologen, Philosophen, Historiker, Professoren, Generale, Staatsmänner und der Kaiser mit klaren, schneidenden ungeheuerlichen Worten verkündet haben, daß Deutschland die höherwertige Nation sei und einen göttlichen Erlösungsauftrag habe“<sup>17</sup>. Es ist interessant zu sehen, wie hier der auf *citoyenneté* beruhende, traditionelle republikanische Patriotismus in einen Patriotismus der totalen Mobilisierung übergeleitet werden sollte, ohne daß zu populistisch-totalitären Methoden der Mobilisation, nämlich exzessiver Indoktrination und Propaganda, gegriffen würde. Lavissee beharrt auf Überzeugungs- und Entscheidungsfähigkeit des *Citoyen*, dem man die Wahrheit sagen darf – auch im Kriege. Das Verhalten der Zensur, so Lavissee an anderer Stelle, stelle eine Entmündigung der Bürger dar, was nur dazu führen werde, daß allen möglichen – auch destabilisierenden – Gerüchten Auftrieb gegeben werde<sup>18</sup>.

Trotz solcher auch in Frankreich ungewohnt aufgeklärter Überzeugungs-Doktrin war Lavisses Tätigkeit im Krieg, seine Aufrufe, Vorträge, Schriften, selbstverständlich Propaganda. Denn wie ein *Rocher de bronze* stand im Mittelpunkt seiner Argumentation die Überzeugung, daß Deutschland aus Vermessenheit und Hochmut – „orgueil“ ist das am meisten gebrauchte Deutschland-Epitheton – diesen Krieg seit langem vorbereitet habe, daß es schlicht nach Weltherrschaft strebe. Auch sei die Brutalität der deutschen Kriegführung (Belgien!) nicht akzidentell, sondern Ausdruck dieser arroganten Kulturmission. Eigentlich liefen solche Auffassungen – die er mit den anderen akademischen und intellektuellen Führern der Nation teilte – seiner historischen Bildung und seinen Vorkriegs-Auffassungen von Deutschland entgegen, aber sein besseres Wissen hielt offensichtlich der Kriegserregung nicht stand, wie dies ja auch sonst so häufig der Fall war.

In reiner Form waren alle diese Thesen bereits in Lavisses Inauguralrede zur feierlichen Eröffnung des ersten Kriegsemesters der Sorbonne, am 5. 11. 1914, enthalten<sup>19</sup>. Hier bemüht er sich, den Hochmut als Grundzug des deutschen Nationalcharakters darzustellen. Schon in der Prätension Arminius', Europa vom römischen Joch zu befreien (sic!), komme dies zum Vorschein. Deutschland habe dann für seinen Hochmut dadurch büßen müssen, daß es über viele hundert Jahre hinweg politisch zersplittert blieb. Die deutschen Philosophen, Fichte als erster, hätten diesen Mangel an Einheit durch einen eschatologischen Nationalismus kompensiert, und das Besondere an der deutschen Entwicklung der letzten hundert Jahre sei es, daß diese Philosophie zur Staatsdoktrin erhoben wurde. Deutschland zerstöre heute bedenkenlos die schönsten Kulturdenkmäler, die Bibliothek von Löwen genauso wie die Kathedrale von Reims, weil ihm die Vergangenheit zutiefst gleichgültig sei, sei dieser Staat doch sicher, daß ihm die Zukunft gehöre. Dieser Hochmut aber sei ein Verbrechen an der Menschheit und werde seine Strafe finden.

<sup>17</sup> Revue de Paris (Juli 1916).

<sup>18</sup> Ähnlich sein Protest gegen die Zensur eines seiner Artikel: A propos de quelques ‚échoppages‘, in: Revue de Paris (November 1916).

<sup>19</sup> Veröffentlicht unter dem Titel „La Guerre“ in: Revue de Paris (November 1914).

Dieser Text ist ein ziemlich frühes Beispiel für die Kampagne im Zusammenhang der sog. „atrocités allemandes“ während des deutschen Vormarsches durch Belgien und der Besetzung von Nordfrankreich<sup>20</sup>. Deutschland, so wurde hier kategorisch behauptet, sei absichtsvoll so grausam, die Kriegsdoktrin Bernhardis u. a. sähe eine vollständige Zerstörung Frankreichs vor, damit es sich niemals wieder Deutschland in den Weg stellen könne. Von daher gesehen seien die Massaker an französischen Frauen und Kindern, das Abschlachten verwundeter Gegner auf dem Schlachtfeld planmäßig und zielbewußt, nicht Produkt von überhitzten Leidenschaften und der Kriegssituation.

In der 1915 als achtes Heft der „Etudes et Documents sur la Guerre“ publizierten Schrift über die deutsche Kriegsdoktrin und -praxis<sup>21</sup> hat Lavisse versucht, diese These zu vertiefen. Zunächst wurden hier einige vorgebliche oder tatsächliche deutsche Kriegsverbrechen nach dem Rapport der französischen Kammerkommission beschrieben, um dann in einem zweiten Schritt nachzuweisen, daß die deutschen Kriegstheoretiker seit Clausewitz einer Philosophie des „maßlosen Krieges“ das Wort geredet hätten. Clausewitzens berühmter Satz, daß der Krieg keine „Mäßigung“ an sich kenne, sondern stets dazu tendiere, „absolut“ zu werden (weshalb eben die „Politik“ ihm das Maß geben müsse), wird hier auf polemische Weise in einen Wunsch des deutschen Lehrmeisters des Krieges umgedeutet und dann nicht nur auf die deutschen Kriegstheoretiker wie etwa Bernhardi angewandt, sondern auch auf Philosophen und Historiker. Besonders an Karl Lamprecht scheint sich Lavisse „festgebissen“ zu haben, dessen kulturimperialistische Thesen er genüßlich nach Lamprechts „Krieg und Cultur“ von 1914 zitiert, zwei Vorträgen dieses Historikers, die teilweise bereits im April 1915 in der „Revue de Paris“ zitiert worden waren. Und die Folgerung Lavisss hieraus war eindeutig: Der Krieg darf erst mit der Zerschlagung des deutschen Militarismus beendet werden, ein Militarismus, der darin bestehe, daß Philosophen und Historiker aller Schattierungen den Krieg als wesentliche und natürliche Funktion des Lebens der Nation ansehen. Deutscher Militarismus, das ist ein „fürchterliches Bündel von materiellen Interessen, Goldgier, natürlicher und barbarischer Brutalität, durch verrückten Hochmut übersteigerten Patriotismus, ein vielschichtiger und mächtiger Mystizismus, wo alles zusammenkommt, um ‚Deutschland über alles‘ zu erheben“<sup>22</sup>.

Wenn man alle Lavisse-Texte der Kriegszeit überblickt, so sind sie – was die Anklage des Pan-Germanismus angeht – eigentlich nur Variationen solcher Argumente. Aufklärung und *patriotisme raisonné* nach innen kommen zusammen mit gezielt maßloser Übertreibung nach außen. Ein solches Verfahren scheint Lavisss politische Strategie für die Kriegszeit gewesen zu sein.

Lavisse hat im Ersten Weltkrieg die gesamte französische Propaganda gegen die deutsche „Kultur“ aus seiner führenden Position im französischen Bildungswesen her-

<sup>20</sup> Zum heutigen Stand der Diskussion um die deutschen „atrocités“ vgl. Alan Kramer, „Greuel-taten“. Zum Problem der deutschen Kriegsverbrechen in Belgien und Frankreich 1914, in: *Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz* (Hrsg.), *Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkrieges* (Essen 1993) 85–114.

<sup>21</sup> Ernest Lavisse, Charles Andler, *Pratique et doctrine allemandes de la Guerre* (Etudes et documents sur la guerre 8, Paris 1915).

<sup>22</sup> Ebd., zit. ebd. 47.

aus orchestriert. Das sieht man beispielsweise deutlich an der Kampagne der französischen Naturwissenschaftler gegen ihre deutschen Kollegen, welche geprägt ist von genau derselben Didaktik der Reduktion aller und jeder deutschen Vorkriegsaktivitäten auf Pan-Germanismus und intellektuelle Arroganz bei tatsächlich durchgängigem Epigonentum<sup>23</sup>.

Ein unerschöpflicher Gegenstand französischer Polemik und Propaganda wurde der „Aufruf an die Kulturwelt“ der maßgeblichen deutschen Wissenschaftler und Intellektuellen vom Oktober 1914. Bereits am 13. Oktober 1914 wurde in Gustave Hervés „Guerre sociale“ eine französische Übersetzung veröffentlicht, und es wurde sogar eine Broschüre mit dem deutschen Text und einer französischen Übersetzung vertrieben<sup>24</sup>. Besonders die französischen Sozialisten griffen dieses Dokument deutscher Vermessenheit auf, das ihnen als größtmögliche Rechtfertigung der „Union Sacrée“ erschien. Dies um so mehr, als sie sich in ihrer Abscheu vor dieser deutschen Anmaßung einig wußten mit den Intellektuellen anderer – auch neutraler – Länder<sup>25</sup>. Lavissee hat dieses Thema in seiner Zeitschrift im Januar 1915 aufgegriffen. Das Manifest war für ihn eine willkommene Bestätigung seiner Ansichten über deutsche Aggressivität und Brutalität. Erst jetzt, so Lavissee, werde den Deutschen klar, daß sich der Krieg in die Länge ziehe, den sie (nach Clausewitzens Lehre!) absichtlich so grausam geführt haben, damit er kurz sei. Und deshalb komme bei ihnen nunmehr ein Rechtfertigungsbedürfnis auf, welches sie aber um so stärker demaskiere. Was sei auch von einem Volk anderes als Hochmut zu erwarten, welches sich sogar herausnehme, Gott zu duzen und das „Gott mit uns“ auf den Koppelschlössern der Soldaten einzugravieren. Während französischer Patriotismus „fromm“ sei, auf Gerechtigkeit erpicht und auch fähig, das Gute am Fremden zu bewundern, sei der Deutsche schlicht monströs. Diese „bebrillten Stahlhelmlträger“, die, wiewohl halbblind, in fürchterlichem Übermut die Welt überrennen wollen, seien neue Attilas. Doch Frankreich habe verstanden und für einen Moment sein Lächeln eingestellt. Es werde die Barbarei besiegen.

In solchen Ausbrüchen des Hasses wird überaus deutlich erkennbar, wie sehr das „Manifest der 93“ französische Intellektuelle gereizt hat<sup>26</sup>. Tatsächlich war ja die trotzig Formulierung des deutschen „Aufrufs an die Kulturwelt“, daß erst der Schutz durch den deutschen „Militarismus“ die kulturelle Entwicklung der Deutschen gegenüber dem aggressiven und neidischen Ausland – Frankreich zumal – ermöglicht habe, Wasser auf die Mühlen aller derjenigen Franzosen, die die deutsche „Barbarei“ zu Kriegsbeginn aus der preußisch-deutschen kulturellen Tradition ableiten wollten<sup>27</sup>. Lavissee hat sich nie wieder auf diese primitiv-demagogische Ebene begeben, die an-

<sup>23</sup> Hierzu näher *Harry Paul*, *The Sorcerers apprentice. The French Scientist's Image of German Science 1840–1919* (Gainesville 1972) Kap. 2: „The Scientist as Propagandist“.

<sup>24</sup> Vgl. hierzu *C. Prochasson*, *Les intellectuels, le socialisme et la guerre 1900–1938* (Paris 1993) Kap. 5.

<sup>25</sup> Näher hierzu *Prochasson*, 114f.

<sup>26</sup> Vgl. aber den ebenfalls in der *Revue de Paris* (Dezember 1916 und Januar 1917) veröffentlichten Beitrag von *Georges Pariset*, *Les enseignements du Haut professorat d'Allemagne sur la guerre*. Parisets Darstellung ist sehr viel differenzierter und sachlicher als diejenige Lavisses, sicherlich aber nicht ohne Einverständnis des Herausgebers veröffentlicht.

<sup>27</sup> Vgl. *Gödde-Baumanns*, *Deutsche Geschichte*, 404.

sonsten in der französischen populären Propaganda dominant blieb. Seine Überzeugungsarbeit konzentrierte sich fürderhin auf die Darstellung der vorgeblichen drei Leitideen der deutschen Kultur, die er folgendermaßen zusammenfaßte:

1. Deutschland fühlt sich eingeengt und glaubt, koste es was es wolle, Menschen und Güter exportieren zu müssen. Lavisse bezog sich hier vor allem auf Lamprecht, „le plus important historien allemand depuis la mort de Treitschke“ – und Mitunterzeichner des „Manifest der 93“.

2. Bereits Moltke und Treitschke hätten den Krieg als ein von Gott gewolltes Ereignis angesehen, und in Bernhardis Schriften werde diese herrschende Ansicht am prägnantesten ausgeführt. Aber solches Argumentieren sei doch in Wirklichkeit nichts anderes als Mißbrauch der „grande hypothèse darwinienne“. Dem stellte Lavisse die Ansicht entgegen, daß Kriege zwar leider noch notwendig seien, weil die „politische Geschichte noch zu sehr der Naturgeschichte ähnelte“, aber das Ziel der Menschheit müsse es gleichwohl sein, die Grenze zwischen urzuständlicher Gewalttätigkeit und Zivilisation immer dezidiert zu ziehen.

3. Deutschland maße sich den Auftrag an, die „Welt zum Nutzen der Menschheit zu regieren“. Fichtes „superbe et mystique déclaration d'orgueil“, daß Deutschland unter allen Nationen der menschlichen Vollendung am nächsten komme, und daß der Fortschritt der Menschheit also an Deutschlands Gedeihen gebunden sei, habe in Deutschland unendlich viele Nachahmer gefunden. Woltmanns und Wilsers rassenhygienische Ansichten, die Lavisse genüsslich zitiert, seien nur die Spitze des Eisbergs. Und Otto von Gierke sei genau wie Lamprecht der Meinung, daß „am deutschen Wesen [...] einmal noch die Welt genesen“ werde<sup>28</sup>. Die Persistenz dieser grundlegenden drei deutschen Ideen über ein Jahrhundert hinweg zeige, daß Deutschland nicht allein im Jahre 1914 eine Aggression begangen habe, sondern daß es von jeher auf Krieg eingestellt war. Solange der deutsche Militarismus, der direkt aus diesem Kulturbegriff hervorgehe, nicht endgültig zerstört sei, werde die Welt keine Ruhe mehr finden<sup>29</sup>.

Interessant in diesem Zusammenhang ist ein Abriß der Geschichte Preußens, den Lavisse im Februar 1915 veröffentlichte, nach eigener Aussage ein „résumé“ seiner verschiedenen Preußen-Arbeiten aus der Zeit vor dem Krieg<sup>30</sup>. Diese „Zusammenfassung“ hatte folgenden Tenor: Die Finalität Preußens ist der Militarismus. Ein Hohenzollern will immer mehr Geld fürs Militär ausgeben. Er hat von alters her die Gewohnheit, neue Territorien erobern zu wollen – er kann dieser Gewohnheit nicht mehr widerstehen und heute träumt er gar von der Weltherrschaft. Preußen, in dem es verboten war, zu „raisonnieren“, das überregiert und überverwaltet wird, war gleichwohl im 18. Jahrhundert ein Asyl der Verfolgten und ein „refuge pour la liberté de conscience“. Der philosophische Gedanke der Freiheit hat sich auf dieser Grundlage hier ganz „natürlich“ entwickelt. – Der letzte Satz ist ein kurioses Einsprengsel historischer Gerechtigkeit in einem Text, der paradigmatisch alle Anti-Preußen-Themen der Kriegspropaganda zusammenfaßt und von der Vorkriegs-Preußenkritik nichts übrig

<sup>28</sup> Auf deutsch im Text, mit Verweis auf eine Rede Lamprechts vom September 1914.

<sup>29</sup> So exemplarisch in: *Trois idées allemandes*, *Revue de Paris* (Mai 1915); vgl. auch: *Revue de Paris* (Februar 1915).

<sup>30</sup> *E. Lavisse, La Prusse*, in: *Revue de Paris* (Februar 1915).

läßt als die radikale Ablehnung. Alles kritisch-historische Denken wird in diesem Text der Abwehr der vorgeblich permanenten preußisch-deutschen Weltherrschaftsideologie untergeordnet.

Einer der Höhepunkte in Lavisses Kriegspropaganda-Tätigkeit war seine Eröffnungsrede anläßlich der „manifestation nationale“ vom 7. März 1917, zu der angesichts der zunehmenden Kriegsmüdigkeit in Frankreich alle großen Vereinigungen gemeinsam aufgerufen hatten und die bezeichnenderweise im Großen Hörsaal der Sorbonne stattfand, dem intellektuellen Herz Frankreichs. Auch die wichtigsten Würdenträger Frankreichs, vom Staatspräsidenten Poincaré über die Präsidenten der Deputiertenkammer und des Senats bis hin zum Präfekten von Paris, nahmen an dieser Veranstaltung teil<sup>31</sup>. Die Tatsache, daß die Einführungsrede dieser Großveranstaltung von Lavissee gehalten wurde, zeigt seinen einzigartigen Rang als Repräsentant des intellektuellen Frankreich. Von der Sachaussage her war diese Rede nicht mehr als eine Wiederholung der Argumente, die Lavissee seit Jahren in der „Revue de Paris“ vorgetragen hatte: Deutschlands industrielle Ausdehnung sei der ökonomische Grund des Krieges: „L'Allemagne, parce qu'elle est surproductrice, est fatalement expansionniste.“ Aus Besitzneid wolle Deutschland die Kolonien der anderen Mächte an sich reißen, und der Krieg sei für die deutschen Industriellen „ein großes Geschäft“ (deutsch im Original!). Und wenn Lavissee zur Abstützung dieser Vorwürfe sogar noch die extrem annexionistische Kriegszielenkschrift der deutschen Wirtschaftsverbände vom März 1915 genüßlich zitieren konnte, so hatte er in der Tat den Vorteil, daß seine Anklagen auf ziemlich „guten“ Quellen beruhten. Als Propaganda erweist sich dieser Text allein durch die idiosynkratische Zuspitzung aller Themen auf das „Erkenntnisziel“, ohne jede Rücksicht auf Relativität, gegenläufige Anschauungen usw. Aber diese hatten in der Kriegssituation ja auch global keine „raison d'être“, und angesichts der allgemeinen Hetzsprache hier wie dort waren die präzisen, vielfältigen Originalzitate Lavisses sicherlich als „historisch korrekt“ überzeugender als manche anderen Produkte der Propaganda. Es ist ja auch bei heutiger Lektüre noch so, daß das Vorgehen und die Tonart der Kriegstexte Lavisses sich im Grunde wenig von den anklagenden Beweisführungen etwa des „Griffs nach der Weltmacht“ von Fritz Fischer unterscheiden. Die „causes morales“ des Krieges wiederum lagen für Lavissee im deutschen „Hochmut“ begründet, den er auch hier aus Sentenzen von Fichte bis Wilhelm II. ableitete.

Zum Abschluß der Veranstaltung verlas Lavissee einen von ihm verfaßten<sup>32</sup> „Appel aux Français“, welcher zuvor den Bürgermeistern aller Departements-Hauptorte zugestellt worden und von den meisten unterzeichnet zurückgesandt worden war, der also tatsächlich als Symbol einer einhelligen französischen Kriegsaussage gelten konnte. Frankreich, hieß es hier, müsse den Krieg gewinnen, damit Deutschland seiner gerechten Bestrafung zugeführt werden könne und damit alle Schäden, die Frankreich erlitten habe, wieder gutgemacht werden könnten. Wenn die Franzosen „auf den Sieg verzichteten“, werde man keinen Frieden, sondern höchstens einen Waffenstillstand erhalten. Man dürfe sich nichts vormachen – so im typischen Lavissee-Stil – : Deutsch-

<sup>31</sup> Redetexte, Aufrufe, Namenslisten veröffentlicht in *Ernest Lavissee, Pourquoi nous nous battons* (Paris, März 1917).

<sup>32</sup> Ebd.; so ausdrücklich die in diesem Text abgedruckte Unterschriftenliste.

land werde so lange wie irgend möglich kämpfen, an einen Verständigungsfrieden sei deshalb nicht zu denken. Auch der künftige innere Friede Frankreichs hänge von einem militärischen Sieg ab, und nur auf der Grundlage des Sieges werde die „fraternité civique“ als Fortsetzung der „fraternité des champs de bataille“ weiter ausgebaut werden können. Solche Hinweise auf die allfälligen innenpolitischen Konsequenzen des Krieges waren eigentlich recht ungewöhnlich, entsprachen aber ganz Lavisses Verfahren, bei aller antideutschen Propaganda die französischen Verhältnisse nicht zu beschönigen.

Um so mehr ist die abschließend geäußerte Hoffnung nicht pure Rhetorik im Stile säkularer französischer Kulturmissions-Apologie, sondern eher ein banges Versprechen: „La France sera saluée par l'admiration des peuples. Le monde entier reconnaîtra que c'est elle qui, en arrêtant la ruée barbare, a rendue possible la commune victoire [...]; en défendant sa vie, elle aura préservé l'humanité du joug odieux dont la menaçait une puissance qui met son orgueil et ses appétits au-dessus de la justice et du droit.“<sup>33</sup>

Neben Charles Andler und dem Abbé Wetterlé war Lavisse derjenige unter den französischen Intellektuellen, der aus langjähriger und profunder Deutschland-Kennntnis heraus am meisten Material aus der deutschen Kulturpropaganda gesammelt hatte, um daraus geradezu einen Korpus von Gegenpropaganda zu zimmern. Es ist bislang nicht bekannt, über welche Informationskanäle diese Intellektuellen verfügten, wie weit sie auch vom 2ème bureau des Generalstabs – der französischen militärischen Aufklärung – informiert waren. Jedenfalls ist eine erstaunliche Vertrautheit mit aktuellen Äußerungen deutscher Intellektueller aller Schattierungen zum Kriege festzustellen. Und der Aufklärungs- bzw. Propagandaakt bestand vor allem darin, diese aktuellen Äußerungen jeweils auf den vorgeblich allgemein verbreiteten deutschen „Kultur“-Begriff zurückzubeziehen. Lavisse hat sich hierfür besonders Äußerungen deutscher protestantischer Theologen und Würdenträger vorgenommen, etwa Predigten Seebergs oder Philippis<sup>34</sup>. Ebenso werteten Lavisse und seine Mitarbeiter eine große Sammlung von deutschen Kriegspredigten aus, wie sie während des Krieges etwa in regionaler oder lokaler Presse veröffentlicht worden waren. Hier finden sich Zitate etwa aus der „Freien Bayerischen Schulzeitung“ vom 2. September 1915; oder aus „Der Wahrheitszeuge, Organ der deutschen Baptisten, Kassel“ vom 21. August 1915; sogar die „Oberländer Heimatlocken, Wochenblatt für die evangelischen Gemeinden des Kirchenkreises Pr. Holland“ vom 6. Oktober 1915 dienen als Quelle<sup>35</sup>.

In Form eines – wie auch immer fiktiven – Briefwechsels mit einer Gymnasiallehrerin diskutierte Lavisse um die Jahreswende 1917/18 das Problem, wie weit Kriegserziehung in der Erziehung zum Haß gehen dürfe. Und die Frage der Lehrerin, ob es nicht eher angemessen sei, die Kinder zum Hassen des Krieges zu erziehen als im Haß des Deutschen, nutzte er zu einer grundsätzlichen Diskussion des Problems von Kriegspropaganda insgesamt. Wie Lavisse in diesen „Antworten“ erläuterte, müsse es zunächst und auf noch unabsehbare Zeit darum gehen, der ungeheuerlichen Präten-

<sup>33</sup> Text in: *Ernest Lavisse*, Pourquoi nous nous battons.

<sup>34</sup> *Revue de Paris* (Januar 1916).

<sup>35</sup> *Pierre Boutroux*, Propagande allemande en Allemagne, in: *Revue de Paris* (15. Februar 1916).

tion der Deutschen auf kulturelle Dominanz ein Gegengewicht entgegenzusetzen. Alle verfügbaren Dokumente zeigten, wie sehr die deutschen Kinder bereits in der Schule der Vorkriegszeit darauf vorbereitet worden seien, dem „monströsen Idol“ des Staats-Moloch zu dienen; wie sehr sie insgesamt eingestimmt würden, alle Produkte deutscher Kultur als höherwertig zu betrachten; wie beispielsweise von staatlicher Seite unerbittlich gegen den Gebrauch von Fremdwörtern (deren die Deutschen wegen der kulturellen Armut der eigenen Sprache gleichwohl bedürfen) angegangen werde. Alle kulturelle Tätigkeit sei von jeher in Deutschland darauf ausgerichtet worden, daß sich die Deutschen als „Herrenvolk“ betrachten könnten. In Frankreich hingegen sei man an einer wirklichen „éducation nationale“ bislang eher desinteressiert gewesen. Die Ansprüche des Staates würden von den Franzosen eher abgelehnt, und niemand in Frankreich würde auf den Gedanken kommen, wie er sich im „Manifest der 93“ deutschen Intellektuellen von 1914 finde, das intellektuelle Leben dem Militarismus unterzuordnen. Französische Kultur sei dahingegen gekennzeichnet durch „bon sens, finesse, esprit critique, imagination vive mais jamais déréglée“ sowie ein „impérieux besoin de voir clair“. Früher habe auch Frankreich in Form eines „beklagenswerten Irrtums“ hegemoniale Ziele verfolgt, etwa unter Ludwig XIV. und Napoleon. Zu früheren Zeiten sei auch Frankreichs Politik von Eitelkeit geprägt gewesen (!), aber seit mehr als einem halben Jahrhundert habe Frankreich gezeigt, daß es gelernt habe und nur den Frieden wolle. Frankreich kämpfe allein für Verteidigung des Landes, und dieser Kampf gebe ihm das reine Gewissen, allein für die Bewahrung der Menschlichkeit und der Zivilisation gekämpft zu haben: „L'humanité aime la France parce que la France aime et sert l'humanité.“ Deshalb könne es auch keine prinzipielle Differenz zwischen humanen und französischen Gesichtspunkten bei der Kindererziehung geben – weshalb ohne Bedenken mit der aktuellen Kriegserziehung der Kinder fortgefahren werden könne. Angesichts der grundsätzlich friedfertigen Gesinnung Frankreichs bestehe auch kein Zweifel daran, daß Frankreich beim Werk der „réconciliation de l'humanité avec elle-même“ nach dem Kriege entschlossen mitwirken werde. Allerdings bedürfe es dazu der einfachen Voraussetzung, daß „les Allemands daignent consentir à n'être que des hommes, comme nous“.

Wenn Lavisso also eine neue und „menschliche“ Kultur Deutschlands prinzipiell für möglich ansah, so war er doch der strikten Auffassung, daß Frankreich sich hierauf nicht verlassen dürfe<sup>36</sup>. Er blieb auch nach Kriegsende zutiefst skeptisch gegenüber einer möglichen Versöhnung mit Deutschland, dem Land der barbarischen „Kultur“. Im Dezember 1918 warnte er ausdrücklich vor Optimismus und vor der in Frankreich verbreiteten Meinung, man könne nun zur guten alten Zeit zurückkehren. Frankreich werde Deutschland auch künftighin überwachen müssen, in „ewigem Mißtrauen“<sup>37</sup>, da Deutschland offensichtlich nicht bereit sei, seinen hegemonialen und kulturimperialistischen Ambitionen zu entsagen.

<sup>36</sup> Seconde Lettre à une normalienne, Revue de Paris (1. Januar 1918).

<sup>37</sup> „Réflexions pendant la guerre“, in: Revue de Paris 24 (Dezember 1918) 707.

# III. Die bildende Kunst

*Peter Paret*

## Betrachtungen über deutsche Kunst und Künstler im Ersten Weltkrieg

Wir wissen sehr viel über den Ersten Weltkrieg und über die deutsche Kunst während des Krieges, trotzdem sind diese zwei Themen in ihrer vielschichtigen Gesamtheit schwer zu erfassen. Wissenschaftliche Disziplinen können immer nur einen Teil des Ganzen beleuchten; der Historiker sieht andere Dinge und sieht die Dinge anders als der Kunsthistoriker. Selbst eine scharf begrenzte Sicht kann immer noch unter den verschiedensten Möglichkeiten wählen. Hier möchte ich mich auf einige allgemeine Tatsachen und Probleme der Zeit und ihrer Kunst beschränken – nur einige, selbstverständlich, unter den vielen, die zu berücksichtigen wären. Sie lassen sich in drei Kategorien einordnen: Die Situation 1914 und die Einstellung des Künstlers gegenüber dem Krieg, der Krieg als Thematik und die deutsche Kunst während des Krieges als historisches Dokument. Nicht alle Bemerkungen, die folgen, sind als Fragen formuliert; letzten Endes sind sie aber alle als Fragen gemeint.

### I.

Zuerst eine methodologische Erwägung, die sich auf jeden Teil unseres Themas bezieht. Wenn wir über deutsche Kunst und Künstler im Ersten Weltkrieg nachdenken, stoßen wir bald auf eine Schwierigkeit in der Analyse: Wie verbindet sich das Besondere – die Gedanken und das Verhalten des einzelnen Künstlers, die Aussage eines bestimmten Werkes – mit den allgemeinen Entwicklungen? Aus der Perspektive des Ganzen gesehen, bedeutet ein Künstler mit seinem Werk nur ein Fragment unter vielen.

Aber dieses Fragment ist eigenwillig. Falls man bereit ist, das Individuelle an dem Fragment zu respektieren, läßt es sich nicht ohne weiteres in ein sauber zusammengesetztes Mosaik der Nation und ihrer Kultur einfügen. Das Besondere des Einzelnen und die Variationen selbst zwischen Künstlern, die sich mit einander verbunden fühlen und für die Arbeit des anderen Verständnis zeigen, sind immer bedeutend. Man braucht nur die Briefe und Tagebücher von – sagen wir – Corinth und Slevogt, Barlach und Kollwitz, oder Beckmann, Marc und Klee aus dieser Zeit lesen, um sich einem weiten Spektrum von Meinungen über Politik, Kultur und Kunst gegenüber zu sehen. Und das ist weiter nicht überraschend, da es sich nicht um sture Automata

handelt, die nach festen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gesetzen funktionieren, sondern um sensible und talentierte Menschen, die es sich zur Aufgabe machten, ihre Umwelt und ihre innere Welt bildlich zu interpretieren, so wie nur sie es konnten und mußten.

Wir wissen von einer Anzahl allgemeiner Tendenzen in der Kultur- und Kunstgeschichte dieser Jahre, die mehr oder weniger eng mit dem politischen Geschehen und mit der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung verbunden sind. Um ein Beispiel zu nennen: Offenbar war in der bürgerlichen Intelligenz um 1914 und später der Glaube an eine Sonderstellung der deutschen Kultur weit verbreitet, an ihre Gefährdung im Kriege, selbst daß die deutsche Kultur an sich ein Objekt des feindlichen Hasses sei<sup>1</sup>. Der Erkenntnis einer solchen Tendenz in Deutschland müßte nicht nur die Frage nach seiner Bedeutung folgen, sondern auch, ob ähnliche Gedanken in anderen Ländern ebenso verbreitet und bezeichnend waren. In diesem Fall würde man wohl einen gewissen Unterschied zwischen Deutschland und seinen Feinden feststellen. Zwar wurde die Rhetorik der „höchsten Güter“ überall in Europa ausposaunt, aber es scheint, als ob im Kaiserreich mit größerer Überzeugung als sonstwo die Kultur in ein Politikum verwandelt wurde. Man nahm Kultur und Kunst auch im Rahmen der vaterländischen Überzeugung äußerst ernst.

Eine zweite allgemeine Feststellung betont die stürmische Bejahung des Krieges, besonders in den Städten, die erst nach einiger Zeit langsam abklang. Auch das war ein europäisches Phänomen. Aber wieder müssen wir nach dem tieferen Sinn dieser Begeisterung fragen, und ferner, wie unterschieden sich Stimmung und Lage in Deutschland und in anderen Ländern, und wie reagierte der Künstler auf diese Tendenzen seiner Umwelt?

Ein Unterschied zwischen Deutschland und der Entente bezieht sich auf den zu erwartenden Ausgang des Krieges. In den ersten Monaten waren die meisten auf beiden Seiten vom Triumph der eigenen Sache überzeugt. Aber schon nach dem Rückschlag an der Marne zeigten sich in den höchsten deutschen Instanzen Zweifel an der Wahrscheinlichkeit eines militärischen Sieges, und am Ende des Jahres fürchtete der Chef des Großen Generalstabes, daß ein entscheidender Durchbruch in Frankreich kaum noch zu erreichen wäre. Daß man nicht verstand, sich aus dieser Zwangslage zu befreien, und weiterkämpfte, ohne die Bevölkerung auch nur bis zu einem gewissen Grad aufzuklären, brachte eine Verlogenheit und Irrealität in das tägliche Leben und die Politik, welche viele Menschen wenigstens ahnten, und unter deren unverständlichen Schwere sie litten. Slevogts Schock, noch in den ersten Wochen des Krieges, als in einer Unterhaltung der Reichskanzler, Bethmann Hollweg, sich durchaus nicht zu-

<sup>1</sup> Entgegengesetzte Stimmen, selbst wenn sie durchaus unpolitisch waren, wurden als undeutsch angegriffen oder ignoriert. Man sehe z. B. die Rezeption von *Ernst Cassirer*, *Freiheit und Form* (Berlin 1916), dessen programmatisches Vorwort S. XIII. feststellt: „Die reine Entfaltung der nationalen Grundtendenzen führt zu dem Punkte, an dem sie über sich selbst hinwegweisen. Wer dieses [...] Grundmoment der deutschen Geistesgeschichte nicht erfasst und würdigt, der verleugnet damit das Eigentümlichste ihres Wertes. Die wahrhaft schöpferischen Naturen der deutschen Geistesgeschichte sind mitten in den schwersten Kämpfen, die sie für die Selbstständigkeit der nationalen Kultur zu führen hatte, von dem Dünkel einer völligen Selbstgenügsamkeit dieser Kultur stets freigeblichen.“

versichtlich zeigte, ist ein kleines Vorzeichen der geistigen und moralischen Misere, die das Land langsam überzog<sup>2</sup>.

Aus unserer Sicht erscheint die Begeisterung des deutschen Volkes am Anfang des Kriegs verfehlt. Aber sie ist durchaus verständlich in einer Generation, deren historisches Gedächtnis sich nicht auf die Katastrophen unseres Jahrhunderts beziehen konnte, sondern auf Sedan, Mars-la-Tours und die Verkündung des deutschen Kaiserreichs in Versailles – einer Generation überdies, die in der Illusion des kurzen Krieges befangen war. Auch ist die Bejahung des Krieges nicht unbedingt als Übereinstimmung mit der deutschen Kriegspolitik zu deuten. Viele begrüßten den Krieg als Katharsis, als Befreiung des denkenden Menschen aus dem Miasma einer teils stumpfen, teils verdorbenen Gesellschaft. Ernst Barlach schrieb damals: „Für mein Empfinden ist [der Krieg] eine Erlösung von den ewigen Ich-Sorgen des Individuums, also eine Weitung und Erhöhung des Volkes.“<sup>3</sup> Franz Marc dachte ähnlich, vertiefte aber das Bild des Krieges als Retter ins Dämonische. Im April 1915, zu einer Zeit, als er den Krieg an und dicht hinter der Front schon kennengelernt hatte, schrieb er seiner Frau, der Krieg sei „doch nichts anderes [...] als die bösen Zeiten vor dem Kriege; was man vorher in der Gesinnung beging, begeht man jetzt mit Thaten; aber warum? Weil man die Verlogenheit der europäischen Sitte nicht mehr aushielt. Lieber Blut als ewig schwindeln; der Krieg ist ebensosehr Sühne als selbstgewolltes Opfer, dem sich Europa unterworfen hat, um ‚ins Reine‘ zu kommen mit sich“<sup>4</sup>.

Daß ein so vernünftiger Mensch wie Marc, der weder ein Chauvinist noch begeistert vom Kriege war, denken konnte, Menschen zu töten und sich selbst zu opfern, sei einer zweideutigen und verwirrenden Kultur vorzuziehen, ist ein erschreckendes Zeichen der Isolierung mancher Intellektueller und Künstler in der modernen Massengesellschaft. Für andere Künstler allerdings war weder die ramponierte Kultur noch ihre eigene schwierige gesellschaftliche Lage Grund genug, einen blutigen Ausweg zu suchen. „Es ist doch amüsant“, schrieb Max Beckmann fast am selben Apriltag, an dem Marc seiner Frau gegenüber vom Krieg als Sühne sprach, „wie das viel verfluchte und bestöhrnte Leben des Friedens jetzt mit eiserner Logik zum Paradies aufrückt“ – womit er zweifellos die Stimmung der meisten Deutschen, die weder Intellektuelle noch Künstler waren, zutreffender ausdrückte<sup>5</sup>.

Trotzdem lohnt es sich, Marcs Brief aufmerksam zu lesen. Die entscheidende Wendung in den zitierten Sätzen ist „mit sich ins Reine kommen“. Wir wissen, daß der Begriff der Reinheit damals Marcs ganzes Denken durchzog. Im nächsten Brief an seine Frau behauptete er, seit der Gothik sei die europäische Kunst an „der vergiftenden Krankheit des Individualitätskultus“ zu Grunde gegangen, „am Wichtignehmen des

<sup>2</sup> Tagebucheintrag vom 18. 10. 1914, zitiert in: *Hans-Jürgen Imiela*, Max Slevogt (Karlsruhe 1968) 414, Anm. 12.

<sup>3</sup> An Karl Barlach, 17. 08. 1914; in: *Friedrich Dross* (Hrsg.), Ernst Barlach. Die Briefe (München 1968) I, 431.

<sup>4</sup> An Maria Marc, 6. 04. 1915; *Franz Marc*, Briefe, Aufzeichnungen und Aphorismen (Berlin 1920) I, 46.

<sup>5</sup> An Minna Beckmann-Tube, 5. 04. 1915; in: *Klaus Gallwitz*, *Uwe M. Schneede* und *Stephan von Wiese*, Max Beckmann. Briefe (München 1993) I, 115.

Persönlichen“ – und setzte hinzu, „davon muß man gänzlich loskommen“<sup>6</sup>. In seinen eigenen Arbeiten sah er die Abstraktion als Mittel, größere Reinheit zu erreichen, da die kreatürliche Schwäche des Menschen im Abstrakten weitgehend verschwinden könne. Der Krieg war für ihn ein weiteres Werkzeug, Reinheit im Denken und im Leben zu schaffen. Wie stark emotionales Verlangen und ästhetische Ziele mit der Erfahrung des Krieges zusammentrafen, zeigt ein weiterer Brief Marcs aus dieser Zeit, der sich diesmal nicht hauptsächlich mit Kunst und Kultur beschäftigt. „Es gelingt mir,“ schrieb er seiner Frau, „daß mich alle Kameraden gern haben [...] freilich bin ich innerhalb meiner Truppe der Einzige, der auf Ehrenzeichen und Beförderung nicht ehrgeizig ist, – solche Leute [wir dürfen wohl lesen, ‚Leute von solcher Reinheit‘] sind gut zu haben und leicht zu lieben!“<sup>7</sup> Gefühle, Wünsche, künstlerische Impulse, Erlebnis des Krieges und der Heimat im Krieg – alles beeinflusste sich gegenseitig. Aber dasselbe Zusammenkommen allgemeiner und persönlicher Elemente in einem anderen Künstler führte zu anderen Ergebnissen. Allgemeine Tendenzen, typische Formen müssen identifiziert und verstanden werden. Wir müssen aber auch einsehen, daß die Tatsachen, die sie übermitteln, begrenzt sind. Man kann vielleicht sagen, historische Erkenntnisse lassen sich zum Teil aus der Summe von zwei Größen ableiten: dem Typischen und dem Besonderen, die sowohl verstärkend wie schwächend aufeinander wirken.

## II.

Wie reagierten die deutschen Künstler in ihrem Werk auf die neue Lage nach Ausbruch des Krieges? Das ist nicht nur eine Frage nach der schöpferischen Reaktion, sondern auch nach der Berechnung der veränderten Möglichkeiten des Ausstellens und des Verkaufens, nach dem Interesse und der Aufnahmefähigkeit der Kritik und des Publikums. Man könnte vielleicht einfacher fragen: Wie veränderte der Krieg die deutsche Gesellschaft? Eine anfangs sehr wohlthuende Erkenntnis war, daß die friedliche Existenz zu Hause und der Krieg, der bald in ein Massensterben ausartete, Seite an Seite existieren konnten. „Das Ringen der Völker“, konstatierte die Einleitung des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft 1916, „dauert in unverminderter Erbitterung fort [...] Trotz allen Erschütterungen aber, Gott sei Dank, geht hinter den kämpfenden Heeren die friedliche Arbeit ihren ruhigsicheren Gang; auf allen Gebieten offenbart sich in erstaunlicher Weise die Anpassungsfähigkeit der Menschen selbst an das Ungeheuer.“<sup>8</sup>

Das friedliche Leben ging weiter, aber unter veränderten Bedingungen. Zwei neue Themen stellten sich jetzt dem Künstler: Das eine war die Einwirkung des Krieges auf die Gesellschaft; das andere Thema war der Krieg selbst. Beide Themen regten die Frage an, wie es überhaupt möglich sei, als Künstler in einer Zeit zu wirken, in der die nähere und weitere Umwelt schwersten Schaden erlitt. Und weiter, wie der Künstler

<sup>6</sup> An Maria Marc, 7. 04. 1915; wie Anm. 4, 47.

<sup>7</sup> An Maria Marc, 22. 12. 1914, ebd. 30.

<sup>8</sup> *Gerhard Gräf* (Hrsg.), *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft* (Weimar 1916) V.

den Prozeß der Schädigung und Zerstörung an der Front, in der Etappe und in der Heimat deuten konnte?

Nicht kämpfen und sich in Sicherheit befinden, während andere kämpfen und gefährdet sind, ruft auf beiden Seiten psychologische Reaktionen hervor. Mancher Künstler erklärte, auch er sei jetzt Soldat. Das konnte nur jemand behaupten, der keine Ahnung hatte, was es bedeutete, in Schlamm und Trommelfeuer auszuhalten, und der sich überdies eine exaltierte Vorstellung der Bedeutung des künstlerischen Daseins zu eigen gemacht hatte. Gewöhnlich waren sich wohl Kämpfer und Nicht-Kämpfer über den Unterschied im klaren. Nachdem Barlach 1916 aus seinem Landsturmbataillon wieder entlassen worden war, entdeckte er eine „zittrige Erschütterung [seines] Gewissens durch den Kanonendonner von der Front“<sup>9</sup>. Wie man mit Schuldgefühlen, Angst und Neid auf diejenigen, die nicht gefährdet waren, auskam, konnte viel im Leben des Einzelnen bedeuten. Aber so wichtig diese Reaktionen auch waren, über sie und ihre historische Bedeutung lassen sich kaum allgemeine Schlüsse ziehen.

Anders die Frage, wie der Künstler den Prozeß der Zerstörung interpretierte. Natürlich befaßte sich nicht alles, was jetzt gemalt und gezeichnet wurde, mit dem Krieg. Mancher Künstler verfolgte Themen weiter, die ihn schon vor dem Krieg beschäftigt hatten – Thoma, zum Beispiel, Trübner, auch Liebermann, wenn man von einigen belanglosen Lithographien absieht, die er der wöchentlichen Zeitschrift „Kriegszeit“ beisteuerte. Bei Otto Müller, der als Armierungssoldat diente, hat man sogar von thematischer Einengung gesprochen. Außer der Lithographie „Schützengraben“ hinterließ der Krieg kaum Spuren in seinem Werk. In seiner Abwendung vom Thema des Krieges ist Müller jedoch typisch für eine bedeutende Anzahl von Künstlern seiner Zeit. Für andere waren Motive des Kampfes und der Zerstörung schon in den Friedensjahren vor 1914 wichtig gewesen – Motive, die sie jetzt, wie Marc, weiter entwickelten, oder wie Corinth der geänderten Lage anpaßten. Aber an vielen Künstlern – in welchem Stil sie auch arbeiteten – ging der Krieg vorbei. Das Abseitsstehen der Kunst von der neuen Wirklichkeit konnte als Fortdauer des Normalen geschätzt werden, als Oase des Schönen und des Friedens – ähnlich wie vor dem Krieg, als ein großer Teil der deutschen Gesellschaft, angefangen beim Kaiser, sich eine Kunst wünschte, die mit den Zuständen der Industriegesellschaft und der Armut wenig zu tun hatte. Für diejenigen, die sich dem Krieg nicht entziehen wollten oder konnten, gab es verschiedene Möglichkeiten. Man konnte den Krieg darstellen, ohne ihn aus eigener Erfahrung zu kennen; aus Nachrichten, Photographien und der eigenen Phantasie, war die Wirklichkeit auf viele Art zu rekonstruieren, vom traditionellen Schlachtenbild bis hin zur Abstraktion. Oder man konnte den unbekanntem Krieg symbolisch behandeln. Man konnte den Krieg aber auch direkt kennenlernen, offiziell als Kriegsmaler, oder als Soldat, Krankenwärter oder Beamter hinter der Front in der Etappe.

Von Anfang des Krieges an bewarben sich Künstler um die Erlaubnis, Kampf und Etappe aus nächster Nähe beobachten und abbilden zu dürfen. Ein günstiger Bescheid erlaubte es dem Künstler, auf eigene Kosten, die Truppe, gewöhnlich bei einem höhe-

<sup>9</sup> An Karl Barlach, 20. 05. 1916, wie Anm. 3, I, 486.

ren Stab, auf befristete Zeit zu begleiten. Das künstlerische Ergebnis erhob sich selten über das Niveau eines schüchtern-modernen Realismus – typisch ist etwa ein Bild wie „Transport der Verwundeten“ von Walther Georgi, einem der Gründer der Künstlergesellschaft „Die Scholle“. Bedeutender waren die Aquarelle, die Slevogt im Oktober 1914 in Belgien und Nordfrankreich anfertigte, bevor er nach weniger als drei Wochen, entsetzt über das Morden von Menschen und Tieren, dem Krieg wieder entflohen – um seinen eigenen Ausdruck zu zitieren. Die elegische Ruhe seiner Reportage konnte aber die aktive Seite des Geschehens kaum erfassen. „Die Zeichnungen von Künstlern an der Front sind recht temperamentlos und geradezu langweilig“, urteilte Barlach. „Ich denke das Erleben vollzieht sich nicht in den Augen, sondern in der Seele [...] [man muß] die ganze Sache als Notwendigkeit von innen erleben, nicht als Zuschauer.“<sup>10</sup> Trotzdem stammten die gewichtigsten Darstellungen des Kampfes und der Existenz an Front und Etappe von Künstlern, die jetzt Uniform trugen, die ihre Kunst neben ihren eigentlichen Pflichten ausübten, und deren Zeit im Schützengraben oder im Lazarett nicht auf einige Tage oder Wochen des Zuschauens beschränkt war. Sicher mußte das nicht so sein. Max Beckmann mit seinen Zeichnungen aus Ostpreußen zu Beginn des Krieges und später von Verwundeten und Feldlazaretten im Westen, oder Otto Dix mit Werken wie „Der Volltreffer“ oder „Baum und Schützengraben“ befolgten kein unumgängliches historisches Gesetz, sondern reagierten auf neue Erfahrungen, die sie auf Grund ihrer spezifischen Interessen, Gefühle und ihres bisherigen Schaffens verarbeiteten. Es ist schwer zu sagen, wie viel dabei mitspielte, daß sie *deutsche* Künstler waren. Jedenfalls ist es bemerkenswert, daß französische und englische Künstler während des Krieges nichts vollbrachten, das sich mit der überzeugenden Wiedergabe kreatürlichen Leidens in den Werken von Beckmann und Dix vergleichen ließe.

Eine Zeichnung wie Beckmanns „Im großen Operationssaal“, die einen bestimmten Ort und was sich dort vollzieht vermittelt, symbolisiert auch – wohl schon durch den gesteigerten Realismus des Bildes – konkrete und geistige Zustände, die sich weit über die darstellende Handlung erstrecken. Trotzdem lohnt es sich, zu unterscheiden zwischen diesen und ähnlichen Werken sowie solchen, die sich auf die eine oder andere Art vom Realismus entfernt hatten. 1914 war es Slevogt fast unmöglich gewesen, die Dinge, die er in Douai und Lille sah, zu verarbeiten. Er brauchte zwei Jahre, bis er den Krieg, um mit Barlach zu sprechen, von innen erlebt hatte. Die zwei Reihen von Lithographien, „Symbole der Zeit“ und „Gesichter“, die 1916 und 1917 erschienen, zeigten, was seiner Kunst am Krieg jetzt bedeutend erschien: Geister toter Krieger, die mit ihren abgehackten Armen und Beinen weiter auf den Feind schießen und einhauen; ein Massengrab mit Tausenden von Klagenden und der Legende am Bildrand: „Über die Grenzen im weiten Land / unendlicher Schmerz die Flügel spannt.“

Fünf dieser Blätter erschienen zuerst im „Bildermann“, der Zeitschrift, die Paul Cassirer von April bis Dezember 1916 herausgab<sup>11</sup>. Texte und Illustrationen des „Bildermanns“ zeigen uns Deutschland in der Mitte und inmitten des Krieges aus einer

<sup>10</sup> An Karl Barlach, 4. 03. 1915; ebd. 437f.

<sup>11</sup> Über den Bildermann siehe *Peter Paret, Die Berliner Secession* (Berlin 21981) 278–287.

Perspektive, die nicht eindeutig vom Pazifismus beherrscht ist, aber doch wesentlich beeinflußt wird vom Wissen und Schrecken des Massentötens, das jetzt nach zwei Jahren die deutsche Gesellschaft unterhöhlte. Wieder sah man Krieg und Frieden Seite an Seite: Liebermanns gelassene Darstellung einer Restaurant-Terrasse mit gutbürgerlichen Gästen; eine schroff-drohende Landschaft von Kirchner; Heinrich Zilles Arbeiterfamilie, die die Nachricht vom Tod des Mannes und Vaters gleichzeitig mit seinem Eisernen Kreuz erhält; August Gauls tiefsinnige Tierszenen, die einen deutschen Sieg feiern, aber auch den kommenden Frühling, der hoffentlich den Frieden bringt. Aber die emotional und ästhetisch stärksten Werke sind symbolische Deutungen der zentralen Tatsache des Tötens und Sterbens: Slevogts „Symbole der Zeit“; Kokoschkas „Passion Christi“; Barlachs alles zermalmender Riese in „Aus einem neuzeitlichen Totentanz“.

Im „Bildermann“ erscheinen diese Visionen des Schreckens als die Negierung des Lebens in der Heimat, der Gesellschaft, die, wie andere Lithographien der Zeitschrift behaupten, vom Krieg durchaus nicht verbessert worden ist, sondern nur noch mehr verdorben wird. Eine Bilderfolge von Ottomar Starke, „Die neue Gesellschaft“, prangert Kriegsgewinnler an und mit ihnen den überhandnehmenden Egoismus der Zeit, der sogar vor zu Krüppeln geschossenen, ordensbehängten Bettlern nicht halt macht – Motive, die von George Grosz in der „Neuen Jugend“ und in den „Weißen Blättern“ weiter entwickelt werden. Slevogt und Barlach klagen an, lassen aber die Ursachen der Katastrophe im Dunkeln; Starke und Grosz verändern die Anklage zur sozialen Kritik. Dabei kann das ästhetische Element von Aussage und Karikatur leicht in den Hintergrund gedrängt werden. Die Anklage trifft aber auch zusammen mit ästhetischen und politischen Impulsen der gesamteuropäischen Moderne, und findet in Bewegungen wie Dada eine die Grenzen überschreitende Dynamik.

### III.

In der deutschen Kunst dieser Zeit nimmt der Krieg selbst – Ausbildung, Kampf sowie ihre Begleiterscheinungen und unmittelbaren Folgen – einen kleineren Raum ein als man zunächst erwarten würde. Dagegen sagt die Kunst sehr viel aus über das Land und die Gesellschaft, die den Krieg führen. Nach August 1914 wie vorher spiegeln Bilder, Graphik und Skulpturen große Teile des deutschen Lebens, wenn auch nicht immer in gleichmäßiger Klarheit. Wir sehen noch mehr von dieser Welt – was es war, das die Menschen beschäftigte, und wie sie versuchten, dies auszudrücken und zu meistern –, wenn wir die Grenze zwischen hoher Kunst und volkstümlicher oder Gebrauchskunst nicht beachten. Plakate und Postkarten bieten neue und oft sich widersprechende Aspekte, wobei zu bemerken ist, daß diejenigen Richtungen und Künstler, die uns heute noch wertvoll erscheinen, ziemlich wenig Einfluß auf die Gebrauchskunst ausübten.

Was können die Kunstwerke dieser Zeit über Deutschland mitteilen? Die Kunst als historische Dokumentation ist ein vieldeutiges Ding. Es ist aber nicht zu bezweifeln, daß, wie alles, was aus der Vergangenheit stammt, auch Kunstwerke Wichtiges

über die Zeit und die Zustände, unter denen sie geschaffen wurden, vermitteln können.

Als letztes Thema dieser Betrachtungen möchte ich auf eine Tatsache hinweisen, die in der künstlerischen Produktion der Zeit immer wieder auffällt. Ich erwähnte gerade Plakate und Postkarten. Besonders am Anfang des Krieges zeigten sich diese Medien, die auf Massengeschmack und das, was man sich darunter vorstellte, zielten, völlig wirklichkeitsfremde, kitschig-idealisierende Szenen des Kampfes. Das ist nicht überraschend und war in den anderen kriegführenden Ländern ebenso. Aber zur gleichen Zeit konnte man in deutschen Ausstellungen Bilder und Graphiken sehen und in Buchhandlungen Bildermappen kaufen, die laut dem Vorwort einer dieser Mappen – von Hans Baluscheks Frontbildern – „den Krieg in seiner schrecklichen Wahrheit zeigen“. Es ist nicht einfach, die Masse von Kunst, die während des Krieges geschaffen wurde, statistisch zu erfassen. Trotzdem scheinen deutsche Künstler in ihren Werken – auch jene, die ausgestellt und reproduziert wurden – die Grausamkeit des Kampfes und die hohen Opfer der eigenen Seite etwas stärker zu betonen als ihre französischen und englischen Kollegen es zu tun pflegten. Ich habe etwas ähnliches schon in Hinsicht auf Dix und Beckmann angedeutet. Möglich, daß dieser Unterschied zum Teil die Folge der Zensurpolitik in Deutschland war, die gerade diesen Motiven mehr Raum gönnte als es in anderen Ländern üblich war. In Frankreich und England machte die Ausstellung und Veröffentlichung von Werken, die die eigenen Gefallenen nicht heroisierten, größere Schwierigkeiten<sup>12</sup>. Es ist anzunehmen, daß die deutschen Künstler ihre größere Freiheit ausnützten; es ist aber auch möglich, daß der Zensor, dem nicht daran gelegen war, die Grenze gerade in dieser Hinsicht eng zu ziehen, von Tendenzen in der deutsche Kultur angesprochen wurde, die auch den Künstler beeinflussten.

Was waren die nicht-ästhetischen Absichten der Künstler, die den Krieg an sich als Thema wählten, und wie beurteilen wir das Resultat? Die Graphiken von Slevogt, Beckmann und Barlach, um bei früher erwähnten Beispielen zu bleiben, werden manchmal als Anklage gegen den Staat verstanden – gegen das politische und soziale System, das das allgemeine Leiden verursachte oder wenigstens nicht zu Ende bringen konnte. Andere Interpretationen sind auch möglich. Der Künstler kann das Leiden als etwas Furchtbares, aber nicht zu Vermeidendes deuten. Dann wäre der Staat von der Verantwortung weitgehend befreit – und die schriftlichen Aussagen Beckmanns und Barlachs während des Krieges wären alles andere als revolutionär gefärbt. Entweder war Deutschland gezwungen, sich zu verteidigen, in welchem Fall das Darstellen des Grauens sich nicht gegen den Staat wendet, ihn sogar noch unterstützt; oder der Krieg ist die notwendige Konsequenz nationalstaatlicher Rivalitäten; oder, endlich, der Krieg ist nicht eine gewollte soziale und politische Handlung, sondern ein natürli-

<sup>12</sup> Ein Beispiel ist das Verbot des Zensors des Department of Information im November 1917, das Bild „Paths of Glory“ von C. R. Nevinson für eine Londoner Ausstellung von Nevinsons Werken freizugeben. Nevinson zeigte das Bild, das zwei tote englische Soldaten im Stacheldraht darstellt, trotzdem. Quer über die Bildfläche klebte er einen Streifen braunes Papier, mit dem Wort „Censored“; *C. R. W. Nevinson, Paint and Prejudice* (New York 1938) 148; *Charles E. Doherty, Nevinsons Elegy: Paths of Glory*, in: *Art Journal* I (1992) 64–71.

ches Phänomen, ähnlich der Geburt und dem Tod. Solche Vermutungen würden jedenfalls zu einigen der hier erwähnten Werke passen. Barlachs mordender Riese hat Scharen von Vorgängern in der europäischen Kunst, Riesen, die nicht nur den Krieg, sondern auch die Krankheit oder ganz einfach die Zeit personifizieren. Die Visionen, die im „Bildermann“ und in anderen Veröffentlichungen zu sehen waren, müssen nicht Anklagen gegen den Staat und seine Kriegspolitik sein, sondern können auch Aussagen sein, die nicht so bedenklich waren, was erklären mag, daß sie während des Krieges veröffentlicht werden konnten: Der Krieg in all seiner Schrecklichkeit ist uns von anderen aufgezwungen worden; oder der Krieg ist etwas Unvermeidliches, eine Naturkraft.

Thomas Nipperdey hat in einem wichtigen, besonders schönen Essay die psychologische und historische Bedeutung des Nationaldenkmals in Deutschland untersucht<sup>13</sup>. Er zeigt, daß in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkrieg die Denkmäler und Bismarcksäulen die Nation nicht mehr als Kultur- und Glaubensgemeinschaften darstellen, auch nicht mehr als politische Einheit von historischer Autorität, sondern als Kampf-, Schicksals- und Opfergemeinschaft, die immer stärkere heroisch-pessimistische Züge trägt. Die Botschaft dieser Monumente drückt sicher mehr aus als die Ansicht einiger weniger Bildhauer; sie spiegelt einen deutlich definierten Zug der deutschen Kultur am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts wider. Es ist ebenso offensichtlich, daß man in Frankreich und England weniger dazu neigte, den Charakter und die Lage des eigenen Landes in ähnlichem Sinne zu beurteilen. Es wäre nicht überraschend, wenn der Kulturpessimismus der Zeit in seiner besonderen deutschen Eigenart, dessen monumentale Zeugnisse Nipperdey so präzise gezeichnet hat, auch die Kunst während des Krieges stark beeinflusst hätte. Ich möchte jedenfalls als Hypothese aufstellen, daß die damalige deutsche Kunst das Töten und den Tod im Kriege etwas deutlicher betonte als es in anderen Ländern der Fall war, und daß diese Tendenz einem Zug des damaligen Denkens und Fühlens entsprach. Spätere Folgen, besonders in der Abart eines regelrechten Totenkultes, lassen sich in der nationalistischen Landsknechtskultur nach 1918 und im Nationalsozialismus leicht verfolgen. Es kommt hinzu, daß diese Themen sowohl in traditionellen wie in avantgardistischen Richtungen der Kunst erscheinen. Von uns verlangt jedes einzelne Werk die Feststellung des relativen Gewichts der Anklage, des Protests, der objektiven Wiedergabe, des fatalistischen Hinnehmens und der Zustimmung.

Nicht nur die ideologische Verfälschung und Ausbeutung des Krieges, sondern auch manche seiner stärksten Deutungen sind erst nach dem Waffenstillstand entstanden. Es handelt sich nicht nur um die Werke wie das Tryptichon von Dix oder seine fünf Bilderfolgen „Der Krieg“ sowie Darstellungen des Mordens und Weiterkämpfens anderer Künstler, sondern auch um solche wie die Kriegsdenkmäler, die Barlach zwischen 1918 und 1931 entwarf. Die deutsche Kunst, die sich mit dem Krieg in den Formen des Realismus, Impressionismus, Expressionismus, objektiv, abstrakt oder symbolisch befaßte, endete nicht mit dem Waffenstillstand – wie auch der

<sup>13</sup> *Thomas Nipperdey*, Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert, in: HZ 206 (1968) 529–585.

Krieg selbst nicht einfach im November 1918 aufhörte, sondern in den veränderten Formen der Revolution, des Bürgerkrieges und des politischen Terrors die weitere Geschichte Deutschlands der nächsten drei Jahrzehnte erst beeinflusste und dann bestimmte.

*Joel Segal*

## Krieg als erlösende Perspektive für die Kunst

In meinem Vortrag möchte ich einen Gedanken entwickeln, der in etwa einer kulturhistorischen Interpretation des Geistes von 1914 unter bildenden Künstlern und Kunstkritikern in Deutschland gleichkommt. In provokativer Verkürzung werde ich drei Hauptthesen entwickeln. Erstens: Die Kunstkritik des späten Kaiserreiches verstand sich teilweise als Kulturkritik. Zweitens: In einem Teil der Kunstkritik und der Kulturkritik der späten Kaiserzeit wurde der Geist von 1914 geradezu vorbereitet. Drittens: Dieser Geist von 1914 bedeutete eine kurzfristige Versöhnung der unterschiedlichen bildenden Künstler, Kunstkritiker und Kulturkritiker auf Grund eines vermeintlich gemeinsamen Zieles. Im Laufe des Krieges stellte sich immer deutlicher heraus, daß hinter dieser Einmütigkeit die alten Differenzen intellektueller und künstlerischer Überzeugungen uneingeschränkt weiterexistierten.

Die Auseinandersetzungen über Kunst in den Zeitschriften für Kunst und Kultur der späten Kaiserzeit scheinen mir stark von gesellschaftlichen Überlegungen geprägt. Namentlich die Folgen des ‚Modernisierungsprozesses‘ in Deutschland spielten eine wichtige Rolle: Die Kunst wurde analysiert und bewertet vor dem Hintergrund eines allgemeinen kulturellen Krisenbewußtseins, das mit Stichwörtern wie ‚Gesellschaft statt Gemeinschaft‘, ‚Zivilisation statt Kultur‘ und ‚Materialismus statt Idealismus‘ verkürzt angedeutet sei. Wie unter den meisten Kulturkritikern herrschte auch unter den wichtigsten Kunstkritikern ein unausgesprochener Konsens über den desolaten Zustand der eigenen Kultur. In einem Vortrag aus dem Jahre 1912 unter dem unheilverheißenden Titel ‚Wohin treiben wir?‘ faßte der bekannte Kunsthistoriker Julius Meier-Graefe die moderne, kapitalistische Kultur in zynischen Worten zusammen: „Laßt uns nun erst einmal Soldaten und Schiffe genug haben und Geld, vor allem Geld. Dann kaufen wir uns Bilder, Statuen, Ideale und eine funkelnelneue Kultur.“<sup>1</sup>

Kunst spielte insofern eine bedeutende Rolle in den Kulturdebatten, als sie als Widerspiegelung, als Ausdruck oder eben als Wegweiserin der Gesamtkultur vorgestellt wurde. Nicht von ungefähr begegnet man in vielen Kunstkritiken am Vorabend des Ersten Weltkrieges immer wieder den Adjektiven ‚gesund‘ und ‚krank‘ in bezug auf Kunstwerke, Künstler und Kunstrichtungen. In den auf Wagner zurückgehenden Kulturkritiken und in dem 1890 erschienenen Buch „Rembrandt als Erzieher“ von Julius Langbehn war der Kunst bereits eine Bedeutung als Ausdruck oder eben als Leitstern der Kultur zugesprochen worden; kurz vor dem Ersten Weltkrieg scheint

<sup>1</sup> *Julius Meier-Graefe, Wohin treiben wir? Zwei Reden über Kultur und Kunst (Berlin 1913) 50.*

mir diese Zusprechung im Selbstverständnis der Künstler und Kritiker noch an Bedeutung gewonnen zu haben.

Herrschte ein stillschweigendes (und weitgehend unbewußt gebliebenes) Einverständnis unter vielen Künstlern und Kunstkritikern über die im großen und ganzen deprimierende Lage der Kultur, so trennten sich ihre Wege in bezug auf die ersehnten ästhetischen, intellektuellen und allgemein-kulturellen Perspektiven. Beschränkt man sich auf die Malerei, so kann man vereinfachend sagen, daß sich in den letzten Jahren vor dem Kriege in Deutschland fünf Kunstrichtungen manifestierten, denen in der Kunstkritik eine mehr oder weniger dezidierte eigene Stellung in der Gesamtkultur zugesprochen wurde: akademische Kunst (oder ‚Staatskunst‘), ‚Heimatkunst‘, ‚völkische Kunst‘, Impressionismus und Expressionismus (wobei vor allem die Heimatkunst und die völkische Kunst in der bisherigen Kunstgeschichte ungenügend beachtet worden sind). Mit diesen Richtungen wurden manchmal ganz bestimmte Ideen, Hoffnungen und Ideale verbunden, die ich hier stichwortartig andeute. Von der akademischen Kunst erhoffte man sich auf Grund der überwiegend nationalen Thematik eine Stärkung des nationalen Gefühls. Anton von Werner ist hier das beste Beispiel. Die Heimatkunst (der bekannteste Vertreter dieser Richtung ist wohl Hans Thoma) sollte mittels einer Stärkung des Heimatgefühls die entfremdete Menschheit wieder in ein ‚organisches‘ Leben zurückführen. Die ‚völkischen Künstler‘ (der Begriff existierte während der Kaiserzeit übrigens noch nicht) versuchten, etwa im Sinne Richard Wagners, ihre Kunst für eine germanisch-religiöse ‚Erlösung‘ des deutschen Volkes einzusetzen. Wichtige Beispiele sind hier der ‚Tempelkünstler‘ Fidis (Hugo Höppener), Ludwig Fahrenkrog (Gründer der Germanischen Glaubensgemeinschaft) und Hermann Hendrich, der eine ‚Walpurgishalle‘, eine ‚Sagenhalle‘ und eine ‚Nibelungenhalle‘ mit Wagnerschen Themen künstlerisch ausstattete. Der deutsche Impressionismus (als wichtige Vertreter sind zu nennen: Max Liebermann, Max Slevogt und Lovis Corinth) war mit seinen vor allem maltechnischen und kunstimmanenten Bestrebungen weniger einfach in positiver Verbindung zu der Gesamtkultur zu setzen. Aber es gab Kritiker, die gerade im Impressionismus den „notwendigen Ausdruck der eigenen Zeit“ erkannten. Der Expressionismus schließlich wurde mit einer Befreiung aus oberflächlichen Lebensgewohnheiten und erstickenden Konventionen assoziiert. In einer flachen und materialistischen Zeit wurde den expressionistischen Bildern ein neuer metaphysischer Gehalt zugesprochen.

Also verteidigten die Kunstkritiker ihre favorisierten Kunstrichtungen jeweils als Bringer einer neuen, verpflichtenden Identität. Aber sie agierten auch polemisch gegen die Vertreter anderer Kunstrichtungen. So wurde die akademische Kunst öfters als ‚hohl‘ und ‚anachronistisch‘ hingestellt, die Heimatkunst als ‚literarisch‘ und provinzialistisch, die völkische Kunst wurde als ‚Germanenschwindel‘ enttarnt, die impressionistische eben als Ausdruck ihrer Zeit, nämlich als materialistisch und seelenlos dargestellt, und die expressionistische Kunst als schändliche Entartung schlechthin verworfen.

Der Streit der Kunstrichtungen, oft weniger von den betroffenen Künstlern als von den Kritikern ausgefochten, erhielt seine Brisanz durch die belastende Deutung der Kunst. Der Kunststreit selbst konnte daher als Ausdruck der allgemeinen Krise der

Kultur gedeutet werden. Das findet man z. B. in den Worten des Kunsthistorikers und damaligen Direktors der Bremer Kunsthalle Gustav Pauli: „Man wird es wieder einmal gewahr, wie merkwürdig zerrissen die künstlerische Tätigkeit unserer Zeit ist. Wann wohnten jemals so scharfe Gegensätze nebeneinander? Wohl nur in Zeiten großer kultureller Krisen. [...]“<sup>2</sup>

In dieser Aufbruchstimmung sehnten sich einige Künstler, Kunstkritiker und Kulturkritiker nach einer großen, läuternden Katastrophe. Auf das Beispiel Max Beckmann wird an anderer Stelle in diesem Band verwiesen (siehe den Beitrag von Christian Lenz). Oberschulrat Hermann Hagen feierte in seinem Kommentar zum Balkankriege 1912–1913 unverhüllt den Krieg als Ausdruck eines in Deutschland abhanden gekommenen Bewußtseins der eigenen Identität: „So betäubend der Balkankrieg an sich ist, es war doch ein Genuß, wieder einmal ‚Völker‘ zu sehen. Halbasiaten, halbe Barbaren nennt man sie gewiß nicht mit Unrecht. Sie morden und brennen. Aber um ihr Volksbewußtsein dürfen wir sie beneiden.“<sup>3</sup> Der Publizist Hugo Eick stellte sich einen rücksichtslos regierenden Kaiser vor, der die kranke, von intellektuellen und ästhetischen Theorien ausgehöhlte deutsche Kultur mit Blut und Eisen heilen würde. In bezug auf Meier-Graefes Polemik gegen den Maler Arnold Böcklin ruft dieser von Eick imaginierte Kaiser seinem Volk zu: „Ihr habt zu viel Zeit und Langeweile und zankt euch tagelang, ob Meier-Graefe oder Böcklin das Rechte sei. [...] Hinaus mit euch in Wetter und Blitz, vor die Mündungen der Gewehre!“<sup>4</sup>

Die Stimmung der Zeit wurde in vielen Werken expressionistischer Künstler zum Ausdruck gebracht. Ludwig Meidner malte und zeichnete zwischen 1911 und 1914 seine „apokalyptischen Visionen“: belagerte und brennende Städte, Barrikadenkämpfe und aus den Fugen geratene Landschaften. Auch bei ‚konservativeren‘ Künstlern sind in diesen Jahren Themen wie ‚Streit‘ und ‚Krieg‘ in erhöhtem Maß anzutreffen.

Der Kriegsausbruch August 1914 wurde bekanntlich von der übergroßen Mehrheit der bildenden Künstler, Kunstkritiker und Kulturkritiker als Segen gefeiert. Man fühlte sich, wie Adolf Teutenberg es ausdrückte, mitgerissen von einem brausenden Strom, „der uns hochhebt, der uns nur noch die allen gemeinsame Sache fühlen macht, der alle trennenden Schranken aufhebt und uns in ein Volk von Brüdern verwandelt“<sup>5</sup>. Vor allem wurde der Krieg als Abrechnung mit der Kultur der Vergangenheit begrüßt, so z. B. von Franz Marc: „Das Volk hat Instinkt. Es weiß, daß der Krieg es reinigen wird. Um Reinigung wird der Krieg geführt und das kranke Blut vergossen.“<sup>6</sup> Gerade die Künstler und Kunstkritiker die sich immer modern und fortschrittlich präsentiert hatten, betonten jetzt oft sehr nachdrücklich ihre nationale Begeiste-

<sup>2</sup> *Gustav Pauli*, Die Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes in Bremen, in: *Kunst und Künstler* 10 (1911–12) 411.

<sup>3</sup> *Hermann Hagen*, Unsre Majestät, das Volk!, in: *Der Kunstwart und Kulturwart* 26 (1912–13) 74.

<sup>4</sup> *Hugo Eick*, Macte Imperator!, in: *Der Türmer* 13 (1910–11) 213.

<sup>5</sup> *Adolf Teutenberg*, Vom Glück der Gewißheit, in: *Der Kunstwart und Kulturwart* 28 (1914–15) 100.

<sup>6</sup> *Franz Marc*, Das geheime Europa, in: *ders.*, Schriften, hrsg. von *Klaus Lankheit* (Köln 1978) 164. Dieser Aufsatz, geschrieben während des Frontdienstes in Hageville, November 1914, wurde zuerst veröffentlicht im *Forum* 1 (1914–15) 632–638.

rung, manchmal bis zur Vergangenheitsverleugnung. Die äußere Not, der politische Burgfrieden und das gemeinsame Kriegsziel prägten für einen Moment das Bild einer allen gemeinsamen deutschen Kultur, die durch Opfer und Tat den Materialismus und seinen Begleiterscheinungen endlich los geworden war.

Die Kriegsbegeisterung äußerte sich aber bei den einzelnen Künstlern und Kritikern unterschiedlich. Es gab solche, die für eine Weltmachtstellung wenigstens der deutschen Kultur kämpften, solche, die in den Krieg eine religiöse oder sonstige metaphysische Bedeutung hineinprojizierten, solche, die, wie Franz Marc, den Krieg als Genesung von einer tief erkrankten Gesellschaft empfanden, und solche, die im Krieg vor allem eine Erhöhung der Lebensintensität feierten. Tiefgreifender als diese Unterschiede, war die Tatsache, daß hinter der Fassade der Einmütigkeit die alten Unterschiede, was die intellektuellen und künstlerischen Überzeugungen anbetrifft, durchaus weiterexistierten. In gewisser Hinsicht hatten sich die Unterschiede noch verschärft, da jeder meinte, es würde gerade für seine Kunst und für seine Ideale gekämpft. Karl Scheffler, Redakteur der Zeitschrift *Kunst und Künstler*, äußerte sich direkt nach Kriegsausbruch: „Es ist in diesen Blättern schon des öfteren angedeutet worden, daß es wahrscheinlich die Aufgabe Deutschlands sein wird, die Kunst des Impressionismus fortzuentwickeln. Der Krieg kann diese Aufgabe gewaltig fördern.“<sup>7</sup> Der Kritiker Fritz Max Cahén meinte aber: „Dieser Kampf wird [...] um den deutschen Expressionismus inbrünstiger gekämpft, als um den Mord in Sarajewo und um die Neutralität Belgiens.“<sup>8</sup>

Mit dem Ausbleiben des erhofften schnellen Sieges und der Konfrontation mit einem beispiellosen Massenvernichtungskrieg wurde man sich der gegenseitigen Unterschiede immer stärker bewußt. Ein Teil vor allem der ‚fortschrittlicheren‘ bildenden Künstler und Kunstkritiker zog sich enttäuscht oder verbittert aus den öffentlichen Debatten zurück. Für sie wurde die Periode der Kriegsbegeisterung nachträglich zum bösen Traum. In Dezember 1914 hat Paul Westheim in der Zeitschrift „Die Kunst für Alle“ geschrieben: „Aus diesem Weltbrand, der jetzt Europa durchflammt, muß sich auch die deutsche Kunst entzünden. Muß! Muß! [...] Der deutschen Kunst fällt nun die Aufgabe zu, Taten machtvoll männlich zu verherrlichen, wie sie seit Menschengedenken nicht mehr erhört waren.“<sup>9</sup> In der gleichen Zeitschrift meinte er ein Jahr später: „Das Unsagbare dieser Zeit lastet auf uns allen. Es ist eine [...] im tiefsten Wesen unproduktive Zeit. Und gar keine Zeit für die Kunst. [...] Wahrlich, Krieg ist nicht das Element des Künstlers.“<sup>10</sup> Ein anderer Teil der ‚fortschrittlichen‘ Künstler und Kritiker versuchte immer verkrampfter, seine Ideen von 1914 beizubehalten. In einem Vortrag anlässlich des Geburtstags des Kaisers am 27. Januar 1916 äußerte sich der Hamburger Kunsthistoriker Wilhelm Niemeyer: „Jenseits allen bedingten geschichtlichen Daseins erschauten wir [...] unser Volk als einen ewigen Trieb der Erde,

<sup>7</sup> Karl Scheffler, Der Krieg, in: *Kunst und Künstler* 13 (1914–15) 3.

<sup>8</sup> Fritz Max Cahén, Die neue Kunst und der Krieg, in: *Vossische Zeitung* 30. 12. 1914. Zitiert in Wilhelm von Bode, Hoffnungen und Aussichten für die deutsche Kunst nach dem Kriege, in: *Die Kunst für Alle* 30 (1914–15) 332.

<sup>9</sup> Paul Westheim, Im bunten Rock, in: *Die Kunst für Alle* 30 (1914–15) 81.

<sup>10</sup> Paul Westheim, Brief an einen jungen Künstler, in: *Die Kunst für Alle* 31 (1915–16) 131.

als einen uranfänglichen großen Gedanken Gottes. Und dies Bewußtsein unseres überzeitlichen Daseins als Volk in Gott ward unserer Seele Berauschung aus mystischer Trunkenheit.“<sup>11</sup>

Unter den konservativeren Künstlern und Kritikern wurde im Laufe des Krieges immer zwingender die Schuldfrage für die gespannte Lage aufgeworfen. Der Kunstdirektor der ausgesprochen konservativen Zeitschrift „Der Türmer“, Karl Storck, witterte 1915 Zusammenhänge zwischen moderner Kunst und Judentum als zwei für die idealistische Kultur verhängnisvolle Fremdkörper im Deutschen Reich und beteuerte: „Nichts ist ermüdender und unerquicklicher, als dieser Schützengrabenkrieg gegen [...] die heimliche und darum doppelt unheimliche Miniarbeit volksfeindlicher Kräfte, die sich als solche niemals bekennen, oft genug sich auch nicht als solche fühlen mögen. Aber ich bin der Überzeugung, daß die Zeit gekommen ist, wo es für jeden guten Deutschen zur Pflicht geworden ist, jede schwächliche Duldung in allen Angelegenheiten des Volkstums abzulegen und rücksichtslos alle Schädlinge auszurotten.“<sup>12</sup> Diese Art des Argumentierens war natürlich nicht neu, aber sie erfuhr im Laufe des Krieges eine enorme Zuspitzung.

In dem ungeheuren Spannungsfeld zwischen den ins Grenzenlose gesteigerten Ansprüchen deutscher Künstler und Intellektueller und den unbeschreiblichen Schrecknissen der Kriegsrealität entstand 1916 die Dada-Bewegung, Ausdruck der Pleite (so auch der Titel einer Dada-Zeitschrift) traditioneller Begriffe und Überzeugungen. Alle ‚bürgerlichen‘ Werte, die mit dem Krieg und seinen intellektuellen Begründungen assoziiert werden konnten – z. B. Kunst, Kultur, Geist, Nationalstaat, Ernst – wurden von den Dadaisten radikal relativiert oder ins Lächerliche gezogen. Es ist vielleicht kein Zufall, daß die Entstehung Dadas zeitlich ungefähr übereinstimmte mit den Ausführungen des Psychiaters Dr. Fuchs im April 1916: „Nun wird niemand mehr der logischen Folgerung ausweichen können, daß der Friede eine Katastrophe wäre, daß die einzige Möglichkeit der Krieg bleibt. Der Krieg, bisher Reaktion auf Reiz, Ehrensache, Mittel zum Zweck, von jetzt an wird er Selbstzweck! [...] Die ganze Nation wird wie ein Mann den ewigen Krieg fordern.“<sup>13</sup> Dr. Fuchs und die Dadaisten scheinen in ihrer jeweiligen ultimativ nihilistischen Konsequenz zwei Seiten der gleichen Medaille zu bilden. Hier wurde nicht nur mit der Kultur der Vorkriegszeit abgerechnet, sondern auch mit den ‚Ideen von 1914‘.

Diese nihilistische Tendenz wurde aber niemals vorherrschend in der deutschen Kunstwelt. Auch nach dem Waffenstillstand vom November 1918 würde sich unter Künstlern und Kritikern zur rechten und zur linken Seite noch ein Verlangen nach einer von der Kunst getragenen ‚organisch-kollektiven‘ Gemeinschaft mit höheren Idealen manifestieren. Einem solchen Verlangen begegnet man sowohl im Grün-

<sup>11</sup> *Wilhelm Niemeyer*, Die Kaisergestalt im Volkskriegsgefühl, Rede für die Feier des Geburtstags des Kaisers in der Kunstgewerbeschule zu Hamburg im Kriegsjahr 1916 (Hamburg 1916) ohne Seitenangabe.

<sup>12</sup> *Karl Storck*, Kampf hinter der Front. Kriegsaufsätze für Deutschland in Leben und Kunst (Stuttgart 1915) 5f.

<sup>13</sup> *W. Fuchs*, Kriegspsychologie, in: Münchener Medizinische Wochenschrift 18. 4. 1916, zitiert in: Die Aktion 6 (1916) 311f.

dungsmanifest des Bauhauses von Walter Gropius als in Fidus' Nachkriegsaufsätzen über Tempelkunst. Nach dem Krieg beanspruchte die Kunst immer noch einen Freiraum jenseits der politischen Realität, von dem aus die Kultur gelenkt und ‚geheilt‘ werden könnte.

*Christian Lenz*

## Kirchner – Meidner – Beckmann Drei deutsche Künstler im Ersten Weltkrieg

Ernst Ludwig Kirchner

„Mein Militärverhältnis ist leider ungedienter Landsturm [...] es ist aber doch immer schöner, mit unseren Elitetruppen zu ziehen als dann als Landsturmkrüppel irgendwo Schützengräben zu bauen. Die Leute sind wundervoll freie Menschen, wenn sie zurückkommen“: So hat Ernst Ludwig Kirchner am 28. Dezember 1914 an Gustav Schiefler geschrieben<sup>1</sup>.

Doch seine Hoffnung sollte sich in doppelter Hinsicht nicht erfüllen: Erstens ist er mit dem Hauptgeschehen gar nicht in Berührung gekommen, und zweitens verwandelte sich sein Enthusiasmus bald ins Gegenteil. Nachdem sich der Künstler nach Ausbruch des Krieges als „unfreiwillig Freiwilliger“<sup>2</sup>, als Fahrer in einem Artillerieregiment gemeldet hatte, wurde er im Frühjahr 1915 als Rekrut zur Feldartillerie in Halle einberufen. Wegen seiner körperlichen Schwäche und den damit verbundenen auch seelischen Qualen, wurde er jedoch im September schon beurlaubt. Von da an leistete er keinen Militärdienst mehr. Wie sehr ihn dieser mitgenommen hatte, läßt ein Brief an Schiefler vom 15. Dezember desselben Jahres erkennen, worin Kirchner schreibt, daß er „zuletzt ziemlich irrsinnig war“ und daß er die „Uniformangst“ noch immer nicht los sei<sup>3</sup>.

Ansonsten gibt es nicht viele schriftliche Äußerungen Kirchners über den Krieg. In weiteren Briefen an Schiefler schreibt er über gefallene Freunde: „So geht alles weg, und der furchtbare Krieg nimmt kein Ende. Und wenn man mit sehenden Augen in diese Welt schaut, so muß man fragen, warum, warum; wo doch immer Kampf da ist und war, wozu noch diese grausame Brutalität?“ (17. August 1916)<sup>4</sup>; wenige Monate später meint er: „Schwerer als alles andere lastet der Druck des Krieges und die überhandnehmende Oberflächlichkeit. Ich habe immer den Eindruck eines blutigen Kar-

<sup>1</sup> Ernst Ludwig Kirchner, Gustav Schiefler, Briefwechsel 1910–1935/1938, bearbeitet von Wolfgang Henze, in Verbindung mit Annemarie Dube-Heynig und Magdalena Kraemer-Noble (Stuttgart, Zürich 1990) 68, im folgenden zitiert: Kirchner, Schiefler, Briefwechsel.

<sup>2</sup> Ernst Ludwig Kirchner, Die Arbeit Ernst Ludwig Kirchners. Manuskript, zitiert nach: Donald E. Gordon, Ernst Ludwig Kirchner (München 1968) 24.

<sup>3</sup> Kirchner, Schiefler, Briefwechsel, 73.

<sup>4</sup> Ebd. 80.

nevals. Wie soll das alles enden? Man fühlt, daß die Entscheidung in der Luft liegt, und alles geht drunter und drüber“ (12. November 1916)<sup>5</sup>.

Nach dem Krieg ist Kirchner skeptisch bzw. sehr verhalten optimistisch: „Viele junge Menschen erwarten viel von der neuen Zeit. Es wird aber wohl nicht so sehr anders werden als sonst, die geistige Entwicklung geht hoffentlich weiter, nötig wäre es und dazu ist der Friede wohl das beste.“ (8. Januar 1919 an Carl Hagemann)<sup>6</sup>.

Die kurze, wenn auch persönlich schmerzliche Berührung mit dem Militärdienst und die Ferne von der Front haben nur eine kleine Gruppe von entsprechenden Werken entstehen lassen wie etwa den Holzschnitt „Artilleriesreitplatz“ (D 270, 1915) und die Gemälde „Husarenritt“ (G 432), „Reitende Artilleristen“ (G 433) und „Das Soldatenbad“ (G 434). Hierbei handelt es sich eigentlich um Genreszenen, unter denen „Das Soldatenbad“ (Abb. 1) insofern herausragt, als die gelbe Masse der nackten anonymen Leiber den Verlust der Individualität anschaulich zu machen vermag und als der kastenförmige Raum, der Aufsicht führende Unteroffizier, die metallische Röhre des Ofens und die harten Strahlen der Duschen das Zwanghafte des Geschehens zum Ausdruck bringen, selbst wenn die Anteilnahme des Betrachters durch die gleichartigen Körper, Haltungen und Gebärden, mehr noch: durch gleichartige undifferenzierte Gesichter ihre Grenzen hat.

Das spektakulärste Werk in diesem Zusammenhang ist aber das Gemälde „Selbstbildnis als Soldat“ (G 435, Abb. 2), entstanden wie alle anderen Werke der Gruppe 1915. Spektakulär ist das Bild deshalb, weil Kirchner sich hier als Soldat, als Maler und als Mann dargestellt und in der abgehackten Hand doch auch die dreifach wirksame Amputation ebenso demonstrativ wie deren Ursache (die Uniform) zeigt. Die Mitleid heischende Darstellung kann bei einem denkenden Betrachter wiederum nur begrenzte Wirkung haben. Abgesehen vom Wissen darum, daß Kirchner nicht eigentlich der Gefahr ausgesetzt war, verhindern das die Widersprüche dazu, die in dem unindividuellen Gesicht und der lässig im Mundwinkel gehaltenen Zigarette liegen, letztere Zeichen einer gewissen, hier unangebrachten Überlegenheit.

Nachdem Kirchner einige Zeit nach seiner Beurlaubung vom Militärdienst im Jahre 1916 Sanatorien in Deutschland aufgesucht hatte, übersiedelte er 1917 zu demselben Zwecke in die Schweiz. Eine heimliche Hungerkur, die zur völligen Abmagerung führte, diente – mit Erfolg – dazu, als untauglich nicht mehr einberufen zu werden.

## Ludwig Meidner

Ludwig Meidner hat vom Sommer 1916 bis Juli 1918 Militärdienst geleistet, aber auch er war nicht an der Front. Zuerst ausgebildet als Infanterist, wurde er später fünfzehn Monate Dolmetscher für französische Kriegsgefangene im Lager Merzdorf bei Cottbus. Anschließend wurde er krank. Im Kriegsgefangenenlager zeichnete er „Menschengesichter, tief zerfressen von Sehnsüchten. Von Hunger und Kränklichkeit. Zernagte, gedemütigt und bespien von Menschenbrüdern. Menschenantlitze mit Slaven-

<sup>5</sup> Ebd. 83.

<sup>6</sup> Unveröffentlicht.

Nasen bleckend. Schiefe, sengende Augen-Fratzen. Immer lauende Mäuler. Rasierte, zerfetzte Schädel voll Zweideutigkeit und Verrücktheit in den Wangen. Da flammt auf einer Maske Güte auf und gottseliges Lächeln. Da gehen zarte Händedrucke um. Und manche sind versunken in ihr Nichts und ferne Heimatlieder.<sup>7</sup>

Auch wenn solche expressionistische Sprache (Meidner war ja auch Dichter) ungenau und widersprüchlich ist und sich um der Wirkung willen gleichsam selbst forciert, lassen doch Bildniszeichnungen während des Militärdienstes bei aller Verve ein hohes Maß physisch-psychischer Differenziertheit erkennen, erreicht durch den sehr phantasiereichen Wechsel von einzelnen Linien und Strichbündeln, die in Hell und Dunkel, Vor und Zurück reiche plastische Formen entstehen lassen, innerhalb derer die Augen, der Mund, die Hände noch in besonderer, individueller Weise Ausdruck haben (Abb. 3).

Meidner hat sich jedoch wesentlich früher der Kriegsthematik gewidmet, schon bevor der Krieg ausbrach. 1911 hatte er unter dem Einfluß von Goyas Graphik einerseits, angeregt vielleicht auch von Georg Heyms Gedicht „Der Krieg“ (1911) andererseits, seine „Schrecken des Krieges“ (Abb. 4) geschaffen. Daran angeschlossen haben sich die Versionen der „Apokalyptischen Landschaften“ (Abb. 5), die 1912 einsetzen und in denen sich wiederum mehrere Anregungen bemerkbar machen, die Eliel 1990 aufgezeigt hat<sup>8</sup>.

Der Anstoß zu der apokalyptischen Thematik, innerhalb derer der Weltuntergang als Untergang einer neuzeitlichen Stadt erscheint, ist von Max Beckmanns Gemälde „Szene aus dem Untergang von Messina“ (1909) ausgegangen. Beckmann hat sich damit auf das Erdbeben vom 28. Dezember 1908 und die Zeitungsberichte darüber bezogen, in denen von der Zerstörung der Stadt und dem bestialischen Treiben freigekommener Häftlinge berichtet wurde. „Vielleicht bekomme ich etwas hinein von dem atemlosen Entsetzen, der grauenhaften Schönheit des Sujets“, schreibt Beckmann im Tagebuch während der Arbeit an dem Messina-Bild.

Weitere Anregung für seine „Apokalyptischen Landschaften“ hat Meidner u. a. von Dürers Holzschnitten der „Apokalypse“, von Werken van Goghs, von Bildern Delaunays und von denen der italienischen Futuristen erhalten. Die Futuristen hatten in Weiterentwicklung des kubistischen Bildgefüges und im Anschluß an die Bewegtheit buntfarbiger Formen Delaunays das moderne Leben als ein von Technik und Rasanzen bestimmtes optimistisch thematisiert und entsprechend Kräfte wie Bewegung, bis hin zur höchsten Geschwindigkeit darzustellen gesucht. Werke der Futuristen waren April/Mai 1912 in der Galerie „Der Sturm“ in Berlin ausgestellt, und Formulierungen

<sup>7</sup> Ludwig Meidner, Septemberschrei (Berlin 1918), zitiert nach Thomas Grochowiak, Ludwig Meidner (Recklinghausen 1966) 114.

<sup>8</sup> Ludwig Meidner. Apokalyptische Landschaften, hrsg. v. Carol S. Eliel, mit Beiträgen von Carol S. Eliel u. Eberhard Roters (Ausst. Kat. Berlin 1990). Vgl. zu dieser Thematik außerdem: Angelika Schmid, Die sogenannten ‚Apokalyptischen Landschaften‘ (1912–1916) und Susanne Thesing, ‚Krieg‘ – Ein graphischer Zyklus von Ludwig Meidner, beide in: Gerda Breuer, Ines Wagemann, Ludwig Meidner. Zeichner, Maler, Literat 1884–1966, Bd. 1 (Ausst. Kat. Darmstadt 1991) 84–95, 96–105; im folgenden zitiert: Ausst. Kat. (Darmstadt 1991).

<sup>9</sup> Max Beckmann, Leben in Berlin. Tagebuch 1908–1909, kommentiert und herausgegeben von Hans Kinkel (München, Zürich 1984) 31 f.

ihrer Manifeste kehren sinngemäß in Meidners „Anleitung zum Malen von Großstadt-bildern“ (1914) wieder.

Die futuristischen Anregungen sind auch bei den Lichtdrucken der Mappe „Krieg“ (Abb. 6) deutlich, deren Zeichnungen – ohne jede Kriegserfahrung – Meidner im September 1914 in Dresden nach dem Tode seines kriegsbegeisterten Dichterfreundes Ernst Wilhelm Lotz geschaffen hat. Ein Jahr später sollte die Folge um Darstellungen mit politischen Akzenten zu einem Zyklus „Europa 1914/15“ erweitert werden. Aus dem Plan wurde nichts. Vielleicht lag der Grund darin, daß Meidners frühe starke Religiosität wieder auflebte, aus der heraus er 1915/1916 in Berlin „50 religiöse Kompositionen“ schuf, meist Zeichnungen einzelner Propheten (Abb. 7) und Sibyllen, die er zum Teil als Illustrationen für seine Schrift „Im Nacken das Sternemeer“ von 1918 verwendete. „Bin voller heiliger Stimmungen und trage mit mir heroische, bewegte Bibelgestalten herum“<sup>10</sup>, hält Meidner im Dezember 1915 im Tagebuch fest.

## Max Beckmann

Max Beckmann ist der einzige von den drei Künstlern, der nicht nur Militärdienst geleistet hat, sondern der mit dem Krieg in seinen verschiedensten und schlimmsten Formen, im Lazarett und an der Front, unmittelbar in Berührung gekommen ist. Zuerst als freiwilliger Krankenpfleger in Ostpreußen, seit Anfang des Jahres 1915 in Belgien, hat Beckmann zahlreiche Werke, vor allem Zeichnungen, zunehmend auch Radierungen geschaffen, in denen er seine Eindrücke und Erkenntnisse gestaltet hat. In den „Briefen aus dem Kriege“ an seine Frau, 1915 in der Zeitschrift „Kunst und Künstler“, 1916 als Buch veröffentlicht, schildert er darüberhinaus in höchst eindringlicher, anschaulicher Sprache sein Leben in dieser Zeit<sup>11</sup>.

In „Kunst und Künstler“ sind auch sieben Zeichnungen von Beckmann zu Mitteilungen Berliner Tageszeitungen über die erste Kriegswoche in Berlin erschienen. Beckmanns Einstellung zum Kriege macht gleich die erste Zeichnung deutlich, auf der ein muskelbepackter Mars die Sandalen schnürt und als grinsender Totenschädel zu der kauern Gestalt einer Frau blickt, die klagend das Gesicht in den Händen birgt (Abb. 8). Auch mit der Radierung „Die Kriegserklärung“ (Abb. 9) ist der Ernst der Situation dargestellt, vor allem in dem Gesicht des Künstlers selbst rechts unten und in dem der beiden Frauen oben links, von denen die jüngere mit aufgerissenen Augen entsetzt blickt, die ältere aber sorgenvoll, wissend und gefaßt<sup>12</sup>.

<sup>10</sup> Vgl. dazu *Renate Ulmer*, „Bin voller heiliger Stimmungen und trage mit mir heroische, bewegte Bibelgestalten herum...“. Religiöse Kompositionen im Werk Ludwig Meidners, in: *Ausst.Kat.* (Darmstadt 1991) 106–117.

<sup>11</sup> Vgl. auch *Christian Lenz*, „Ich habe gezeichnet, das sichert einen gegen Tod und Gefahr“. Max Beckmann im Ersten Weltkrieg, in: *Gedanken zur Handzeichnung*. Günter Busch zum 75. Geburtstag (Bremen 1992) 46–53.

<sup>12</sup> Vgl. *Christian Lenz*, Beckmanns Radierung „Die Kriegserklärung“, in: *Alfred Hrdlicka. Texte und Bilder zum 60. Geburtstag des Bildhauers Alfred Hrdlicka*, hrsg. v. *Ulrike Jenni* und *Theodor Scheufele* (Gräfelfing 1988) 143 ff.



△  
 Abb. 1 Ernst Ludwig Kirchner, Das Soldatenbad 1915, The Museum of Modern Art, New York. © Ingeborg & Dr. Wolfgang Henze-Ketterer, Wichtrach/Bern.

▷  
 Abb. 2 Ernst Ludwig Kirchner, Selbstbildnis als Soldat 1915, Allen Memorial Art Museum, Oberlin College, Ohio. © Ingeborg & Dr. Wolfgang Henze-Ketterer, Wichtrach/Bern.





Abb.3 Ludwig Meidner, Soldat 1916, nach Grochowiak 1966, S. 113. © Ludwig Meidner-Archiv, Jüdisches Museum Frankfurt am Main.



Abb.4 Ludwig Meidner, Schrecken des Krieges 1911, Skulpturenmuseum Glaskasten, Marl.  
© Ludwig Meidner-Archiv, Jüdisches Museum Frankfurt am Main.

Abb.5 Ludwig Meidner, Apokalyptische Landschaft 1912/1913, Staatsgalerie Stuttgart.  
© Ludwig Meidner-Archiv, Jüdisches Museum Frankfurt am Main.





Abb. 7

Abb. 8 ▷



Die erste Kriegswuche  
in Berlin

Jüdisches Museum Frankfurt am Main.

Abb.7 Ludwig Meidner, Prophet 1918, aus „Im Nacken das Sternemeer“. © Ludwig Meidner-Archiv, Jüdisches Museum, Frankfurt am Main.

Abb.8 Max Beckmann, Aufbrechender Mars und trauernde Frau 1914, verschollen.  
© VG Bild-Kunst, Bonn 1994.



Abb.9 Max Beckmann, Die Kriegserklärung 1914. © VG Bild-Kunst, Bonn 1994.

Abb.10 Max Beckmann, Toter Russe 1914, Privatbesitz. © VG Bild-Kunst, Bonn 1994.



Abb.11 Max Beckmann, Selbstporträt bei Zeichnen 1915, Staatsgalerie Stuttgart. © VG Bild-Kunst, Bonn 1994.





Abb.12 Max Beckmann, Die Granate 1914. © VG Bild-Kunst, Bonn 1994.



Abb. 13 Max Beckmann, Auferstehung 1914, Privatbesitz. © VG Bild-Kunst, Bonn 1994.

Abb. 14 Max Beckmann, Spielende Kinder 1918. © VG Bild-Kunst, Bonn 1994.





Abb.15 Max Beckmann, Die Familie 1919, aus der Mappe „Die Hölle“. © VG Bild-Kunst, Bonn 1994.

Beckmann stand jedoch dem Krieg nicht durchgehend kritisch gegenüber und ist zeitweise nicht ganz frei von Patriotismus gewesen. Noch von Courtray schreibt er im Februar 1915: „Es ist imponierend, wenn man sieht, was unser Land leistet, wie es sich mit Elementarkraft ausbreitet wie ein Fluß, der über seine Ufer tritt.“<sup>13</sup> Nimmt man noch eine begeisterte Äußerung über Hindenburg hinzu (18. September 1914)<sup>14</sup> und die in einem Brief an Piper zum Ausdruck gebrachte Hoffnung, „daß wir siegen“ (15. August 1914)<sup>15</sup>, so hat man aber auch schon alle derartigen Bemerkungen der „Briefe im Kriege“. Die Werke zeigen gar nichts davon. Sie belegen aber, in welcher Hinsicht der Krieg für Max Beckmann wichtig gewesen ist: als gesteigertes Leben und zunehmend als Apokalypse. Ersteres zeigt sich vor allem in den zahlreichen Menschendarstellungen, hauptsächlich der Bildnisse, der Selbstbildnisse und der Szenen aus dem Lazarett, letzteres, das mit dem Schlachtengeschehen wie den Weltuntergangsträumen Beckmanns zusammenhängt, deutet sich in einigen der Landschaften an.

Von nichts ist in den Briefen so häufig die Rede wie vom Erleben. Kurz nach der Ankuft in Ostpreußen heißt es: „Ich hoffe noch viel zu erleben und bin froh.“<sup>16</sup> Auch später äußert Beckmann mehrfach mit Begeisterung, wieviel er nun gegenüber der Vorkriegszeit erlebe. „Ach, das ist wieder einmal Leben!“ heißt es unter dem 2. März 1915<sup>17</sup>. In diesem wie in ähnlichen Fällen meint er aber gar nicht immer das eigentliche Kriegsgeschehen, die großen Ereignisse der Schlacht, sondern häufig die reiche Menschlichkeit, die ihm begegnet: „Sehr interessant ist unser gemeinsames Essen in einem großen Küchenraum, einer Art Refektorium, wo ich mit zirka dreißig Mann im Drilllichanzug zusammen esse. Es sind wunderbare Menschen und Gesichter darunter. Viele, die ich liebe und die ich alle zeichnen werde. Grobe, knochige Gesichter mit intelligentem Ausdruck und schönen primitiven unmittelbaren Ansichten. Riesige Soldatenköche, plump und schwer. Maskenhafte, sinnlos witzige, dauernd schwatzende neben grotesk humoristischen, wirklich witzigen. Leute mit dicken Köpfen und schwarzen, wilden Brauen, neben gutmütig lächelnden, enorm fressenden Existenzen.“<sup>18</sup> An anderer Stelle bekennt er in diesem Zusammenhang: „Wundervoll ist mir immer das Zusammenkommen mit Menschen. Ich habe eine wahnsinnige Passion für diese Spezies“ (16. März 1915)<sup>19</sup>.

Sein Verhältnis zum Kriege sieht er so: „Es handelt sich ja nicht darum, daß ich gewissermaßen als Historiker diese Angelegenheit mitmache, sondern, daß ich mich selbst in dieser Sache einlebe, die an sich eine Erscheinungsform des Lebens ist, wie Krankheit, Liebe oder Wollust. Und genau so, wie ich ungewollt und gewollt der Angst der Krankheit und der Wollust, Liebe und Haß bis zu ihren äußersten Grenzen

<sup>13</sup> *Max Beckmann, Briefe*, hrsg. v. Klaus Gallwitz, Uwe M. Schneede u. Stephan von Wiese unter Mitarbeit von Barbara Golz, Bd. I: 1899–1925, bearb. v. Uwe M. Schneede (München, Zürich 1993) 102; im folgenden zitiert: *Beckmann, Briefe*, Bd. 1.

<sup>14</sup> *Beckmann, Briefe*, Bd. 1, 94.

<sup>15</sup> Ebd. 91.

<sup>16</sup> Ebd. 91.

<sup>17</sup> Ebd. 103.

<sup>18</sup> Ebd. 102 f.

<sup>19</sup> Ebd. 106 f.

nachgehe – nun, so versuche ich es eben jetzt mit dem Kriege. Alles ist Leben, wunderbar abwechslungsreich und überreich an Einfällen. Überall finde ich tiefe Linien der Schönheit im Leiden und Ertragen dieses schaurigen Schicksals“ (24. Mai 1915)<sup>20</sup>. Wie das Leben seine gewöhnlichen, schrecklichen, aber auch humorvollen, seine schönen und grandiosen Seiten hat, so auch der Krieg, nur daß im Kriege alles stärker war und intensivere Erlebnisse mit sich brachte. Max Beckmann erlebte dementsprechend jetzt auch eine Art der Schönheit, die ihm sonst kaum begegnet war, weil diese Schönheit sich erst im Leiden, insbesondere im Übergang zum Tode zeigte. „Fabelhafte Sachen sah ich. In dem halbdunklen Unterstand halbentkleidete, blutüberströmte Männer, denen die weißen Verbände angelegt wurden. Groß und schmerzlich im Ausdruck. Neue Vorstellungen von Geißelungen Christi“ (4. Mai 1915)<sup>21</sup> oder: „Heute früh war ich an der staubigen, weißgrauen Front und sah wunderbare verzauberte und glühende Dinge. Brennendes Schwarz, wie goldenes Grauviolett zu zerstörtem Lehmgelb, und fahlen, staubigen Himmel und halb und ganz nackte Menschen mit Waffen und Verbänden. Alles aufgelöst. Taumelnde Schatten. Prachtvoll rosa und aschfarbene Glieder mit dem schmutzigen Weiß der Verbände und dem düstern, schweren Ausdruck des Leides“ (8. Juni 1915)<sup>22</sup>.

Ob Beckmann auf diese Weise die Verwundeten der Schlacht schildert oder ergriffen von der „Gebärde des Leides“ bei einem alten, langsam sterbenden Belgier schreibt, den er wegen dieses erhabenen Ausdrucks immer wieder aufsucht – stets verwandelt sich für ihn Leid und Tod in Schönheit. Das zeigt ganz unmittelbar die Zeichnung „Toter Russe“ (Abb. 10). Das Leid und der Tod erschüttern ihn; etliche Briefe lassen sein Mit-Leiden erkennen. Zu höchster Ergriffenheit steigern sich die Worte jedoch dann, wenn Leid und Tod als Schönheit wahrgenommen werden. Die Menschen, die Beckmann so schildert, haben eine neue Bestimmung ihres Daseins. Zu Tode getroffen, werden aus ihnen schicksalhafte Figuren, die eine ganz eigene Würde haben.

Das Leben, ausdrücklich nicht der Krieg, wird von Beckmann als miese Sache bezeichnet, und gerade der Krieg ist es, der für ihn diese miese Sache noch in „so eine Art Genuß“ verwandelt (12. April 1915)<sup>23</sup>, durch den seine Kunst zu fressen kriegt, wie er schreibt (18. April 1915)<sup>24</sup>. So hat denn der Künstler auch die Menschen in höchst differenzierter Weise dargestellt, sei es zu Beginn noch mittels eines vielfältigen, reichen Lineaments von Strichen und Strichlagen, von kleinteiliger Modellierung in Licht und Schatten wie etwa den „Landsturmmann Ernst Pflanz“, sei es später karger, wie im „Selbstporträt beim Zeichnen“ (Abb. 11).

Dieses Selbstbildnis bringt im Blick auf den Betrachter, in der zeichnenden Hand und vor allem in der auf das Werk zeigenden anderen Hand unmittelbar zum Ausdruck, als was sich Max Beckmann damals verstanden hat, nämlich als einen *Bezeugenden*. Er hat die Menschen im Kriege bezeugt, sei es ganz für sich, also im Porträt, sei es

<sup>20</sup> Ebd. 136 f.

<sup>21</sup> Ebd. 128.

<sup>22</sup> Ebd. 140.

<sup>23</sup> Ebd. 116.

<sup>24</sup> Ebd. 118.

im Lazarett, und er hat in Darstellungen wie der „Granate“ (Abb. 12) oder einiger Landschaften den Krieg als Weltuntergang bezeugt. Ein den Weltuntergang Bezeugender hat sich bereits Johannes genannt, und so verwundert es nicht, daß sich Beckmann später, 1941/1942, in seinen Illustrationen zur „Apokalypse“ ausdrücklich als Johannes dargestellt hat, wie er sich auch in den Entwürfen zur „Auferstehung“ 1914 mit dem hochgestreckten Arm als ein solcher gemeint hat (Abb. 13).

Der Zeige-Gestus ist dementsprechend auch aus der älteren Tradition bekannt, insbesondere von Kreuzigungsdarstellungen, bei denen Johannes (vgl. Isenheimer Altar), aber auch Longinus auf Christus zeigen. Zu einer Art Christusfigur hat Beckmann den Soldaten mit den ausgebreiteten Armen hinter dem Zeigend-Bezeugenden in der Radierung „Die Granate“ gemacht. Ob in dem Soldaten vorne nicht nur Johannes allein, sondern mit ihm verschmolzen auch der Hauptmann assoziiert ist, worauf Uniform und Lanze schließen ließen, muß dahingestellt bleiben.

Offenbar hat Max Beckmann den Krieg jedoch nicht ausgehalten. Ein physischer und psychischer Zusammenbruch, wohl Ende des Sommers 1915, ist zwar nur unzulänglich belegt, doch wurde Beckmann im Oktober beurlaubt und siedelte nach Frankfurt über. Reflexe des Krieges finden sich in seinem Werk in den Jahren 1918 und 1919, in der Radierung „Spielende Kinder“ (Abb. 14), die auf Pieter Brueghels „Kinderspiele“ zurückgeht, in der Lithographie „Die Familie“ (aus der „Hölle“) und in der Zeichnung „Peter mit Handgranaten“, die für „Die Familie“ verwendet worden ist.

Kann man bei den „Spielenden Kindern“ (es sind ja Krieg spielende) auf eine melancholische Einstellung des Künstlers zum „Lauf der Welt“ schließen, so hat sich Beckmann bei der „Familie“ (Abb. 15) angesichts der ihm vorgehaltenen Handgranaten ausdrücklich als Empörten gegeben und zwar als Empörten gegenüber Gott, der so etwas zulasse. Der Sinn des Bildes liegt freilich nicht nur in der berechtigten Empörung und ihrem Anlaß, sondern schließlich darin, daß die Berechtigung der Empörung aufgehoben wird, aufgehoben durch die zentrale Figur der weisen Alten, die in Miene und Gestik eine tiefere Sicht der Zusammenhänge erkennen läßt. Mit ihr, die er zur Hauptfigur gemacht hat, ist Beckmann über das einfache Urteil hinausgelangt, für das es nur Schwarz und Weiß<sup>25</sup> gibt. Die Serie der „Hölle“ insgesamt, wenige Jahre später auch die Lithographien der „Berliner Reise“, zeigen Vielfalt, Komplexität und Polarität des privaten, öffentlichen und politischen Lebens. So bekennt denn Max Beckmann im Jahre 1938 auch: „Nur in Beiden, schwarz und weiss, – sehe ich wirklich Gott als eine Einheit, wie er sich als grosses, ewig wechselndes Welt-Theater immer wieder neu gestaltet.“<sup>26</sup>

Von den drei Künstlern Kirchner, Meidner und Beckmann hatte der Ersten Weltkrieg nur für Max Beckmann größere Bedeutung. Kirchner ist schon vor dem Dienst, während der Ausbildung in Panik geraten und zuerst in Krankheit, dann in die Schweiz geflohen. Meidner ist weder mit den Kämpfen an der Front, noch mit den Verwundeten in den Lazaretten in Berührung gekommen. So gibt es von beiden denn

<sup>25</sup> Christian Lenz, Max Beckmann – „Das Martyrium“ (Jb. d. Berliner Museen XVI, Berlin 1974) 185–210.

<sup>26</sup> Zitiert nach dem Originaltext der Londoner Rede im Max Beckmann Archiv der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen.

auch keine wesentlichen Kriegsdarstellungen, wenngleich es sich bei den Bildnissen Meidners aus dem Gefangenenlager durchaus um bedeutende Menschendarstellungen handelt, die die erfundenen Bilder der Mappe „Krieg“ weit überragen. Der Mappe liegen letztlich futuristische Schemata zugrunde, die mit der Kriegsmotivik geimpft worden sind. Man darf im Expressionismus nicht alles für bare Münze nehmen. Das betrifft auch Meidners „Apokalyptische Landschaften“. Schon deren Zahl von etwa zwanzig deutet darauf hin, daß die durch Literatur und Futurismus ausgelöste ‚Apokalyptik‘ – wie überhaupt die christliche Thematik in der neueren Kunst – als Garantie für stärkste Wirkung auf den Betrachter eingesetzt wurde, statt einem wirklich apokalyptischen Bewußtseins des Künstlers zu entsprechen.

Das gilt selbst für Max Beckmann, aber dieser zieht 1918 die Konsequenz, bricht die Arbeit an seiner „Auferstehung“ ab und malt stattdessen „Die Nacht“, die auch ein sarkastischer Kommentar auf alle Vorstellungen von Überirdischem ist. Was Beckmann über den Krieg und die Zeit danach dachte, hat er zum Ende hinreichend deutlich geäußert: „Der Krieg geht ja nun seinem traurigen Ende zu. Er hat nichts von meiner Idee über das Leben geändert, er hat sie nur bestätigt. Wir gehen wohl einer schweren Zeit entgegen. Aber gerade jetzt habe ich fast noch mehr als vor dem Krieg das Bedürfnis, unter den Menschen zu bleiben. In der Stadt. Gerade hier ist jetzt unser Platz. Wir müssen teilnehmen an dem ganzen Elend, das kommen wird [...]. Vielleicht wird auch durch verringerte Geschäftstüchtigkeit, vielleicht sogar, was ich noch kaum zu hoffen wage, durch ein stärkeres kommunistisches Prinzip, die Liebe zu den Dingen um ihrer selbst willen wieder größer werden, und nur darin sehe ich eine Möglichkeit, wieder zu einem großen, allgemeinen Stilgefühl zu kommen.“

Das ist ja meine verrückte Hoffnung, die ich nicht aufgeben kann und trotz allem stärker ist in mir als je. Einmal Gebäude zu machen zusammen mit meinen Bildern. Einen Turm zu bauen, in dem die Menschen all ihre Wut und Verzweiflung, all ihre arme Hoffnung, Freude und wilde Sehnsucht ausschreien können. Eine neue Kirche.

Vielleicht hilft mir die Zeit.<sup>27</sup>

Aus diesen Worten geht auch hervor, daß Beckmann (und dasselbe gilt für Kirchner, Meidner und viele andere) den Krieg überhaupt nicht in seinen politischen – innen- wie außenpolitischen – Dimensionen, als einen Machtkampf zwischen Staaten sowie innerstaatlich bestimmt durch die Auseinandersetzung von Parteien bzw. Klassen, gesehen hat. Ebenso wenig ist ihm die Frage nach den damit zusammenhängenden wirtschaftlichen Problemen wichtig gewesen. Der Krieg war für Beckmann wie für so viele ein bis an den Tod reichendes, großes Erlebnis, das die Menschen einander näher brachte, ein Gemeinschaftserlebnis der Not nach Jahren satter Zufriedenheit und Gleichgültigkeit, mit dem sich Hoffnungen für die Zukunft verbanden.

<sup>27</sup> Max Beckmann, in: Schöpferische Konfession. (Tribüne der Kunst und Zeit. Eine Schriften-sammlung, hrsg. v. Kasimir Edschmid, XIII, Berlin <sup>2</sup>1920) 63–67.

## *Dietrich Schubert*

### Otto Dix zeichnet im Ersten Weltkrieg

„Aber ach! – Die Toten, die kalten Sprecher  
der Geschichte, reden vergebens...“

(H. Heine, April 1832)

„Die Zukunft! – Mit welchen Augen werden die,  
die nach uns leben und denen der Fortschritt  
ein besseres Gewissen schenkt, dieses  
Massenmorden und diese Taten ansehen...?“

(Corp. Bertrand, in: H. Barbusse, *Le Feu*, 1916)

### Vorbemerkung

Seinen Essay über die Kriegsthematik bei Dix hat R. Beck noch 1985 mit dem Statement beendet: „Und mit dieser Erfahrung wird der Mensch herausgehoben aus aller Zeit in den Kreislauf des Ewigen und mit ihm die Kunst des Otto Dix.“ – Im Gegensatz dazu: Hier wird versucht, mehr sachlich und realitätsbezogen auf die Lage von Dix als Unteroffizier und MG-Truppführer 1915–1918 und seine leidenschaftlichen zeichnerischen Notizen der tödlichen Gewalt des Krieges einzugehen. Der Blick wird primär auf die Kreide- und Kohlezeichnungen, die Dix in Kampfpausen und Lazaretten schuf, gerichtet, und es soll zugleich eine chronologische Klarheit aufgezeigt werden, die als Basis das Kriegs-Itinerar hat. Die zahlreichen Zeichnungen hat Dix für sich ausgeführt; die farbigen Gouachen in ihrer Modernität und Expressivität waren u.U. für mögliche Ausstellungen in der Heimat (Dresden) gedacht. Dies ist eine neue These. – Und was die Chronologie betrifft, so kann sich der Historiker nicht damit begnügen, eine Gouache „um 1915 bis 1917“ zu datieren; das ist ungenau und übersieht die kubistische Form der Signatur, die Dix besonders 1917/18 gab<sup>1</sup>.

Ähnliches gilt sowohl für ungenaue Datierungen der Kriegszeichnungen in Conzelmanns Buch von 1983, als auch für manche Gouache im Werkverzeichnis von S. Pfäffle von 1991, das noch „rechtzeitig“ zur großen Ausstellung „Dix zum 100. Geburtstag“ auf den Markt sollte. An anderer Stelle habe ich mich zur Frage der Abfolge der

<sup>1</sup> Im Katalog OTTO DIX 1891–1969, hrsg. von R. Beck, (Villa Stuck München 1985) betrifft die unscharfe Datierung mehrere Gouachen wie Nr. 11, 20, 21 u. a. Die Nr. 24 etwa zeigt die Gräben vor Reims, wo die 12. Res.Art.Komp. von November 1915 bis Juli 1916 in Stellungskämpfen lag; die Datierung durch Beck „um 1917“ ist unzutreffend. Die runden Formen weisen auf um 1916, die eckigen auf 1917.

Dix'schen Kriegsblätter gelegentlich einer unbekanntenen Gouache in Privatbesitz in Darmstadt geäußert, so daß ich hier nicht jede Frage aufwerfen muß<sup>2</sup>.

## I.

Kein bildender Künstler des 20. Jahrhunderts hat den Krieg mit allen seinen Gewalttaten, unmenschlichen Gesichtern, seiner Furchtbarkeit, seiner sozialen Härte und in aller Realität derart breit geschildert wie Dix; – freilich in unterschiedlichen Phasen und verschiedener Form: Um 1915 bis 1918 stärker die zerstörerische Dynamik des Krieges, um 1923/24 auf veristische Weise die Folgen („Schützengraben“/Radierungen) und 1928 bis 1932 im Triptychon eine verdichtete Summe des Krieges auf vier Tafeln. Weder Beckmann noch Picasso, weder Kokoschka noch Bacon, weder Kirchner noch Léger haben den Krieg derart dargestellt – von den Surrealisten und den Formautonomen wie Kandinsky zu schweigen.

Der Hauptgrund hat quasi zwei Wurzeln: Dix war ein eminenten Wirklichkeitsmensch – ähnlich den Realisten Courbet und Menzel; er lebte intensiv in der sichtbaren Welt ohne metaphysische Spekulationen, ohne jene Welt-Spaltungen wie sie Nietzsche als Nihilismus verwarf, d.h. in dem, was Courbet „la vraie vérité“ nannte. Also in der realen sinnlichen Welt-Immanenz à la Nietzsche bewegte sich Dix, und er war ganz und gar Augenmensch. Die zweite Wurzel ist die Tatsache, daß Dix wie kein anderer Künstler im 20. Jahrhundert den Krieg – nun ist 1914 bis 1918 gemeint – durchgemacht, also wirklich erlebt hat: nicht als Sanitäter wie *Trakl* oder *Beckmann* – obgleich diese Seite des Krieges als besonders grauenhaft bezeugt ist, z. B. in den Briefen des Arztes und Dichters Wilhelm Klemm<sup>3</sup> von der Marne 1914/15 – nicht als Nachrichtenoffizier, nicht als Kartenzeichner wie *Jaeckel* in Galizien<sup>4</sup>, nicht als Trans-

<sup>2</sup> *Suse Pfäffle*, DIX – Werkverzeichnis der Aquarelle und Gouachen (Stuttgart 1991); Literaturverzeichnis vgl. in: *Dietrich Schubert*, Otto Dix (Reinbek b. Hamburg 1980, 3. modernisierte Aufl. 1991) 152–156 und Katalog Dix zum 100. Geburtstag, hrsg. von *J.K. Schmidt*, *W. Herzogenrath* (Stuttgart, Berlin 1991/92) 346; *Dietrich Schubert*, Ein unbekanntes Kriegsbild von O. Dix von 1917 – zur Frage der Abfolge seiner Kriegsarbeiten, in: *Jahrbuch d. Berliner Museen* 1995 (im Druck). Neuere Studien zur Kriegsthematik bei Dix siehe *Wolfgang Schröck-Schmidt*, Der Schicksalsweg des „Schützengraben“, in: Katalog Dix zum 100. Geburtstag, 159f. und *D. Crockett*, The Most Famous Painting of the Golden Twenties?, in: *Art Journal* 51 (Spring 1992) 72f.; *Annegret Jürgens-Kirchhoff*, Schreckensbilder: Krieg und Kunst im 20. Jahrhundert (Berlin 1993) insbes. 243 ff. und 87f.

<sup>3</sup> Wilhelm Klemm schrieb noch am 28. 8. 1914 ähnlich Beckmann und Dix „Der Krieg ist etwas ungeheuer Großartiges. Wie ein Rausch, der alles verändert. Ich glaube fest an eine Massensuggestion“, jedoch nach dem Marne-Rückzug Ende September: „Der Krieg kann so scheußlich sein, daß man sich nach einer Kugel förmlich sehnt.“ *W. Klemm*, Ich lag in fremder Stube, hrsg. von *H. J. Ortheil* (Frankfurt a.M. 1981) 110–115.

<sup>4</sup> Willy Jaeckel hat zwar nicht gekämpft, aber seine düsteren Lithos der Mappe „Memento 1914“ (Berlin 1915) gehören zu den frühen realistischen Bildern des Krieges (ausgestellt Berlin bei I.B. Neumann im Sommer 1915); vgl. *R. Dorn*, *D. Schubert*, in: Pazifismus zwischen den Weltkriegen, hrsg. von *D. Harth*, *D. Schubert*, *R.D. Schmidt* (Heidelberg 1985) 127–138; *Jürgens-Kirchhoff*, (wie

porter wie *Marc*<sup>5</sup> bis zu seinem Tod vor Verdun 1916. Es gibt nur einen bildenden Künstler jener Jahre, der wie Dix die ganze Zeit im „Feuer“ war und kämpfen mußte, verwundet wurde und überlebte: Christoph *Voll*, dessen Kriegs-Itinerar von mir aufgefunden worden ist<sup>6</sup>. Voll wurde wie Dix – nach Einsatz im Juni 1915 an der Yser, 1916 in der Herbstschlacht an der Somme (wo auch Dix war), 1917 im Osten am Zbrucz – zum Gefreiten ernannt, 1916 zum Unteroffizier befördert, erhielt im Dezember 1916 das Eisene Kreuz II. Klasse. Voll kämpfte also wie Dix als MG-Führer an vorderster Front. Diese Unteroffiziere standen mit den MG-Trupps in höchster Belastung zwischen den Linien. Beide, Dix und Voll, überlebten das Massenmorden und Gemetzel wie ein Wunder; aber nur Dix stellte den Krieg ebenso intensiv und leidenschaftlich dar, wie er ihn erleben mußte. Voll schwieg in seiner Kunst von diesem Grauen, er zeichnete auch nicht während der Jahre 1915 bis 1918 wie Dix. Darin ist er vergleichbar dem Jugendfreund Beckmanns von der Berliner Sezession, Waldemar *Rösler*, der den Krieg in allen Schrecknissen als Unteroffizier seit Herbst 1914 bei Messines, Ypern, Lille und Tournay (also in der Nähe von Beckmanns Stationen)<sup>7</sup> durchstehen mußte. 1915 zum Leutnant befördert und ausgezeichnet<sup>8</sup>, beging Rösler im Dezember 1916 auf Urlaub in Ostpreußen, wo er im Frieden gemalt hatte, wegen einer gescheiterten Liebe Selbstmord mit 34 Jahren. Als Beckmann am 19. Mai 1915 in einem Brief an seine Frau Minna Tube schrieb: „Albert Weisgerber ist im Westen gefallen. Es hat mich sehr erschüttert [...], R. schrieb sehr traurig“, kann er mit R. nur Rösler gemeint haben<sup>9</sup>. Auch Rösler hat bis auf wenige Kreide-Zeichnungen und Lithos von 1914/16, die auch zum Teil in „Kunst und Künstler“ veröffentlicht wurden, nicht die Kriegsrealität des Trommelfeuers und Sterbens dargestellt. Wie er aber den sinnlosen Kampf schlimmer als Marc oder als Beckmann tatsächlich kämpfend als junger Kompagnieführer durchstand, geht aus seinem Brief vom 10. Oktober 1914 an seine Frau hervor (in der Nähe von Lille): „Wir haben heute acht Tage Gefecht hinter uns. Am 6. abends war es am schlimmsten. Man macht sich keinen Begriff von so einem Gefecht, der Wirkung von MG-Feuer und vor allem von Granaten in der Schüt-

*Fortsetzung Fußnote von Seite 180*

Anm. 2), 84f. Die Mappe von Jaekel war auch ausgestellt im Kollwitz-Museum Berlin 1989: „Zwischen den Kriegen – Druckgraphische Zyklen“, hrsg. von G. *Fritsch* (Berlin 1989).

<sup>5</sup> *Franz Marc* am 27. 2. 1916: „Nun sind wir mitten drin in diesem ungeheuerlichsten aller Kriegstage“, in: Briefe aus dem Felde (München 1966) 137.

<sup>6</sup> Militärdienstbescheinigung für den Unteroffizier Voll, vom 9. Mai 1933, von der Reichsarchiv-Zweigstelle Dresden (im Archiv der Kunstakademie Karlsruhe, dank freundlicher Hilfe von Prof. Dr. J. Heusinger v. Waldegg); *Anne Kassay*, Der Bildhauer Christoph Voll (phil. Diss. Hamburg 1986, Worms 1994).

<sup>7</sup> *Max Beckmann*, Briefe im Kriege (1916, Neuausgabe München 1984); *St. von Wiese*, Max Beckmanns zeichnerisches Werk (Düsseldorf 1978).

<sup>8</sup> Zu Waldemar Rösler vgl. den Katalog der Ausstellung Regensburg Osttd. Galerie (1982) 8–17 und 25. Das unveröffentlichte Kriegs-Itinerar kann aus den Abschriften der Briefe und Postkarten nach Hause durch den Sohn Fritz rekonstruiert werden; diese Abschriften stellte mir Frau Louise Kröhnke-Rösler zur Verfügung; S. *W. Laux*, Waldemar Rösler – eine Studie zur Kunst der Berliner Sezession (Worms 1989) 238ff.

<sup>9</sup> Beckmann am 19. 5. 1915 an Minna Tube, in: *Beckmann*, Briefe (1984) 60; *D. Schubert*, Über Waldemar Rösler, in: Katalog Rösler (1982) 13.

zenlinie; es ist viel schlimmer, als man sich das vorstellt [...]. Wir haben unsere Verwundeten noch auf dem Schlachtfeld gesammelt und in Zeltbahnen oder Mänteln ins nächste Dorf getragen und dabei noch einmal Front gemacht und den Feind beschossen [...]. Es ist kolossal, was der Mensch aushält. Tagsüber laufen mit Gepäck, nachts über Wache, mehrere Tage hintereinander, und dazu fast nichts zu essen [...]. Hoffentlich ist bald alles vorbei. – Gezeichnet habe ich nicht viel [...]. Es sind meistens Mußstunden und nicht aufregend.“<sup>10</sup> Und im Oktober 1914 von Cambrai: „Überlegene französische Truppen gingen gegen uns vor, die wir unterschätzt hatten, besonders französische Artillerie, die ausgezeichnet schoß, sofort mit dem ersten Schuß [...]. Ich habe nie geglaubt, daß ich oder überhaupt einer von uns wieder rauskommen würde, da wir die äußerste Linie waren. Es ist wie ein Wunder, daß wir gerettet wurden [...]. Morgen ist der 1. November.“

Es kann hier nicht auch auf den Maler *Weisgerber* eingegangen werden, der als junger Leutnant im Westen kämpfte und im Mai 1915 bei Fromelles als Kompagnieführer fiel<sup>11</sup>. Auch er zeichnete den Krieg bzw. im Kriege nicht! – Auch der Maler Theo von *Brockbusen* kämpfte und fiel; aber sein Kriegs-Itinerar ist ebensowenig erforscht wie das von Rösler und anderen. Die Kunsthistorie interessierte sich in den letzten Jahrzehnten statt für Aussagen für die Formfragen, die der Modernité- und Avantgarde-Schiene entsprachen, für Form-Autonomisierung statt für Kontexte von Existenz und Kunstschaffen, von sozialer Realität und Umsetzung in Malerei. Kandinsky wurde erforscht, nicht Beckmann; Klee und Miró wurden bearbeitet, nicht Dix; in der Plastik die Formvereinfachung von Arp oder Gonzales, nicht die Kraft eines Realisten wie Voll oder eines symbolischen Künstlers wie Lipschitz. – In dieser Einleitung könnte noch ein Name fallen, dessen Kriegserlebnis besser dokumentiert ist: *Kokoschka*<sup>12</sup>. Auch er kämpfte im Osten (Galizien), wurde schwer verwundet, überlebte und genas, stellte aber den Krieg nicht in der Weise dar wie Beckmann in Zeichnungen und Grafik („Die Granate“, „Sturmangriff“) oder gar wie Dix. Zwar gehörte Kokoschka zu den wenigen Künstlern, die das Menschen-Morden 1914 bis 1918 authentisch erlebten; aber auch er gestaltete nicht den Krieg, deutete ihn nicht für die Nachwelt oder für sich selbst. Lediglich die Lithofolge zur *Passion Christi* 1916 und das Blatt der Kämpfenden, deren Bajonette Kreuzfixe sind, weisen auf den Krieg.

Akzeptiert man die Unterscheidung einer Kriegsdarstellung erstens für die Nach- und Mitwelt und zweitens für sich selbst, so steht dahinter Nietzsches Trennung von „Kunst vor Zeugen“ und „monologische Kunst“<sup>13</sup>. Ich nähere mich mit diesem Begriffspaar den zahlreichen, vielgestaltigen und langjährigen Kriegsdarstellungen von Dix, und ich betone, daß diese alle in diesem Rahmen überhaupt nicht als Ganzes vorstellbar sind – deshalb der Fokus auf die Zeichnungen der unmittelbaren Kriegsjahre.

<sup>10</sup> *Waldemar Rösler*, Feldpost, in: *Kunst und Künstler*, Jg. 1915, 124 f. und 323 f.

<sup>11</sup> Albert Weisgerber – zum 100. Geburtstag, hrsg. von *Wilhelm Weber*, (Mittelrhein. Landesmuseum Mainz 1979).

<sup>12</sup> *Oskar Kokoschka* war 1915 in Galizien und 1916 an der Isonzo-Front und wurde schwer verwundet, vgl. *Mein Leben* (München 1971) 139 f. und seine Briefe, Bd. I (Düsseldorf 1985) 227 f.

<sup>13</sup> *Friedrich Nietzsche*, *Fröhliche Wissenschaft*, 1. Ausg. 1882, 2. Ausg. 1886, Nr. 367 (Edition *K. Schlechta*, Nietzsche, Werke in 3 Bänden [München <sup>8</sup>1977] 241).

Andererseits kann man Dix um 1916/17 nicht begreifen, ohne seine veristischen Kriegs-Radierungen von 1924 und das bedeutende Kriegs-Triptychon von 1930/32 zu berücksichtigen. Ebenso wie man Dix um 1930 nicht verstehen kann, ohne die Kriegsjahre, seine Erlebnisse und die kubo-futuristischen Zeichnungen genau zu kennen.

Was ist also zu tun? lautet die methodische Zwischenfrage. Chronologisches Vorgehen hat in der Kunstgeschichte den klaren Vorteil, daß die Kunstwerke in dieser Folge entstanden und ein Werk im Grunde das vorhergehende voraussetzt – primär für den Schaffenden selbst, der in jeder Arbeit etwas festhält, bannt oder eine Interpretation von einem *Teil* Wirklichkeit bietet, die er *auswählt*. Auf die Bedeutung der Wahl des Stoffes haben nachdrücklich Thoré-Bürger (1845), Delacroix, Nietzsche und später Albert Camus in der Rede „Der Künstler und seine Zeit“ 1957 hingewiesen<sup>14</sup>.

## II.

Chronologisch müßte ich erst die Vorkriegslage skizzieren, den Kriegsausbruch, die Wirkung dieser Stimmung auf Dix in Dresden 1914, seine freiwillige Meldung zusammen mit Freund Kurt Lohse, die Ausbildung in Bautzen bis Sommer 1915, die Ernennung zum Gefreiten (17. 9. 1915), den ersten Einsatz nach Meldung an die Front mit dem MG-Zug 390 der 12. Res.-Art.-Kompanie am 21. 9. 1915 in die Herbstschlacht Champagne (östlich vor Reims), seine Beförderung zum Unteroffizier am 1. November 1915<sup>15</sup>. Diese Fakten sind jedoch bereits in der Literatur zum Kriegsausbruch<sup>16</sup> und in der Dix-Literatur ausgebreitet, so daß ich anders vorgehe.

<sup>14</sup> Th. Thoré-Bürger schrieb 1845: „Die Kunst ist also vor allem eine Auswahl, ein eingenommener Standpunkt, eine Überzeugung.“ (Kunstschönheit – Naturschönheit, 1845, Salon I, 288f. siehe W. Bürgers Kunstkritik, hrsg. von A. Schmarsow, Bd. III [1911] 219); Albert Camus, Der Künstler und seine Zeit (Rede in Uppsala 1957), in: *ders.*, Fragen der Zeit (Reinbek b. Hamburg 1970) 211–212. Zu Delacroix vgl. K. Schawelka: Delacroix – sieben Studien zu seiner Kunsttheorie (Mittenwald 1979) passim.

<sup>15</sup> Dix' Militärpaß im Dix-Nachlaß Nürnberg GNM, p 2; vgl. Schubert, Otto Dix (1991) (wie Anm. 2), 22–28; Fritz Löffler, Otto Dix und der Krieg (Leipzig 1986); Beck, Krieg, in: Katalog Dix (München 1985) (wie Anm. 1), 11–21; Hans Kinkel, Dix – Protokolle der Hölle (Frankfurt a.M. 1968). Dix schrieb 1933 einen „Militärischen Lebenslauf“, der jedoch unzuverlässig ist (weil aus dem Kopf), publ. in: DIX-Katalog, Remmert und Barth (Düsseldorf 1991) 85f. Auch als der Maler später (ca. 1960) nachträglich Gouachen der Kriegszeit signierte/datierte, kam es zu Irrtümern: Angres-Blätter können nicht 1915 sein, da Dix erst im Herbst 1916 im Artois, westlich von Lens, Lorettohöhe, Angres, kämpfen mußte! Die Feldpostkarten in Gera sind neben dem Militärpaß die Basis der genaueren Rekonstruktionen; s. Ulrike Rüdiger, Grüße aus dem Krieg – Feldpostkarten der Dix-Sammlung Gera (Gera 1991) und *dies.* im Katalog der Ausstellung Dix (Stuttgart, Berlin 1991) (wie Anm. 2).

<sup>16</sup> Klaus Vondung, Kriegserlebnis – Der 1. Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen (Göttingen 1980); Bernd Hüppauf (Hrsg.), Ansichten vom Krieg (Königstein 1984); D. Hoffmann, I. Geiss, in: Ein Krieg wird ausgestellt, Historisches Museum (Frankfurt a.M. 1976); Wolfgang J. Mommsen, in: G. Hirschfeld (Hrsg.): „Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch“ – Erlebnis und Wirkung des 1. Weltkriegs (Essen 1993) 25ff.; Jürgens-Kirchhoff, (wie Anm. 2), 87f.

Ich stelle spätere Aussagen von Dix an diese Stelle, um seine Sicht auf das tiefgreifende Kriegserlebnis zu erhellen. Selbstaussagen haben wir in einer Schallplatte von 1963 (Erker-Verlag St. Gallen), einem Interview von 1961 mit H. Kinkel (erweitert 1967) und dem längeren Interview von 1965 mit Maria Wetzel<sup>17</sup>. „Der Krieg war eine scheußliche Sache, aber trotzdem etwas Gewaltiges. Das durfte ich auf keinen Fall versäumen. Man muß den Menschen in diesem entfesselten Zustand gesehen haben, um etwas über den Menschen zu wissen“ (1961).

Was Dix interessierte, war, wie sich in solch einem imperialistischen Kriege „die Materie Mensch auf dämonische Weise verändert“<sup>18</sup>. 1961 zu H. Kinkel: „Der Krieg ist eben etwas so Viehmäßiges: Hunger, Läuse, Schlamm, diese wahnsinnigen Geräusche.“ Für die Schallplatte 1963: Um alles miterleben, ganz authentisch bezeugen zu können, „deswegen mußte ich in den Krieg gehen [...] [das] unbedingt erleben. Ich mußte auch erleben, wie neben mir Einer plötzlich umfällt und weg ist, und die Kugel trifft ihn mitten. Das mußte ich alles ganz genau erleben. Das wollte ich. Also bin ich doch gar kein Pazifist – oder? Vielleicht bin ich ein neugieriger Mensch [...]. Ich mußte das alles selber sehen. Ich bin so ein Realist, wissen Sie, daß ich alles mit eigenen Augen sehen muß, um das zu bestätigen, daß es so ist; [...] weil ich weiß, so ist das gewesen und nicht anders [...]. Also, ich bin eben ein Wirklichkeitsmensch. Alles muß ich sehen. Alle Untiefen des Lebens muß ich selber erleben, deswegen [ging] ich in den Krieg, und deswegen habe ich mich auch freiwillig gemeldet.“

Die meisten Selbstzeugnisse von Dix datieren nach 1949, aber es gibt neben dem Militärpaß einige Briefe von 1915–17 und vor allem die 47 gezeichneten Feldpostkarten nebst sieben beschrifteten Fotos an Helene Jakob (Museum Gera), die ich bereits 1978 konsultiert hatte und die inzwischen in einer wissenschaftlichen Form publiziert sind<sup>19</sup>. Es würde den Rahmen sprengen, diese Quellen hier auszubreiten. Ich zitiere stattdessen aus einem Brief von Dix (Privatsammlung), der wohl Juli-August 1916 anzusetzen ist, als der Künstler in der Sommerschlacht an der Somme (u. a. bei Monacu-Ferme) bis 12. August 1916 als MG-Truppführer kämpfte: „Unsere Stellung war rechts des Gehöfts Monacu. Unsere Kompanie war drei Wochen dort eingesetzt [...] es war furchbar! Die Stellung wurde so umgeackert (französischer 28er Kaliber), daß man keinen Graben mehr sah [...]. Von der 6. Kompanie dieses Regiments blieben neun Mann übrig [...]. Jetzt sind wir weit hinter dieser Hölle im Ort Mauvais. Vielleicht erhalte ich bald mal Urlaub.“<sup>20</sup>

Laut Militärpaß hatte Dix' Kompanie 11 Tage Ruhe und kam dann am 23. August 1916 in die Stellungskämpfe im Artois (um Arras) bei Lens, Angres, Lorettohöhe und nach Flandern (bei Langemark) für zwei Monate; danach war Dix in der Herbstschlacht an der Somme (24. Oktober bis 6. Dezember 1916).

<sup>17</sup> Schallplatte: Otto Dix spricht über Kunst, Religion, Krieg (St. Gallen 1963); *Hans Kinkel*, Vierzehn Berichte (Stuttgart 1967) 69–78; *Maria Wetzel*, Ein harter Mann dieser Maler – Otto Dix, in: *Diplomatischer Kurier* 14. Jg., H.18 (Köln 1965) 731f.

<sup>18</sup> Zu H. Kinkel 1961 in: *Kinkel*, (wie Anm. 17). Vgl. auch *Dietber Schmidt*, Dix – im Selbstbildnis (Berlin 1978) 234.

<sup>19</sup> *Rüdiger*, Grüße aus dem Krieg (wie Anm. 15).

<sup>20</sup> Abgedruckt bei *O. Conzelmann*, Der andere Dix (Stuttgart 1983) 146 und bei *Löffler*, (wie Anm. 15), 10f.

Ich rekurriere auf die Begriffe „monologische Kunst“ und „Kunst vor Zeugen“. Ersteres ist ganz subjektiv spontan, existentiell, dient der Bannung in jeweiliger Lebensphase, im vitalen Moment und kann – nach Nietzsche – eine Dimension des Vergessens implizieren<sup>21</sup>. Zweitere rechnet von vornherein mit Pro und Contra der eigenen Zeit und dem sozialen Kontext, in den der Künstler sein Werk, seine Arbeit, bewußt stellt.

Die späteren Kriegs-Werke von Dix wie das große Triptychon von 1932, in diesem Jahr in der Berliner Akademie ausgestellt, und die große Leinwand von 1923 „Schützengraben“, von den Nazis „Krieg“ genannt, gehören der zweiten und dritten Phase der Kriegsverarbeitung bei Dix an, – unabhängig von der von mir seit Jahren präferierten Differenz zwischen Werk und Wirkung<sup>22</sup>; sie sind bewußt für die Öffentlichkeit gemacht, ebenso wie die 50 Radierungen von 1924, im Gegensatz zu den spontanen Kriegszeichnungen vor Ort. Das Altarwerk mutet wie eine ausführliche Fortsetzung der Leinwand von 1923, die Dix 1924 in Köln verkauft hatte, an. Der „Schützengraben“ (Abb. 1) gehört fraglos zur zweiten Phase der realistisch-veristischen Kriegsbilder. Er verkörpert eine Summe des Tötens und Getötet-Werdens in den Stellungskämpfen, ein „himmelschreiendes Stilleben“ (Wolfradt) von Toten, Erde, Würmern und Blut und Wasser. Man muß dieses Hauptwerk zusammen mit den 50 Blättern der Mappe „Der Krieg“ im Anti-Kriegsjahr 1924 sehen und verstehen. Nach Kauf- und Rückgabe-Querelen wurde das sensationelle Gemälde 1925 in Zürich auf der Internationalen Kunstausstellung gezeigt; die behauptete Teilnahme an einer Wanderausstellung „Nie wieder Krieg“ 1924 bis 1925 ist noch nicht geklärt<sup>23</sup>. Im Herbst 1933 in Dresden und im Sommer 1937 in München hing die Leinwand im Zentrum der Nazi-Propaganda „Entartete Kunst“; 1940 kaufte sie der Händler B. Böhmer; seither ist das Gemälde verschollen<sup>24</sup>.

Im Kontext dieser zweiten Phase der Dix'schen Kriegsverarbeitung 1922 bis 1924 entstanden Vorzeichnungen zum „Schützengraben“ und zahlreiche Feder- und Tusch-Zeichnungen als Vorstudien für die geplante Radiermappe „Krieg“. Dix arbeitet jetzt überwiegend natürlich nicht mehr aus Sehen, sondern primär mnemonisch, also aus dem Gedächtnis, – hat aber teilweise Kriegsphotos zur Stütze benutzt, wie aus Briefen mit Hugo Erfurth hervorgeht<sup>25</sup>. Der Hauptunterschied zu den Arbeiten der ersten Phase ist: In den Jahren 1915 bis 1918 zeichnet Dix die Erlebnisse mehr oder

<sup>21</sup> Vgl. oben Anm. 13; vgl. ferner *V. Gerhardt*, *Artisten-Metaphysik*, in: *Zur Aktualität Nietzsches*, Bd. I (Würzburg 1984) 81–97.

<sup>22</sup> Zur methodischen Prämisse der Trennung von Werk und Wirkung vgl. *Uwe M. Schneede*, *Besprechung Conzelmann* (wie Anm. 20), in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 26. November 1983 und meine Rezension dieses Buches, in: *Kritische Berichte*, 12. Jg. H.1 (1984) 84–94 (siehe Anm. 26).

<sup>23</sup> *Schubert*, *Otto Dix* (1991) (wie Anm. 2), 69; der „Schützengraben“ war abgebildet in der Broschüre „Nie wieder Krieg“, hrsg. von der sozialistischen Jugend West-Sachsen (1924) 51; *Schröck-Schmidt*, (wie Anm. 2), 159 ff.; *Crockett*, (wie Anm. 2).

<sup>24</sup> Dank bestem Hinweis von *Andreas Hüneke* brieflich 27. 7. 1988.

<sup>25</sup> Vgl. *Katalog der Ausstellung Hugo Erfurth – ein Fotograf zwischen Tradition und Moderne*, hrsg. von *Bodo von Dewitz* (Köln, Dresden 1992) 86–96; *Bernd Hüppauf*, *Kriegsfotografie und die Erfahrung des Ersten Weltkriegs*, in: *Vom Doppelleben der Bilder*, hrsg. von *B. Naumann* (München 1993) 29 f.

minder spontan aus Sehen und Wissen; in den Jahren 1922 bis 1924 dagegen aus der Erinnerung. Die Kriegsarbeiten von 1915 bis 1918 in den Kampfpausen, Urlauben und in Lazaretten zeigen in sich selbst eine Entwicklung vom Realistischen über den kubo-futuristischen Stil 1917/18 zur Reduktion/Abstraktion im Jahr 1918, d. h. sie suchen verschiedene Form-Systeme, wie ich noch zeigen möchte.

Die Blätter der zweiten Phase der Kriegsdarstellung um den „Schützengraben“ sind als Vorarbeiten und Gedächtnis-Entwürfe völlig anders: flüchtig, malerisch, vereinfacht, in großen Formen gesehen, abstrahiert auf das Wesentliche. In großem Gegensatz dazu gestaltet Dix 1924 die 50 Blatt Radierungen nahsichtig genau, detailgetreu, realistisch (jedoch nicht naturalistisch gleich Fotos!): Szene für Szene wie eine Aufreihung der Ereignisse und Schrecken, die er im „Schützengraben“ als ein Ganzes, eine Summe gab, d. h. also quasi „Protokolle der Hölle“ (H. Kinkel). Der Stil ist von einer veristischen Schärfe, wie sie nur in der spätgotischen Grafik und in Goyas „Desastres“ zu finden war. Deshalb sagte Dix 1961 zu Kinkel: „Goya, Callot, noch früher Urs Graf, von ihnen habe ich mir Blätter in Basel zeigen lassen, – das ist großartig [...] wie sich die Materie Mensch auf dämonische Weise verändert“ (dann folgte jener Satz vom entfesselten Zustand des Menschen). Die Radierungen von 1924 und das Gemälde „Schützengraben“ zeigen die ganze unglaubliche Szenerie dieses ersten modernen Krieges, fixiert für die Mit- und Nachwelt, voller Härte des Ausdrucks, um zu packen, zu wirken. W. Wolfradt schrieb dementsprechend 1924: „Wie halt so ein Frontschwein malt, meine Herren, direkt unästhetisch [...] um die furchtbare Vergesslichkeit der Menschen zu durchbrechen. Gibt es ein deutlicheres Zeugnis dieser lästerlichen Vergesslichkeit als jene geschmäcklerische Kunstgesinnung, die sich von Dix skandalisiert fühlt und glaubt, es wäre heute an der Zeit, das Aas der Schlachtfelder als malerische Delikatesse zu erleben? Dix ist eine einzige Obstruktion gegen das subtile Bildchen, das so tut, als ob nichts gewesen ist.“<sup>26</sup>

Diese Radierungen für die Mitwelt – wie „Langemarck“ (Abb. 2), „Mahlzeit in der Sappe“, „Gesehen am Steilhang von Cléry“ – verdienten eine genauere Behandlung<sup>27</sup>, aber ich gehe nun auf Zeichnungen der Kriegsjahre ein. Die Stationen des Kriegs-Itinerars, das weitgehend erschlossen ist, lasse ich beiseite, bzw. nenne Orte und Daten bei Behandlung der Zeichnungen im Kriege, die mit realistischen Beispielen beginnen.

Zuvor jedoch setzte Dix während der Ausbildung 1915 ein Werk, das die Kenntnis des italienischen Futurismus perfekt anwandte: Das wohl in Bautzen (von Februar 1915 an) gemalte „Selbstbild als Mars“ ist ein portrait historié und ein Exempel des

<sup>26</sup> Willy Wolfradt, Otto Dix (Leipzig 1924) 14; dieser Autor unterschied bereits vor 70 Jahren zwischen Werk und Wirkung von Dix.

<sup>27</sup> Die Kriegszeichnungen wurden erstmals von Jean Cassou in Auswahl im November 1961 in der Erker-Galerie St. Gallen gezeigt; Kinkel, (wie Anm. 15). Die Radierungen wurden immer wieder gewürdigt u. a. von Werner Haftmann, *Moderne Kunst und ihre politische Idee*, in: *Jahresring* (1957/58) 75; Katalog der Ausstellung OTTO DIX – „Der Krieg“, Städtische Galerie Albstadt 1977, Text Fr. Löffler, 9–17; W. Herzogenrath, in: Katalog Dix (Stuttgart, Berlin 1991) (wie Anm. 2), 167–175; Jürgens-Kirchhoff, (wie Anm. 2), 243 f.

Vitalismus Nietzsches<sup>28</sup>, indem sich Dix als Kriegsgott-Subjekt in einem Wirbel von Leben und Sterben, Blitzen und Schatten, Sternen und Totenkopf gibt (Abb. 3). Dagegen begann Dix bei Eintritt in die Herbstkämpfe Champagne im September 1915 in Pausen völlig anders zu zeichnen: November 1915 datieren die „schlafenden Landser“ bei Pont Favarger (vor Reims); die Formen sind gerundet, im Stil zwischen herkömmlichem Realismus und Expressionismus.

Mit dem Jahr 1916 werden in den Kreide- und Blei-Zeichnungen stärkere Akzentuierungen sichtbar, die mehr einen kubistischen Form-Willen offenbaren, erkennbar an den Blättern von den Orten seiner Stationen. Bis Juli 1916 liegt Dix in der Champagne vor Reims in den Stellungskämpfen, im Bogen zwischen Aisne und Suippe. Orte beschrifteter Zeichnungen sind Thugny, St. Souplet, Perthes, Dontrien, Béthéniville und öfters (länger) vor allem Aubérive. Der Text einer gleichzeitigen Feldpostkarte (Gera 13) lautet: „In den Trümmern von Aubérive – voll elementarer Wucht sind Granattrichter innerhalb Dörfern. Alles in der Umgebung scheint der Dynamik dieser gewaltigen symmetrischen Trichter zu unterliegen. Es sind die Augenhöhlen der Erde, was darumherum kreiselt sind irre schmerzlich phantastische Linien.“<sup>29</sup> In Aubérive aufgenommen dürfte ein psychologisch signifikantes Foto sein (auch FPK an Helene Jakob, 13. März 1916), das die achtzehn Mann der Corporalschaft Dix zeigt, also den MG-Zug 390; während die Gesichter der Schützen klar ihre Ängste spiegeln, posiert Dix als Unteroffizier in der Mitte in selbstbewußt herrischem Habitus. Diese Haltung kann aber m.E. als Ausdruck seines ‚übermenschlichen‘ Überlebenswillens verstanden werden (Abb. 4).

Aus den Feldpostkarten in Gera geht die Ambivalenz des erlebnisgerigen Dix und des friedenwünschenden Dix hervor, wenn man diese zwei Blatt betrachtet: das an Dürer orientierte Selbstbildnis im Unterstand in melancholischer Pose vor dem Spiegel, früher 1917 datiert, aber durch die Jakob-Nummern für März 1916 gesichert (Abb. 5)<sup>30</sup>, und die Skizze des betonierten MG-Standes am Fort de la Pombelle/Reims von Anfang Juni 1916 (FPK Gera Nr. 31). Hier notiert Dix (Abb. 6): „Hoffen wir, daß bald Friede wird.“ Auch kurz darauf schreibt er aus St. Souplet, wo aus einer Stellung mit MG gegen Flieger gekämpft wurde: „Ich hoffe sehr stark, daß bald Frieden ist, aber ich glaube es nicht.“ (FPK Gera 32, vom 22. Juni 1916).

Daß und inwieweit Dix 1916 auf 1917 eine stärkere Form-Systematisierung sucht und sich der Stilmittel des Kubo-Futurismus bedient, um Plastizität, Tiefenraum, Vitalität und Simultaneität der komplexen Ereignisse zu bannen, zeigen sowohl die klei-

<sup>28</sup> Selbst als Mars (Dresden) siehe *Schmidt*, (wie Anm. 18), 37; *M. Eberle*, *Der Weltkrieg und die Künstler* (Berlin 1989) 32; Zu Dix und Nietzsche vgl. meinen Beitrag in: *Nietzsche-Studien* Bd. 10/11 (Berlin, New York 1982) 278–317 und in meiner *Dix-Monographie* (wie Anm. 2) 54–58; *R. Beck*, *Dix – Dionysos*, in: *Weltkunst* 54 (Mai 1984) 1411 f.; *Sarah O'Brien Twobig*, *Dix and Nietzsche in: Cat. Exposition Otto Dix* (London Tate Gallery London 1992) 40 f.

<sup>29</sup> *Schubert*, *Otto Dix* (1991) (wie Anm. 2), 28; *Rüdiger*, *Grüße aus dem Krieg* (wie Anm. 15), 50 (Nr. 13). – Mehrere Aubérive betitelte Blätter von 1916 in Dresden, Kabinett – siehe *H. U. Lehmann*, *Dix-Zeichnungen* (Dresden 1991) Nr. 23–26; die Nr. 27 meint Dontrien, von Lehmann falsch als Vontrieu gelesen S. 54).

<sup>30</sup> Vgl. *Schmidt*, (wie Anm. 18), 41, Nr. 171; *Schubert*, *Otto Dix* (wie Anm. 2), 23; *Rüdiger*, (wie Anm. 15), 70 (Nr. 23).

nen Postkarten (Gera 34: Laufgraben bei Angres) als auch große Kreidezeichnungen. Wie öfters zu beobachten, variiert Dix sogar eine Komposition in Klein- und Großformat: das Motiv der zwei Schützen (Abb. 7). Das Blatt im Format 39 x 41 cm in Stuttgart gibt die Kampfszene im Quadrat mittels fünf Figuren, die Schützen knien auf toten Feinden (oder Kameraden?), eine Konfiguration, die die Klarheit kubistischer Plastik erreicht. Die kleine Postkarte 9 x 14 cm reduziert das Gemeinte auf eine prototypische Gestalt. Wäre das Stuttgarter Blatt nicht „17“ datiert, so könnten wir aus der Postkarte vom 17. Mai 1917 den Zeitraum erschließen: Dix ist in den Kämpfen in Flandern bzw. dem flandrisch-nordfranzösischen Grenzgebiet (Yser, Wijtschaete-Ebene)<sup>31</sup>; im übrigen zeigt die Signatur jetzt zusammen mit den Zahlen auch den kubistischen Stil.

Zeitlich fortschreitend fällt der enorme Zuwachs an Intensität und damit an Plastizität auf, den Dix in synthetischer Formenzusammenfassung mittels tieferen Hell-Dunkel-Schraffen realisiert. Die Kreidezeichnung in Privatbesitz „Gräben bei Amiens“, bislang unpubliziert (Abb. 8), im Format 29 x 28,5 cm auf Karton, zeigt eine magische Szenerie von Laufgräben und Trümmern. Sie ist durch die Form der Signatur zweifelsfrei auf 1917 zu datieren; darauf weisen auch die durchsichtigen Dunkelschraffuren, die zwischen die Konturen gelegt sind. Dies verstärkt Dix im Laufe des Jahres 1917 als ein Gestaltungsprinzip: „Überfall“ (Abb. 9) kombiniert noch wesentlich dichter eckige Formen, Hellpartien und kubo-futuristische Fächerungen der Ereignisabläufe mit den Dunkelschraffen. Bislang unbefriedigend datiert<sup>32</sup> – links unten ist die 17 zu erkennen –, kommen als Zeitpunkt der Herbst in Flandern oder sogar Oktober oder November 1917 an der Ostfront in Frage. Deutlich wird im ganzen Formapparat der Wille zur Gestalt einer geschlossenen synthetischen Simultaneität der Ereignisse. Das Hell-Dunkel und die Dichte der Bewegungsfacetten machen das Mannheimer Blatt zu einer der meisterlichsten Arbeiten von Dix aus dem Jahr 1917; Jean Cassou sprach 1961<sup>33</sup> angesichts dieser Kriegszeichnungen von „une fureur primordiale“.

Dix hatte im Juli 1916 an der Somme (bei Bapaume, Cléry, Monacu) in sein Unteroffiziers-Feldbüchlein (MG-Zug 390) für sich notiert: „Auch den Krieg muß man als ein Naturereignis betrachten.“ Dieser Satz wurde 1983 von Conzelmann<sup>34</sup> und ihm folgend R. Beck ausgeschlachtet für eine vermeintliche Affirmation des Krieges; er sei der Beweis dafür, daß Dix den Krieg als naturhaft akzeptierte, und dieser Ausdruck wurde von jenen Autoren auf die Kriegsdarstellungen allgemein projiziert. Hier muß

<sup>31</sup> Rüdiger, (wie Anm. 15), 22f.

<sup>32</sup> Conzelmann, (wie Anm. 20), 112; „Gräben bei Amiens“ s. Katalog Auktion Villa Grisebach 11 (November 1989).

<sup>33</sup> Jean Cassou, Otto Dix, in: Katalog der Ausstellung Dix – der Krieg (St. Gallen 1961/62) 4.

<sup>34</sup> Das Feldbüchlein des Unteroffiziers Dix ist aufbewahrt im Museum zu Albstadt (wurde mir für die 1. Aufl. meiner Monographie 1979 aber nicht zur Verfügung gestellt); Conzelmann, (wie Anm. 20), 133, las jedoch falsch „Naturerscheinung“; Beck, Krieg, in: Katalog Dix (München 1985) (wie Anm. 1), 11f.; Löffler, (wie Anm. 15), 10, las falsch „Naturgesetz“; Karl Diemer, Dix – oder das Leben ohne Verdünnung, in: Katalog Dix (Museum für Moderne Kunst Kamakura 1988) 45; ausgestellt war das Feldbüchlein wieder 1991 in Albstadt – Katalog Otto Dix zum 100. Geburtstag; hrsg. von A. Hagenlocher (Albstadt 1991) Nr. 29, Abb. Farbe.

man differenzieren: Der Ausdruck „Naturereignis“ ist m.E. zu konfrontieren 1. mit dem Friedenswunsch von Dix schon 1916 vor Reims, 2. mit den zunehmenden Schrecken der Kämpfe, den wachsenden Verlusten von Verdun bis Arras (1918), die auch Dix erlebte und die ihn bedrohten und 3. mit seinen unterschiedlichen Phasen der Kriegs-Verarbeitung: 1915 bis 1918, 1922/24 und 1930/34 bis zum Flandern-Gemälde.

Nach der Hölle bei Monacu/Somme kämpfte Dix im September und Oktober 1916 im Artois zwischen Lens und Arras (bei Angres, im Souchez-Tal, an der Loretto-Höhe u.a.); im Herbst muß er mit seinem MG-Zug wieder an die Somme bei Bapaume. Aufschlußreich für Dixens Überlebenswille ist der Bericht des Malers O. Griebel. Dieser traf in Kampfpausen in den Ruinen an der Loretto-Höhe plötzlich einen deutschen Unteroffizier beim Üben des Handgranatenwurfs; bei näherem Hinsehen erkannte er seinen Dresdner Kollegen Dix<sup>35</sup>. – Dieser mußte auch immer wieder das grauenhafte „Schneiden der zwei Linien“ (Dix) eines angreifenden Soldaten und einer explodierenden Granate sehen. In mindestens zwei Blättern im forcierten Formsysteem zeichnete Dix diese Tötung eines Menschen im Volltreffer, und er fixierte damit das, was er selbst bei jedem Angriff mit dem MG-Zug für sich annehmen mußte. Das jüngst in der Villa Grisebach versteigerte Blatt „Volltreffer“ ist 1917 datiert und stützt damit die bekannte Kreidezeichnung in Stuttgart (Abb. 10), die nur signiert ist<sup>36</sup>.

Der kubo-futuristische Zeichenstil wird von Ende 1916 und 1917 an immer klarer und immer sicherer eingesetzt zur Bannung der Dynamik des Geschehens und zur Fixierung der Simultaneität der Ereignisse. Die mehr runden Formen von 1915/16 (die Monate Januar – März 1916 bei Aubérive) schwinden und weichen einem Gefüge von Kuben in starken Dunkel- und Hell-Massen: „Schlacht“, „Schwerer Granateinschlag“, „Reihe im MG-Feuer“ oder „MG-Zug bei Nacht“ (Abb. 11). Beide letzteren Blätter von 1917 dokumentieren über die Form hinaus für den Gehalt, daß Dix nicht nur eine Seite des Krieges und Kampfes festhielt. Vielmehr zeigte er die Täter und die Opfer bzw. die Verstrickung der Menschen durch den nationalen Zwang zum Kampf in Opfer und Täter zugleich, – ganz in dem Sinn wie es auch Henri Barbusse in ‚Le Feu‘ (deutsch 1918) charakterisiert hat<sup>37</sup>. Die Perspektiven von Dix wechseln auch angemessen dieser inhumanen Ambivalenz: Die Fallenden sind sowohl die deutschen Kameraden als auch die Briten oder Franzosen; genaue Uniformen sind kaum auszumachen; wie in der Radierung von 1924 („Sturmtrupp unter Gas geht vor“) läßt Dix den MG-Zug gespenstisch auf den Betrachter/auf sich selbst zukommen. Ist im Mit-

<sup>35</sup> Otto Griebel, Erlebnis und Vorbild Otto Dix, in: Bildende Kunst (Berlin-Ost 1966) 582; Beck, Krieg, in: Katalog Dix (München 1985) (wie Anm. 1), 12.

<sup>36</sup> Katalog Dix (St. Gallen 1961) 30, Katalog-Nr. 27; Bestandskatalog Galerie der Stadt Stuttgart: Otto Dix, bearb. von Brigitte Reinhardt (Stuttgart 1989) 69; Katalog 21 der Villa Grisebach (Berlin, November 1991) Nr. 46.

<sup>37</sup> Henri Barbusse, Das Feuer (Paris 1916, Zürich 1918) Kap. 20; vgl. dazu besonders H. D. Kittsteiner, Dix, Friedrich und Jünger, in: Katalog Ausstellung Dix – zwischen den Kriegen (Berlin, Hannover 1977) 33 ff.; Dix suchte nicht die Bewährung des Menschen im Krieg (wie Jünger), sondern findet eine Degradierung als Stütze und Opfer des Systems, wie Kittsteiner schrieb. Die Stellung der Kriegsbilder von Dix 1980 in der Berliner Schau „Bilder vom Menschen“ hat O. K. Werckmeister kritisch analysiert: Radical Art History, in: The Art Journal 42 (1982) 287.

telteil des Kriegs-Triptychons 1932 eindeutig der Volltreffer in die deutsche Linie gegeben, so hält Dix in den Zeichnungen 1917 die Uniformen unbestimmt.

Gemessen an den Hölle der Somme- und Artois-Kämpfe folgte für Dix eine ruhigere Zeit: Im Winter 1916/17 lag Dix im Lazarett in Henin (lt. Militärpaß bis 2. März 1917), wurde wieder eingesetzt in Gräben im Artois, vom 2. April an in Flandern und hatte dann in der ersten Augushälfte 1917 zwei Wochen Ruhe bei Brügge – nach „schweren Kämpfen bei Ypern“ (FPK Gera 38, vom 14. August 1917); dabei kam es zu Badeausflügen nach Knokke am Meer, denn diese Ortssignatur trägt eine Zeichnung, die auch auf 1917 datiert ist<sup>38</sup>. Bis Oktober war Dix in den Sommer- und Herbstschlachten in Flandern, inklusive einem Kursus zur Flieger-Abwehr mit schwerem MG. in Gent (vom 23. bis 27. August 1917).

Dann folgte im Oktober bis Dezember 1917 der Einsatz seines Regiments 102 an der Ostfront, gesichert durch Postkarten aus Gorodniki und Lagoerde (zwischen Nartorsch-See und Twertsch, südlich Dünaburg), bis zum Waffenstillstand Mitte Dezember 1917 (siehe Militärpaß p. 16). Die Zeichnungen von dieser Front sind nur teils gesichert bzw. gestützt durch drei Geraer Postkarten; breite transparente Schatten-Schraffuren fallen auf und helfen zu datieren: „Im Quartier“, „Vier Männer im Gehölz“<sup>39</sup>, „Wellblech-Unterstand“ (Galerie der Stadt Stuttgart), „Steppenritt“, „Steppendorf“ (vgl. FPK Gera Nr. 41 „Aus Gorodniki“ vom 18. November 1917). Diese Gruppe wird sowohl mittels Zeichenstil deutlich, als auch damit, daß es sich meist um keine Kampfszenen handelt. Dix hat eine Sicherheit im Zeichnen und eine Qualität erreicht, die ihn abstrahieren läßt – auch stärker wie folgend im Jahr 1918. Die Entwicklung ist deutlich: sukzessives Fortschreiten von einer realistischen Gestaltung zu einer in dichten Kuben realisierten Form-Systematisierung, d.h. Dix unterwirft die Kriegs-Realität einem artistischen System. Noch auffallender ist dieses ästhetische System in den Gouachen des Jahres 1917/18 wie „Gräben vor Reims“, „Grabkreuze“ (Albstadt), „Stellung“ und den Granatrichtern<sup>40</sup>.

Nach der Ostfront ist Dix 1918 wieder im Westen, erkrankt im Februar 1918 auf Urlaub in Gera, mit Ruhe bis 30. März; muß dann in die Kämpfe um Arras/Artois, Süd-Flandern (bei Ypern-Langemark) und Nordfrankreich im August 1918. Dort wird er im August bei Lestrem (westlich von Lille) von einem Splitter am Hals verwundet<sup>41</sup>. Nach dem Schieß-Kursus in Tongern wird Dix am 18. Oktober 1918 zum Vize-Feld-

<sup>38</sup> „Knokke 17“ bei *Conzelmann*, (wie Anm. 20), 185, von *Ulrike Rüdiger* nicht identifiziert und den FPK 38/39 zugeordnet; vgl. meinen Beitrag: Ein unbekanntes Kriegsbild, siehe Anm. 2. In der Galerie Valentien befindet sich eine verwandte Gouache vom Meer bei Knokke vom August 1917.

<sup>39</sup> *Cassou*, (wie Anm. 33), 33, „Männer im Gehölz“ Nr. 5; *Conzelmann*, (wie Anm. 20), 187, ordnete das Blatt zutreffend der Ostfront zu; *Rüdiger*, (wie Anm. 15), 18, stellt den Kontext mit FPK 42 dar.

<sup>40</sup> Museum Leipzig, Katalog München (1985) 20–21. Die Kataloge der Ausstellungen München (1985) (wie Anm. 1) und Stuttgart, Berlin (1991) (wie Anm. 2) haben eine Reihe der expressionistischen Gouachen der Kriegsjahre gezeigt; unscharfe Datierungen derselben bei *Pfäffle*, (wie Anm. 2), 256, 269: „Das Blatt wird zwischen 1915 und 1917 entstanden sein.“ Im Grunde müßten Kunsthistoriker/innen genauer sein bzw. besser sehen!

<sup>41</sup> *Schubert*, *Otto Dix* (wie Anm. 2), 24; *Rüdiger*, (wie Anm. 15), 23; *Andrea Hollmann*, *Biographie Dix*, in: *Dix-Katalog* (Stuttgart, Berlin 1991) (wie Anm. 2) 14–15.



Abb.1 Otto Dix: Schützengraben, Ölgemälde 1923, ehem. Museum Köln, 1937 beschlagnahmt (verschollen). Bildrechte für dieses Bild und für alle folgenden Bilder: Otto Dix Stiftung, Vaduz



Abb.2 Dix: Radierung Trümmer bei Langemarck, 1924 (Mappe Krieg)

Abb.4 Foto des MG-Zugs 390 von Dix, Champagne März 1916







Abb. 5 Dix: Selbst im Unterstand, 20. März 1916, Postkarte (Museum Gera)

Abb. 6 Dix: Feldpostkarte mit MG-Stand, Juni 1916, vor Reims (Museum Gera)

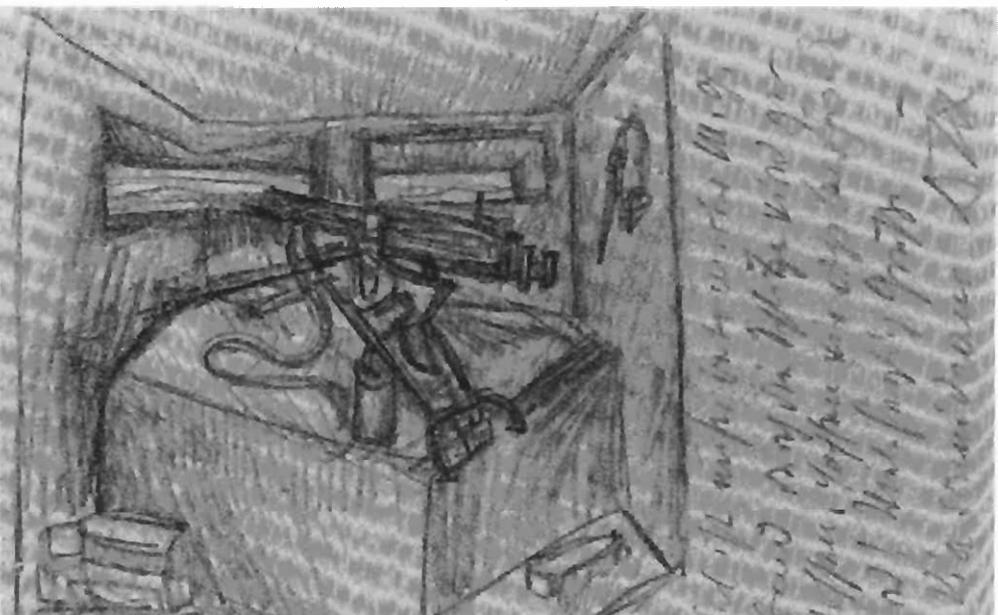




Abb. 7 Dix: Kreidezeichnung, Zwei Schützen auf Toten, 1917 (Stuttgart, Galerie der Stadt)

Abb. 8 Dix: Graben bei Amiens/Somme, Kreidezeichnung 1917 (?) (Privatbesitz)





Abb.9 Dix: Überfall, Kreidezeichnung 1917 (Mannheim Kunsthalle)

Abb.10 Dix: Volltreffer auf Soldat,  
1917, schwarze Kreide (Stuttgart,  
Galerie der Stadt)



Abb.11 MG-Zug bei Nacht, Zeichnung 1917  
(Galerie der Stadt Stuttgart)





Abb. 12 Dix: Selbstbildnis als Unteroffizier, rauchend, 1917 (Berlin, Staatl. Museen, Kupferstich-Kabinett)

Abb. 13 Dix: Frauenakt – ‚Fruchtschale‘, Kreide 1917 (Privatbesitz)





Abb. 14 Dix: Finale, Zeichnung 1917 (Dresden, Kupferstich-Kabinett)

Abb. 15 Dix: Toter Soldat im Graben ('Herbst 1917 Bapaume'), Radierung der Mappe Krieg, 1924



weibel befördert und meldet sich zu den Fliegern. Diese Meldung wurde meist als Beleg der Sensationsgier oder des Vitalismus Dix' ausgelegt, aber 1918 war das Fliegen angesichts des zunehmenden Sterbens an der Westfront die Möglichkeit, den mörderischen Grabenkämpfen um geringes Land zu entgehen.

In diesem Jahr 1918 entstehen die stark abstrahierten Tusche-Zeichnungen, in schwarzen Massen gebaut, – z. B. an Leutnant Kurt Lohse und FPK Gera 48 an H. Jakob („Luftkampf“) oder Blätter wie „Das tote Haus“ oder „Angriff“. Hier hält Dix als Künstler eine Position, die sich zum Verismus der Radierungen 1924 quasi als Gegenpol zeigt, eine erstaunliche Abstraktion in Inhalt und Form vom wirklichen Gesicht des Krieges; kaum Kampf- und Sterbeszenen, meist symbolische Sujets, häufig vitale oder allegorische Stoffe wie „Fortuna“, „Liebesakt“, „Lichtkegel“, „Schwarze Vögel“, „Tod und Frau“, „Fallender“ u. a.

Das verweist uns auf eine zentrale Frage, nämlich ob Dix auch andere Themen, oder nur Kämpfe, Töten, Sterben, Granattrichter, Gräben, zerstörte Dörfer (Aubérive, Langemark), fallende Menschen usf. während des Krieges beschäftigten? Man muß dies bejahen und kann darin die Brücke zum Schaffen von 1919 in Dresden erkennen; zwei Blätter mögen dies deutlich machen, beide für 1917 gesichert, das „Selbstporträt als Rauchender“ mit Mütze (Abb. 12) und die in plastische Kuben aufgelöste Frauengestalt „Fruchtschale“<sup>42</sup>, ein Sujet (Abb. 13), das Dix von 1915 bis 1919 variierte und das im Gemälde „Schwangere“ 1919 gipfeln sollte. Mit diesen beiden Beispielen fassen wir also die Themen Selbstbildnis und die Frau als Gegenpol des Mannes, als Lokung, die Trennung und Vereinigung der Geschlechter in der Zeugung, der Leib als sexuelle Vereinigung, ja als Fruchtschale des Lebens. Sofort nach dem Kriege sollte Dix in diesem Sinne auch eine Reihe von Ölbildern in Dresden schaffen, die genau dieser Lebens-Mystik zugehören. Er schrieb Februar 1919 an den Maler Kurt Günther: „Ich habe zwei größere Gemälde angefangen [...] ‚Leda‘ und ‚Weib mit Fruchtschale‘. Die Ideen trage ich schon seit fünf Jahren.“<sup>43</sup> Auch die beiden – von O. Conzelmann verwechselten – Versionen der Komposition sog. „Verwundete am Abend“, das Dresdner Blatt rückseitig als „Finale“ (Abb. 14) betitelt, das zweite Blatt 1917 datiert<sup>44</sup>, stellen keinen Kampf dar, auch nicht Verwundete, sondern eine symbolisch-allegorische Vision, die eventuell mit dem Waffenstillstand im Osten Dezember 1917 zu verstehen wäre: Wir sehen Auferstehende, die sich aus den Erdlöchern erheben und ihre Arme sehnsüchtig zur Sonne recken wie ehemals Zarathustras Jünger, also

<sup>42</sup> „Selbst rauchend“, 1917, siehe *Schmidt*, (wie Anm 30), 42; *Schubert*, Dix und der Krieg, in: Pazifismus zwischen den Weltkriegen, hrsg. von *D. Harth, D. Schubert* (Heidelberg 1985) 192. Das Blatt „Fruchtschale“ Nr. 42 bei *Kinkel*, (wie Anm. 15); heutiger Standort unbekannt.

<sup>43</sup> Vgl. *Fritz Löffler*, Die Dresdner Sezession Gruppe 1919, in: Katalog Kunst im Aufbruch – Dresden 1918–1933 (Dresden 1980) 41; *Roland März*, Das Gemälde „Mondweib“ von Otto Dix aus dem Jahr 1919, in: *Forschungen und Berichte* Bd. 25 (Staatl. Museen Berlin-Ost 1985) 71–81.

<sup>44</sup> *Kinkel*, (wie Anm. 15), Nr. 40 (das Exemplar in Dresden); *Conzelmann*, (wie Anm. 20), Abb. 119, das 2. Exemplar in Privatbesitz; *Kritische Berichte* (1984) Heft 1, 86; *Schubert*, Otto Dix (1991) (wie Anm. 2), 28–29; *Löffler*, (wie Anm. 15), Abb. 3 gab leider wieder den falschen Titel „Verwundete am Abend“ (der von *Conzelmann* stammte). Auch *H.-U. Lehmann* ist hier ungenau; er erwähnt zwar die 2. Version bei *Conzelmann*, übersieht jedoch das Datum „17“ darauf (Dix-Zeichnungen im Dresdner Kupferstichkabinett (Dresden 1991) Nr. 41, 82).

eine visionäre Umsetzung der Friedens- und Lebens-Sehnsucht des Malers Dix, der angeblich den Krieg pauschal als „Numinosum“ feierte (Conzelmann).

Einerseits wollte Dix den Krieg 1915 als „gewaltiges“ Ereignis und vitalistisches Stimulans erleben, andererseits erkannte er ihn klar und nüchtern als „scheußliche Sache“, als „viehmäßig“, als „Hölle“ (Monacu-Ferme), als Entfesselung des Menschen und seine Degradierung zum Opfer. Zuweilen mag eine Dämonisierung aufgekommen sein; aber liest man den ganzen Wortlaut des Briefes über die Leiden bei Monacu-Ferme<sup>45</sup>, so kann man Dix schwerlich ein Rühmen des Kampfes à la Jünger nachsagen. Er stellte den Krieg – anders als Rösler z. B. – leidenschaftlich und unermüdlich dar, nicht aus „Liebe“ (wie Conzelmann wollte)<sup>46</sup>, sondern aus einem Willen im Gestaltungstrieb und dem Überlebensziel. Dabei kam es Dix m. E. darauf an, sowohl in monologischer Weise seine Blicke und Erlebnisse zu bannen, als auch das Arsenal seines Gedächtnisses zu füllen, um den Krieg später, veristisch, in aller Brutalität und Entmenschlichung in den fünfzig Radierungen zu zeigen, der Welt den Spiegel der Folgen des Krieges zu geben.

In den Kriegszeichnungen gestaltete Dix die Welt-Zertrümmerungen, die ihm seine Erlebnisse vor Augen führten – Gräben, Explosionen, Fallende, tote Menschen, Trümmer, Granattreffer, Tiere, Unterstände usf., indem er sie in die artistische Form-Zertrümmerung und das synthetische Form-Aufbauen des Kubofuturismus überführte. Dabei abstrahierte er jedenfalls dergestalt davon, was der Krieg für die Menschen bedeutete, nämlich elendes Verrecken im Kampfgraben oder im Lazarett. Barbusse schilderte das bereits 1916 (Le Feu, Kap.12). Die synthetische Formgestalt, die Dix in den Gouachen und Zeichnungen 1915–18 spontan schuf oder suchte, entspricht der Motorik, der Dynamik und Komplexität des Kriegsgeschehens; Form-Simultaneität sollte mit Ereignis-Simultaneität korrespondieren bzw. zur Deckung gebracht werden. Aber die Erniedrigung des Menschen, die Brutalität des Kampfes und die veristische Dokumentation der Kriegsfolgen für die Mitwelt und die Nachwelt lieferte er dabei vorerst nicht; dies realisierte Dix erst 1923/24 mit den genauen Protokollen der Radierungen der Krieg-Mappe bei Nierendorf und verdichtet im „Schützengraben“ (Abb. 1).

So müßten natürlich – wenn man das ganze Thema Dix im Krieg behandeln wollte – Kreidezeichnungen von 1917 mit Radierungen von 1924 konfrontiert werden. Damit wäre nicht nur die enorme Breite des künstlerischen Könnens und Wollens bei Dix erwiesen, sondern auch die Differenz in seiner Werkentwicklung zwischen monologischer Kunst und Kunst vor Zeugen (Nietzsche) dargestellt; wie ich eingangs andeutete, ist der gestellte Rahmen aber dafür nicht gedacht. Im gleichen Sinne der Breite von Dix und der Differenzierung in Phasen der Kriegsbilder und Modi der Wiedergabe könnten die farbigen Gouachen mit den Radierungen konfrontiert werden, etwa von 1917 „Leuchtkugel erhellt Drahtverhau“ (Albstadt) mit der Radierung

<sup>45</sup> Löffler, (wie Anm. 15), 10f.

<sup>46</sup> Conzelmann, (wie Anm. 20), 121; vgl. auch die kritische Auseinandersetzung jüngst durch Jürgens-Kirchhoff, (wie Anm. 2), 247; die Autorin kommt zu dem Schluß, daß die Unterschiedlichkeit der Kriegszeichnungen keine generell verherrlichende Absicht zeigt (249).

„Totentanz anno 1917“ (im Probeabzug betitelt „Jägertrichter Artois“). Der Kontrast ist aufgrund der Farbigkeit noch stärker als bei Zeichnungen und Radierungen.

Die Ästhetisierung des Krieges, die Dix in leidenschaftlichem Gestaltungswillen 1915 bis 1918 mittels zeichnerischer Formsyste-me und durch glühende Farben erreichte, ist 1924 zugunsten des nüchternen Verismus gänzlich zurückgenommen. Visualisiert Dix 1924 vor allem die Folgen des Krieges (Verwundete, Sterbende, zerstörtes Land, Gastote, Zivilopfer u.a.), so hielt er im Krieg das Plötzliche fest und die Motorik des Moments<sup>47</sup>. Das Medium Radierung kommt der realistischen Absicht entgegen; die Krieg-Mappe ist für Zeugen und Zeitgenossen bestimmt (Abb. 15 Radierung „Toter Soldat im Graben“, 1917 Bapaume); sie soll das wahre Gesicht dieses Krieges zeigen, nicht den Schein desselben.

Die frühen Zeichnungen gaben die Maske des Moments, den Aufschein des Plötzlichen, nicht den Kern und die Folgen. Die Radierungen aber zeigen in langer Bilder-Sequenz primär das, was nach dem „Rausch“, dem dämonischen „Schein“ des Kampfes und seiner Dynamik bleibt und was sein wird. Nicht unbedacht gibt Dix als letztes Blatt zwei Totenschädel bei Tahure als Finale der Mappe.

In der ganzen Breite dieser Möglichkeiten seiner Kriegsbilder steht Dix tatsächlich in der Kunst des 20. Jahrhunderts allein, und seine Geltung ist – trotz einer herrschenden Kunst der Material-Sprache und Form-Autonomie (gegenstandslose Materialkünste) – von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gestiegen. Als Kriegsdarsteller wird er insgesamt gesehen für seine Zeit größte Bedeutung behalten. Dies haben bereits Autoren und Künstler von Carl Einstein und Willy Wolfradt bis Alfred Hrdlicka und Volker Stelzmann unterstrichen und realisiert<sup>48</sup>.

<sup>47</sup> Die gesamte Krieg-Mappe 1924 enthält bezeichnenderweise kein Blatt eines Granateinschlags. Diese Differenz zwischen dem Schein des Plötzlichen (Zeichnungen bes. von 1917) und dem Kern des Realen, den Kriegsfolgen, hat *Conzelmann* in seinem anti-pazifistischen Eifer überspielt bzw. außer Acht gelassen.

<sup>48</sup> *Carl Einstein*, Otto Dix, in: Das Kunstblatt, Bd. VII (1923) 97f.; *Alfred Hrdlicka*, Otto Dix – wie ich ihn sehe, in: Das Neue Forum, H. 245 (Wien 1974) 56f.



## *Helmut Börsch-Supan*

### Die Reaktion der Zeitschriften „Kunst und Künstler“ und „Die Kunst“ auf den Ersten Weltkrieg

Der Kunsthistoriker hat im allgemeinen ein anderes Verhältnis zu seinem Gegenstand als der Historiker. Kunst will bewundert, ja, geliebt werden, und wenn der Kunsthistoriker sie erforscht, tut er es in der Regel mit dem Motiv, ihren Wert genauer zu erkennen und zu begründen. Kunst gehört zu den hehren Gütern unserer Kultur. Geschichte dagegen wird oft als zu tragende Altlast empfunden. So bleibt denn in der Kunst das Ungeliebte weitgehend unerforscht, und es streift in unseren Augen denn auch das Perverse, wenn der Kunsthistoriker, wie es nach 1968 oft geschehen ist, sich mit der gleichen Inbrunst, die sonst Michelangelo entgegengebracht wurde, Illustriertenfotos zuwendet, um den desolaten Zustand der Gesellschaft zu offenbaren. Das Triviale gnadenlos zu verurteilen, ist zudem mit der Lust verbunden, sich darüber zu erheben.

Es ist erstaunlich, wie seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts rigoros zwischen dem geschieden wird, was wirklich Kunst ist und dem, was nur vorgibt, Kunst zu sein. Hatte die herrschende Kunst des späten 19. Jahrhunderts zunächst die Moderne geächtet, so geschieht nun das Umgekehrte. Die Salonkunst des späten 19. Jahrhunderts existiert jedoch immer noch und besitzt ihre Liebhaber und Nachfolger. Würde man analysieren, was sich in den Wohnstuben von Eliten befindet und warum es da ist, und vergleiche das mit dem, was die Museen an Kunst zulassen, es würde eine bemerkenswerte Diskrepanz offenkundig. Aber nicht weniger bemerkenswert ist es, daß kaum jemand diese Widersprüche untersuchen möchte.

Der Erste Weltkrieg und die Kunst – bei diesem Thema fallen dem Gebildeten die Namen Otto Dix, Max Beckmann oder Ludwig Meidner ein, also Maler, die mit krasen Formulierungen auf das Ungeheuerliche des modernen Krieges reagiert haben, in unseren durch spätere Katastrophen geschulten Augen auf die einzig angemessene Art und Weise. Dabei standen Krieg und Kunst einmal in einem ganz anderen Verhältnis zueinander. Jacob Burckhardt hat ein Kapitel seiner „Kultur der Renaissance in Italien“ überschrieben: „Der Krieg als Kunstwerk“. Zum Ideal der Ritterlichkeit gehörte die Schönheit des Kriegers. Eine Ritterrüstung war ein Kunstwerk, dessen Faszination man sich auch heute noch schwer entziehen kann. Die Ästhetisierung des Soldatentodes, aber auch die des Tötens im Krieg war die Folge.

Napoleon hatte in einer bisher nicht gekannten Weise die Malerei für die Verherrlichung seines Kriegsruhmes und für die Kriegspropaganda in Anspruch genommen und die Schlachtenmalerei massenwirksam gemacht. Die Befreiungskriege haben in

Deutschland nichts Vergleichbares hervorgebracht. Bayern war in dieser Hinsicht noch fruchtbarer als Preußen. Albrecht Adam war der erste deutsche Spezialist für Schlachtenbilder. Die Darstellungen militärischer Aktionen hielten sich im Format zurück. Sie waren disziplinierter gemalt als die französischen Bilder. Es fehlte der animierende Schwung. Die Siege von 1864, 1866 und 1870/71 belebten erneut die Schlachtenmalerei, und nun gab es auch in Berlin Künstler, die sich fast ausschließlich in diesem Genre betätigten und gewöhnlich nicht nur Siege des 19. Jahrhunderts, sondern auch weiter zurückliegender Zeiten schilderten. Offizierskasinos waren wichtige Abnehmer bzw. Auftraggeber solcher Bilder.

Friedrich Pecht, Herausgeber der 1886 begründeten Zeitschrift „Kunst für Alle“ beklagt im 1. Jahrgang anlässlich einer Besprechung der großen Berliner Jubiläumsausstellung: „Was bewiese schlagender die Friedensliebe des deutschen Volkes als die geringe Zahl unserer kriegerische Vorgänge schildernder Bilder? Sie, die in dem französischen Salon alle Wände von Blut triefen lassen, sind auf denen unserer Ausstellung an den Fingern abzuzählen.“<sup>1</sup> Als Gründe führt Pecht Abneigung des höheren Bürgerstandes gegen den Krieg, mangelnden Nationalgeist und Gleichgültigkeit der regierenden Bürokratie an. „Bei uns wird Schlachtenmalerei immer noch zur Paradenmalerei entwürdigt“, bemerkt er. Er propagierte die „Charakterdarstellung des Menschen im Kampf“ und pries die Franzosen als Vorbilder.

Schlachtenbilder, insbesondere Nahkampfszenen, die damals gemalt wurden, fesselten durch eine möglichst große Zahl dramatischer Vorgänge mit unterschiedlichsten Verhaltensweisen der Soldaten. Es mußte vielerlei zu sehen sein, und dieses mußte packend dargeboten werden. Die 1890 fertiggestellte Ruhmeshalle im Berliner Zeughaus<sup>2</sup> war das Hauptwerk dieser Art von Kunst, die in den nach 1870 wieder beliebten Panoramen am wirkungsvollsten popularisiert wurde. Die elf Maler, die in der Ruhmeshalle tätig waren, sind zwischen 1818 und 1848 geboren; 1918 starb der letzte von ihnen. Anton von Werner, der einflußreichste Berliner Maler der Kaiserzeit, der seine Karriere in Berlin mit Darstellungen des Triumphes von 1870 eingeleitet hatte, starb vier Monate nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Seine Schüler konnten seine Militärmalerei nicht mehr erfolgreich fortsetzen. Carl Röchling, Richard Knötel und Georg Koch, zwischen 1854 und 1857 geboren, spielen im 20. Jahrhundert keine wesentliche Rolle mehr; am ehesten gelang das noch dem draufgängerischen und effekthascherischen Theodor Rocholl. Als sich in den neunziger Jahren mit den Sezessionen eine neue Kunstauffassung Bahn brach, wurde solche Kunst mit propagandistischen und erzieherischen Aspekten suspekt.

1894 malte Franz von Stuck ohne aktuellen Anlaß sein berühmtes und sogleich vom bayerischen Staat erworbenes Bild „Der Krieg“<sup>3</sup>, das diesen allegorisch als dumpf-

<sup>1</sup> *Friedrich Pecht*, Soldatenbilder auf der Berliner Jubiläums-Ausstellung 1886, in: KfA 1 (1886) 330.

<sup>2</sup> *Monika Arndt*, Die „Ruhmeshalle“ im Berliner Zeughaus. Eine Selbstdarstellung Preußens nach der Reichsgründung. Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von Berlin, Beiheft 12 (Berlin 1955).

<sup>3</sup> Bayerische Staatsgemäldesammlung, Neue Pinakothek.

fes, die Menschen niedertretendes Fatum hinstellt. Zwei Jahre später malte Arnold Böcklin in gleicher Weise den Krieg als Geißel der Menschheit<sup>4</sup>.

Das Militärbild verschwand nicht aus der Sezessionskunst, es verzichtete jedoch auf die reportagenhafte Schilderung bestimmter historischer Ereignisse und führt Soldatenleben genrehaft mit Sinn für großzügige künstlerische Form vor, soldatische Gesinnung bezeichnend, mitunter jedoch auch in der Nachbarschaft zur Karikatur. Angelo Jank und Max Feldbauer, beide Mitglieder der Münchner Künstlervereinigung „Die Scholle“ sind hier zu nennen sowie der Stuttgarter Robert von Haug. 1903 wurde als Folge der Kunstkämpfe im Zusammenhang mit der Beschickung der Weltausstellung in St. Louis die Zeitschrift „Kunst und Künstler“ als Organ der Moderne gegründet. Seit 1907 war sein Herausgeber Karl Scheffler, ein herausragender Kunstschriftsteller mit weitem Horizont, ein leidenschaftlicher Parteigänger des Impressionismus und entschiedener Gegner der vom Kaiser propagierten Kunst. Er gab der Zeitschrift Autorität und ein entschiedenes Profil, während das Münchner Gegenstück des Bruckmann-Verlages, die Zeitschrift „Die Kunst“, als Fortsetzung der „Kunst für Alle“ mehr Stimmen zu Wort kommen ließ, breiter informieren und werben wollte und weniger kämpferisch war. Dem Expressionismus verschlossen sich beide Zeitschriften, abgesehen von vereinzelten Abbildungen im Zusammenhang mit Ausstellungsbesprechungen.

Die Kriegsbegeisterung, die im August 1914 explosionsartig um sich griff, erfaßte beide Zeitschriften, „Kunst und Künstler“ jedoch durchschlagender und mit mehr Pathos und intellektueller Anstrengung als „Die Kunst“. Der Beginn des XIII. Jahrgangs von „Kunst und Künstler“ fiel mit dem Kriegsausbruch zusammen. Ein mit „Der Krieg“ überschriebener Aufsatz von Scheffler, der das Ereignis als aus innerer Notwendigkeit geborene Befreiung bejaht, steht denn am Anfang dieses Bandes<sup>5</sup>. Der Autor erhofft „eine mächtige Regeneration des Idealismus“. Er meint: „Auf alle Lebensformen fällt ein neues klares Licht.“ Es fallen Worte wie: „Jetzt flüstert uns der Genius der Rasse vernehmbar ins Ohr, daß nur durch Katastrophen eine Wiedergeburt möglich ist.“ Scheffler, von der geistigen Überlegenheit der Deutschen überzeugt, meint, in diesem Krieg gehe es um die Weltherrschaft, die Deutschland mit dem Siege zufalle. Mit der „endgültigen Befestigung einer gewaltigen nationalen und imperialistisch-weltwirtschaftlichen Macht“ werde auch die Führung im Künstlerischen an Deutschland übergehen. Er stellt sich eine Fortentwicklung des in Frankreich geborenen Impressionismus vor. Dabei werde „alle Narrheit der letzten Zeit, alle aus der Langeweile des Geistes geborene Ideologie des Expressionismus, des Kubismus und des Futurismus“ verschwinden.

In einem darauffolgenden Artikel stellt sich Scheffler eine neue Art von Kriegsmalerei vor, „vielleicht Bilder voller Blut, Verwüstung und Grausamkeit [...], von denen man aber jedes Wort wiederholen kann, das einst vor dem Schlachtenbild eines Meisters gefallen ist: Das ist wie ein Rosenbouquet.“ In den Eindrücken sieht er „Motive

<sup>4</sup> Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Gemäldegalerie Neue Meister.

<sup>5</sup> *Karl Scheffler*, Der Krieg, in: *KuK* 13 (1915) 1–4.

jener grotesk erhabenen Schönheit, die allgegenwärtig ist und die aus dem Gräßlichsten noch Arabesken des Ewigen macht“<sup>6</sup>.

Schefflers Sprachgewalt versteht es, Grauen und Schönheit zu verbinden, und er beirachst sich daran. Illustrieren kann er diese Visionen nicht nur nicht, weil solche Entwürfe nicht so schnell zu verwirklichen waren, sondern auch deshalb, weil die Künstler im Gesichtskreis Schefflers ihre eigenen Wege gingen. Da aber Bilderschmuck in einer Kunstzeitschrift erforderlich ist, greift er auf Menzels Holzschnitte zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen“ zurück, die auch „Die Kunst“ gern zur Bebilderung von Aufsätzen mit Kriegsthemen heranzieht. Die Beiträge der ersten Hefte des Jahrgangs sind zu einem großen Teil auf das Kriegsgeschehen bezogen, aber mit einer deutlich abnehmenden Tendenz. Zunächst noch beherrscht der Krieg das Feld. Texte von Kleist<sup>7</sup> und dem kürzlich verstorbenen Alfred Lichtwark<sup>8</sup> werden zur Unterstützung von Schefflers Ideen abgedruckt. Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz beherrschen den mit „Chronik“ überschriebenen Teil jedes Heftes. Unter der Überschrift „Die erste Kriegswoche in Berlin nach Mitteilungen Berliner Tageszeitungen“<sup>9</sup> werden verschiedene Dokumente abgedruckt und mit Zeichnungen von Max Beckmann versehen, dem wichtigsten der von Scheffler protegierten jungen Künstler, der sich hier zudem am energischsten mit Kriegsthemen profiliert. Zur Eroberung von Lüttich bietet er eine Zeichnung mit einem den Angriff befehlenden Offizier, die in ihrer Aggressivität nicht allzuweit von einem Aquarell Herbert Knötels von 1915 entfernt ist<sup>10</sup>, das als beliebiges Beispiel für die Übereinstimmung von solch künstlerischem und militärischem Draufgängertum in schmissigem Skizzierstil hier aufgeführt sei. Später hat Beckmann solche Zeichnungen nicht mehr geliefert. Bald folgen authentische Berichte vom östlichen und westlichen Kriegsschauplatz in Form von Briefen, die von Malern verfaßt und mit Zeichnungen illustriert sind: von Max Beckmann, Waldemar Rösler, der 1916 fiel, Fritz Rhein und den wenig bekannten Malern Hermann Goebel, Reinhold Kliensch, Arthur Samuel und Max Neumann. Die Zeichnungen halten flüchtig eher Episodisches vom Kriegsgeschehen fest. Das gilt als dem Impressionismus gemäße Sicht. Es wird nicht versucht, das Grauenhafte umzusetzen. Diese Kriegsberichte von Malern finden sich nur im Jahrgang XIII. von 1915, und sie enthalten keinerlei kunsttheoretische Reflexionen im Sinne von Schefflers 1914 geäußerten Vorstellungen.

Scheffler versucht in einem Aufsatz „Die Maler 1870 und 1914“ noch einmal historisch zu erklären, wie der Weltkrieg im Gegensatz zum Krieg von 1870/71 die schöpferischen Geister beflügelt. Er schreibt: „Es ist nun festzustellen, daß jene schlechte Schulkunst, die sich eben damals als ‚Kunst für alle‘ neu konstituierte und die modern zu sein glaubte, wenn sie photographisch getreu, sentimental, nüchtern oder mit theatralischer Aufmachung das Wirkliche abmalte, begierig das aktuelle Kriegsmotiv ergriff, daß sie kriegerische Episodenmalereien und Illustrationen der Zeitgeschichte in

<sup>6</sup> Ders., Chronik, in: KuK 13 (1915) 44.

<sup>7</sup> Heinrich von Kleist, Was gilt es in diesem Kriege, in: KuK 13 (1915) 33f.

<sup>8</sup> Aus Alfred Lichtwarks „Der Deutsche der Zukunft“, in: KuK 13 (1915) 53–60.

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> Abgebildet in: Georg Ortenburg, Mit Gott für König und Vaterland (München 1979) 248.

Fülle hervorbrachte, vom Bild kleinen Umfangs bis zum Panoramenformat, daß die wahrhaft schöpferischen Talente aber, im Gegensatz hierzu, ausnahmslos Werke schufen, von denen ein der Geschichte Unkundiger nicht einmal die Tatsache des Krieges ablesen könnte.“<sup>11</sup> Scheffler nennt die Namen Menzel, Leibl, Thoma, Feuerbach, Marées, und er bemerkt: „Liebermann, der sich heute in den Krieg mit leidenschaftlichem Interesse einzufühlen versucht, ist vom deutsch-französischen Krieg unberührt geblieben. Der Krieg und seine Kunst waren ihm zweierlei.“ Von Liebermann, den er am höchsten schätzte, erwartete Scheffler wohl außer den skizzenhaften Äußerungen seiner Kriegsbegeisterung nun wirklich gültige Kriegsbilder. Was er lieferte, waren jedoch nur Bildnisse hoher Militärs. Julius Elias kommentiert das in der Besprechung der Ausstellung der Akademie von 1915: „Auch er hat dem Krieg einen Tribut entrichtet, indem er malerisch das Feldgrau verewigte. So und nicht anders wird die Farbe der Zeit in die Kunstgeschichte kommen, die Farbe und die Fahne unserer Zeit.“<sup>12</sup>

Den Vergleich von 1870 und 1914 hatte vor Scheffler schon Paul Westheim in „Die Kunst“ vorgetragen<sup>13</sup>, aber mit dem agitatorischen Pathos der ersten Kriegswochen: „An diesem Weltbrand, der jetzt Europa durchflammt, muß sich auch die deutsche Kunst entzünden. Muß! Muß! Sie hat jahrhundertlang Kräfte in wilden Schößlingen auswuchern lassen, hat sich bis zur Knifflichkeit in technische Probleme verspielt. Jetzt wirft ihr die aus den Banden geratene Zeit einen unbändigen Stoff in den Schoß.“ Er bemerkt, 1870/71 hätten sich die Künstler und Dichter wenig für den Krieg begeistert – Feuerbach, Marées, Trübner, Thoma, Keller, Mörike, Hebbel –, und er beklagt, die Helden der Einigung seien nicht verherrlicht worden. Die „Uniformmalerei“ läßt er nicht gelten, und er begeistert sich: „Die Männer der 42 Zentimeter-Haubitze fordern auch geistig ein anderes Format als die, die mit der Lanze oder der Pike ins Feld zogen. Diese neue Kunst selbst wird befriedigend erst dann sein, wenn sie etwas von dieser zwingenden 42 Zentimeter-Wucht in sich haben wird. Ob unsere Künstler imstande sein werden, dieses Heldentum unserer Zeit so innerlich groß zur Darstellung zu bringen? Eine bange Frage, eine Schicksalsfrage an die deutsche Kunst.“ Westheim gab seit 1917 das „Kunstblatt“ heraus und trat hier für die Expressionisten ein, denen sich „Kunst und Künstler“ nicht öffnen mochte. In ihnen sah er die „42 Zentimeter-Wucht“ der neuen deutschen Kunst, sie war aber nun vom Kriegsgeschehen völlig abgelöst. In den beiden Kriegsjahrgängen von 1917 und 1918 gibt es kein Kriegsbild. Es bleibt aber festzuhalten, daß das Aggressionspotential der neuen Kunst unterirdisch mit militärischem Kampfgeist verbunden bleibt.

Von dem zwischen Impressionismus und Expressionismus vermittelnden Zeichner Rudolf Grossmann werden bei Kriegsbeginn einige Karikaturen publiziert, die Presseberichte der Gegenseite ironisch kommentieren<sup>14</sup>. Sonst verzichtet man in „Kunst und Künstler“ auf Propaganda durch aktuelle Karikaturen, greift dafür aber mit Geist und Geschick auf Historisches zurück. Angesichts der Allianz Frankreichs mit Ruß-

<sup>11</sup> *Karl Scheffler*, Die Maler 1870 und 1914, in: *KuK* 13 (1915) 195–211.

<sup>12</sup> *Julius Elias*, Aus der Akademie der Künste, in: *KuK* 13 (1915) 381.

<sup>13</sup> *Paul Westheim*, Im Bunten Rock, in: *DK* 31 (1915) 81–88.

<sup>14</sup> *KuK* 13 (1915) 44, 99, 100.

land wird daran erinnert, daß Gustave Doré 1854 in seiner „Geschichte des Heiligen Rußland“ die Barbarei in der Vergangenheit dieses Landes gegeißelt hatte<sup>15</sup>. Dieses Thema läßt sich auch „Die Kunst“ nicht entgehen<sup>16</sup>. Eine andere Tendenz verfolgt die Veröffentlichung von drei eindrucksvollen Lithographien Daumiers aus dem „Album du siège“ von 1871<sup>17</sup>. Sie erinnern an das Grauen des Krieges und sind zugleich eine Reverenz an die französische Kunst. Scheffler ist bemüht, seinen Nationalismus mit seiner Hochachtung vor der französischen Kunst und Kultur in Einklang zu bringen. Er sucht, sich vom „Kunstchauvinismus“ zu distanzieren, der die militärische Gegnerschaft nutzen möchte, um alte Konflikte zwischen moderner französischer und konservativer deutscher auszutragen, Kräften, denen „der Krieg willkommen ist, um an die Stelle des Talents die Gesinnung zu setzen“<sup>18</sup>. Anlaß für die Bemerkung ist die Zerstörung von historischen Baudenkmalen bei den Kampfhandlungen in Belgien und Nordfrankreich, insbesondere die schwere Beschädigung der Kathedrale von Reims. Dagegen hatte es einen flammenden Protest von Schweizer Künstlern gegeben, den auch Ferdinand Hodler unterzeichnet hatte. Daraufhin entzogen die Münchner und Berliner Sezession sowie der Deutsche Künstlerbund Hodler die Mitgliedschaft. Scheffler rechtfertigte das, aber er bemerkt, die Anerkennung von Hodlers künstlerischer Leistung berühre das nicht. Dieser hatte 1909 mit seinem Wandbild in der Universität Jena „Aufbruch der Jeneser Studenten 1813“ wohl das bedeutendste moderne Kriegsbild geschaffen. Wilhelm Worringer äußerte sich über die Zerstörung der Kathedrale von Reims mit folgenden Worten: „Es gibt kein fremdes oder eigenes Kunstwerk, so groß und erhaben es auch sein mag, das wir heute nicht schmerzerfüllt aber ohne Zögern dahingeben würden, wenn seine Opferung der Einsatz wäre, der gezahlt werden müßte, um das Leben auch nur einer Handvoll deutscher Soldaten zu retten. Das mag Barbarentum sein, aber dann ist es ein Stück gesunden Barbarentums, dessen wir uns nimmer schämen wollen.“<sup>19</sup>

Emil Schäffer trägt schon gleich zu Kriegsbeginn die provokante Idee einer Kriegsentschädigung in Kunstwerken vor<sup>20</sup>. Ihm widerspricht Wilhelm von Bode energisch und fordert Denkmälerschutz auch in Feindesland<sup>21</sup>. In diesem Sinne hatte sich in „Die Kunst“ schon Karl Voll geäußert<sup>22</sup>, und Georg Swarzenski schrieb: „Das Kunstwerk ist vom ideellen wie vom praktischen Standpunkt, vom Standpunkt des Gebenden wie des Nehmenden, kein empfehlenswerter Gegenstand zur Abrechnung.“<sup>23</sup> Kriegskunst wurde in ausreichendem Umfang produziert, es wurden auch Ausstellungen ausschließlich mit solchen Werken veranstaltet, die Erwähnung fanden, aber

<sup>15</sup> Geschichte des Heiligen Rußland, in: KuK 13 (1915) 307–310.

<sup>16</sup> Karl Voll, Die französische Russenliebe im Wandel der Zeiten und Gustave Dorés „Histoire de la Saint Russie“, in: DK 31 (1915) 299–304.

<sup>17</sup> KuK 13 (1915) 329, 331, 333.

<sup>18</sup> Karl Scheffler, Chronik, in: KuK 13 (1915) 92 f.

<sup>19</sup> Wilhelm Worringer, Die Kathedrale in Reims, in: KuK 13 (1915) 85–90.

<sup>20</sup> Emil Schäffer, Kriegsentschädigung in Kunstwerken, in: KuK 13 (1915) 35–43.

<sup>21</sup> Wilhelm von Bode, in: KuK 13 (1915) 94.

<sup>22</sup> Karl Voll, Sollen wir Bilder aus Belgien für die deutschen Sammlungen nehmen?, in: DK 31 (1915) 68–73.

<sup>23</sup> Georg Swarzenski, Kunstwerke als Kriegsentschädigung, in: DK 31 (1915) 182–187.

„Kunst und Künstler“ mochte seine Seiten nicht mit diesen Werken füllen. Es wurden einige Werke von Walter Klemm und Ludwig Meidner abgebildet. Von Max Beckmann sieht man am Schluß des Jahrganges 1915 ein Fresko, das irgendwo auf eine Ziegelwand gemalt ist<sup>24</sup>. Das beherrschende Motiv sind zwei Lanzenreiter. Beckmann wählt also nicht die modernen technischen Waffen, sondern greift auf das traditionelle Ritterideal zurück, das im Weltkrieg seine endgültige Niederlage erleiden sollte.

Ein einziges wirkliches Schlachtengemälde wird im Jahrgang 1916 reproduziert, Willy Jaeckels auf der Ausstellung der Berliner Sezession 1915 gezeigtes Bild „Sturmangriff“<sup>25</sup>. Scheffler schreibt dazu distanziert: „Sein ‚Sturmangriff‘ ist freilich eine wunderliche Mischung von Aktualität, realistisch übertriebener Psychologie, stürmischer Theatralik, kühler Freskogesinnung und Altmeisterlichkeit.“<sup>26</sup>

Sonst wird im Jahrgang 1915 die Kunstgeschichte bemüht, um das Interesse am Krieg wachzuhalten. Es gibt Informationen über die Kunstlandschaften, in denen der Krieg tobt. Karl Schnaases Beschreibung von Ypern und Brügge wurde abgedruckt<sup>27</sup>. Curt Glaser steuert einen Aufsatz über die Zerstörung Brüssels 1695 bei<sup>28</sup>. Karl Scheffler schreibt über „Das Pferd im Krieg“<sup>29</sup>, Bruno Schröder über „Griechische Kriegsgräber“<sup>30</sup>. Es fällt auf, daß in den folgenden Jahrgängen von „Kunst und Künstler“ vom Krieg kaum noch Notiz genommen wird. Bezeichnend für den Wandel in der Beurteilung der Kriegskunst ist eine Zeichnung von Max Slevogt, die im Frühsommer 1915 publiziert wird<sup>31</sup>. Von einem riesenhaften General mit geschwärztem Gesicht wird einem schwächlichen Maler ein großer Helm über den Kopf gestülpt, so daß er nichts mehr sehen kann und ihm vor Schreck die Pinsel aus der Hand fallen. 1916 und 1917 erscheinen Nachrufe auf die gefallenen Maler Franz Marc<sup>32</sup> und Waldemar Röseler<sup>33</sup>. 1917 wird von Georg Kolbe eine „Kriegsgruppe“ abgebildet<sup>34</sup>, 1918 in einem Aufsatz von Scheffler über Erich Heckel dessen Lithographie „Ostende“ und der Holzschnitt „Sanitäter“<sup>35</sup>. Gegen Kriegsende ist Scheffler davon überzeugt, daß Krieg und Kunst getrennte Bereiche sind. Das kommt in einer antiken Anekdote zum Ausdruck, die ohne weiteren Kommentar erzählt wird: „Plinius schreibt, Apelles habe beständig die Gewohnheit gehabt, keinen auch sonst so geschäftigen Tag zu verbringen, ohne wenigstens durch Zeichnen einer Linie die Kunst zu üben; wie auch Prothogenes im Krieg, so sehr er durch Schlachtgetümmel unterbrochen wurde, doch die

<sup>24</sup> KuK 13 (1915) 477.

<sup>25</sup> KuK 14 (1916) 147.

<sup>26</sup> Karl Scheffler, Berliner Sezession 1915, in: KuK 14 (1916) 151. Siehe auch Eduard Fuchs, Daumiers Russenkarikaturen, in: KuK 13 (1915) 134–138.

<sup>27</sup> Karl Schnaase, Ypern und Brügge, in: KuK 13 (1915) 170–174.

<sup>28</sup> Curt Glaser, Die Zerstörung Brüssels 1695, in: KuK 13 (1915) 234ff.

<sup>29</sup> Karl Scheffler, Das Pferd im Krieg, in: KuK 13 (1915) 251–258.

<sup>30</sup> Bruno Schröder, Griechische Kriegsgräber, in: KuK 13 (1915) 442–449.

<sup>31</sup> KuK 13 (1915) 335.

<sup>32</sup> KuK 14 (1916) 507.

<sup>33</sup> KuK 15 (1917) 247.

<sup>34</sup> Ebd. 16–17.

<sup>35</sup> KuK 16 (1918) 256, 281.

angefangenen Werke fortsetzte, da er wußte, daß Demetrius mit den Rhodiern und nicht mit den Künsten Krieg habe. Da dieser die Stadt nur von der Seite nehmen konnte, wo sich die Gemälde befanden, so zündete er sie nicht an, damit die edelsten Werke der Kunst nicht verbrenneten, so daß ihm durch Schonung der Gemälde die Gelegenheit zur Besiegung entging.“<sup>36</sup> Dieser Standpunkt ist dem Wilhelm Worringers im Jahrgang 1915 diametral entgegengesetzt. Das Kriegsende und die Revolution finden kaum Erwähnung. Scheffler polemisiert jedoch gegen die Geschmeidigkeit, mit der sich Ludwig Justi auf die neue Zeit einstellte als Antwort auf dessen Denkschrift „Die Nationalgalerie und die moderne Kunst“: „Sie erwärmen sich zur rechten Zeit für ein Kriegsmuseum, lassen den Plan fallen, wenn die Zeiten sich ändern, ersetzen den Kunstrinzen geschwind durch Künstler, die im Geruch stehen, revolutionär zu sein und politisieren in ihrem Aktualitätsdrang fortgesetzt die ihnen unterstellte Galerie, wo doch das Museum, jenseits aller Politik der Kunst dienen sollte.“<sup>37</sup> Scheffler hatte offenbar vergessen, was er selbst bei Kriegsbeginn geschrieben hatte.

Die Zeitschrift „Die Kunst“ hat viel länger Kriegspropaganda betrieben, wenngleich auch hier nach 1915 die Beiträge zum Krieg zurückgingen. So konnte J. Beth 1917 anlässlich einer Kriegsbilder-Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste in Berlin, die „durch den Erfolg der Vorjahre veranlaßt“ worden war, bemerken, „daß eben diese Tatsache eine gewisse Ermüdung und Abspannung bewirkte“<sup>38</sup>, und Richard Braungart schreibt wenig später: „Es läßt sich auch nicht leugnen, daß man der Kriegskunst (wie des Krieges selbst) müde geworden ist.“<sup>39</sup> Der gleiche Autor hatte im letzten Heft des Jahrgangs 1914 mit einem Aufsatz „Krieg und Kunst“ die Publikationen zum Thema Krieg in der Zeitschrift eingeleitet<sup>40</sup>. Anders als Scheffler verzichtet Braungart auf Visionen und Prognosen und schreibt: „Die kleinen Kriege im Bereich der Kunst sind plötzlich vergessen. Es gibt nur noch einen Gedanken, der die Menschen beherrscht: den Gedanken an den großen, den wirklichen Krieg, der die Künstler zwingt, Frieden zu schließen, und vor dessen Beendigung niemand wird sagen können, welche Entwicklung die moderne Kunst voraussichtlich nehmen wird.“ Braungart gibt im übrigen einen skizzenhaften Überblick über Kriegsdarstellungen von dem antiken Mosaik der Alexanderschlacht bis zum Impressionismus. Zur Gegenwart schreibt er: „Der Realismus und der Impressionismus haben sich, wie schon erwähnt, in der Folge auf die Episode besonnen, und eine große Zahl von Künstlern [...] haben uns Kriegs- (und Soldaten-) Bilder geschenkt, die nicht nur durch den Gegenstand, sondern auch durch die malerische Auffassung zu fesseln verstehen.“

E.W. Bredt hatte darauf einen Aufsatz über die symbolischen Darstellungen des Krieges folgen lassen mit Abbildungen u. a. von Franz von Stuck, Karl Strathmann, Alfred Kubin, Willi Geiger und Max Klinger, Auffassungen, die der Münchner Richtung mehr als der Berliner entsprachen<sup>41</sup>. Später erschienen denn auch in der Zeit-

<sup>36</sup> Antikes Aktuelles, in: KuK 17 (1919) 162.

<sup>37</sup> KuK 17 (1919) 379.

<sup>38</sup> J. Beth, Berliner Ausstellungen, in: DK 35 (1917) 390f.

<sup>39</sup> Richard Braungart, Hubert Wilms „Ewiger Friede“, in: DK 35 (1917) 473.

<sup>40</sup> Ders., Krieg und Kunst, in: DK 29 (1914) 553–562.

<sup>41</sup> E.W. Bredt, Symbolische Darstellungen des Krieges, in: DK 31 (1915) 1–16.

schrift bis 1917 Aufsätze und Abbildungen, die eine Verarbeitung des Kriegserlebnisses in allgemeingültiger, von der authentischen Episode unterschiedenen Sicht versuchten bis hin zu der künstlerisch problematischen Radierung von Hubert Wilm „Ewiger Friede“<sup>42</sup>, die im Bruckmann-Verlag erschienen ist und den Tod des Einzelnen zu verklären sucht.

Die eher konservative, auf Entspannung zwischen den künstlerischen Richtungen zielende Tendenz der Zeitschrift, im Vergleich zu „Kunst und Künstler“, zeigt sich schon darin, daß gleich zu Beginn des neuen Jahrgangs ein Abschnitt aus den 1913 erschienenen Erinnerungen Anton von Werners über den Krieg von 1870/71 abgedruckt wird<sup>43</sup>, und nach Werners Tod am 4. Januar 1915 erfolgt ein wohlwollender Nachruf<sup>44</sup>, der auf ein erneutes Ansteigen der Popularitätskurve des Malers gegen Ende seines Lebens verweist, wogegen für „Kunst und Künstler“ Julius Elias auf den Tod Werners mit einem unversöhnlichen Text reagiert hatte<sup>45</sup>. Die auf Volkstümlichkeit zielende Richtung der Zeitschrift „Die Kunst“ spricht sich in einer Arbeit von Alois Kolb zu Weihnachten 1914<sup>46</sup> sehr bezeichnend aus. Sie zeigt Maria mit dem Kind als Flüchtlingsmutter unter einer hohen Fichte, umgeben von zum Teil verwundeten Soldaten. Kolb hatte auch für die „Jugend“ gezeichnet. Diese volkstümliche Verbindung von Poesie mit unmittelbar erfahrbarer und allgemeinverständlicher Natur- und Gegenwartserfahrung entsprach ungefähr dem, was auch Hans Thoma damals als eine typisch deutsche Kunst pflegte.

Der erste größere Aufsatz mit Kriegsgemälden galt Wilhelm Schreuer, der, nicht untalentierte, in einer flotten impressionistisch-harmonisierenden Manier Kampfszenen und Stimmungsbilder hinmalte und so Optimismus und Siegesicherheit vermittelte<sup>47</sup>. Guido Joseph Kern, selber impressionistischer Maler und Kunsthistoriker, schrieb kurz darauf in einem Aufsatz „Der Krieg und die deutsche Malerei“<sup>48</sup>: „Der Impressionist wird, wenn er seiner künstlerischen Überzeugung treu bleibt, auch die dramatischsten Vorgänge nur mehr als Stilleben auffassen und kaum mehr leisten als die Momentphotographie, der Expressionist von heute wird nicht über eine matte symbolische Dekoration hinauskommen.“ Die flüchtige impressionistische Malweise wurde als Entsprechung zu einer modernen Kriegsführung angesehen, bei der die Schnelligkeit über weite Räume sich erstreckender Einzelaktionen notwendig war.

Die süddeutschen, insbesondere die Münchner Künstler wurden naturgemäß in „Die Kunst“ mehr berücksichtigt als die norddeutschen. Im Jahrgang 1916 wird das Mappenwerk „1914/15“ von Fritz Erler und Ferdinand Spiegel, das 30 Aquarelle umfaßt, von Richard Braungart mit Beispielen der großformatigen, das Heldentum des unbekannteren Soldaten schlicht und eindringlich schildernden Blättern vorgestellt<sup>49</sup>. Es folgen Proben aus dem Radierzyklus „Krieg“ von Fritz Erlers Bruder Erich mit mehr

<sup>42</sup> DK 35 (1917) bei 57.

<sup>43</sup> Aus den Erinnerungen Anton von Werners, in: DK 31 (1915) 10–16.

<sup>44</sup> K., Nachruf Anton von Werner 4. 1. 1915, in: DK 31 (1915) 200.

<sup>45</sup> *Julius Elias*, Anton von Werner 4. 1. 1915, in: KuK 13 (1915) 278–284.

<sup>46</sup> DK 31 (1915) 184.

<sup>47</sup> *Gustav Opfer*, Wilhelm Schreuers Kriegsbilder, in: DK 31 (1915) 236.

<sup>48</sup> *Guido Joseph Kern*, Der Krieg und die deutsche Malerei, in: DK 31 (1915) 288–294.

<sup>49</sup> *Richard Braungart*, Kriegsbilder von Fritz Erler und Franz Spiegel, in: DK 33 (1916) 30–34.

symbolischer Auffassung<sup>50</sup>. Im gleichen Band stellt E.W. Bredt Oskar Grafs acht Blätter umfassenden, bei Bruckmann erschienenen Zyklus „Kriegsradiierungen 1914/15“ vor, der das Geschehen gegenstandsnahe, aber mit einer zum Allgemeingültigen strebenden Monumentalisierung zu vermitteln sucht<sup>51</sup>. Die Brüder Erler gehörten zur Künstlervereinigung „Scholle“. Von einem anderen Mitglied der „Scholle“, von Max Feldbauer, wird 1916 das Bild „Leibhusar“ reproduziert, ein Soldatenkopf zwischen zwei Pferdeköpfen, das, im malerischen Vortrag behäbig, den Krieg verharmlost<sup>52</sup>. Von Adolf Hengeler, ebenfalls Mitglied der „Scholle“, waren schon gleich zu Kriegsbeginn Abschnitte aus „Aus einem Tage-Buch 1914“, illustriert mit plumpen Karikaturen, abgedruckt worden<sup>53</sup>. Eine später abgebildete Zeichnung Hengelers mit dem Titel „Kriegsfurie“ sucht die Schrecken des Krieges in einer expressionistisch-monumentalen Sprache zu vergegenwärtigen<sup>54</sup>.

Sonst brachte „Die Kunst“ nur wenige direkte Briefe und Berichte von der Front. Ein mit zwei zart-dekorativen Zeichnungen illustrierter Brief von dem Worpssweder Heinrich Vogeler aus den Karpathen erscheint 1915<sup>55</sup>. 1916 äußert sich der Kriegzeichner Ferdinand Staeger, Mitarbeiter der „Jugend“, über seinen Einsatz mit dem Korps Hofmann in Ostgalizien und begleitet den Text mit stillebenhaften, fotografisch exakten Zeichnungen nicht ohne graphischen Reiz<sup>56</sup>. Sonst kommen offizielle Kriegsmaler und -zeichner nicht zu Wort. Anlässlich der Besprechung der Kriegstagebücher des Kriegsmalers Ernst Vollbehr, von dem das Berliner Zeughaus über 1000 Bilder bewahrte, bemerkt denn Karl Voll 1917: „Denn wenn man schon zuversichtlich hoffen darf, daß dieser schreckliche Krieg, vielleicht weil er gar so schrecklich ist, der bildenden Kunst ebenso große, fruchtbare Anregung gewähren wird, wie er sie in der Literatur z. B. in den Schriften von Ernst Zahn bereits gegeben hat, so scheint die unmittelbare Zeugenschaft auf die Maler nicht gerade förderlich.“<sup>57</sup>

Arthur Kampf, 1915 als Nachfolger Anton von Werners zum Direktor der Berliner Kunstakademie ernannt, reiste im gleichen Jahr auf Einladung des Generals von Lochow an die Westfront. Die Zeichnungen von Kampf, die „Die Kunst“ publizierte, wirken wie vergrößerter Menzel, auch darin, wie der Blick das Originelle, manchmal Witzige erspäht<sup>58</sup>. Darin äußert sich eine überlegene Haltung, die durch nichts erschüttert werden kann. Es geht nicht um eine wirkliche Auseinandersetzung mit dem Krieg. Berühmt wurde vor allem sein Bild „Wir treten zum Beten“ mit der Tendenz „Gott mit uns“. Das 1913/14 für die neue Aula der Berliner Universität gemalte Wandbild „Fichte als Redner an die deutsche Nation“, mit dem er einen Schritt weg

<sup>50</sup> W., Erich Erlers Radierungszyklus „Krieg“, in: DK 31 (1915) 172–177.

<sup>51</sup> E.W. Bredt, Oskar Grafs „Kriegsradiierungen 1914/15“, in: DK 33 (1916) 308.

<sup>52</sup> DK 33 (1916) 428.

<sup>53</sup> Adolf Hengeler, Aus einem Tagebuch 1914, in: DK 31 (1915) 172–177.

<sup>54</sup> DK 31 (1915) 419.

<sup>55</sup> Heinrich Vogeler, Ein Brief aus den Karpathen, in: DK 31 (1915) 342 ff.

<sup>56</sup> Ferdinand Staeger mit dem Korps Hofmann in Ostgalizien, in: DK 33 (1916) 259–270.

<sup>57</sup> DK 35 (1917) 315.

<sup>58</sup> DK 33 (1916) 238–258.

vom Menzelschen Erzählstil in Richtung auf Hodler getan hatte, war schon 1915 als förderlich für die Kriegsbegeisterung reproduziert worden<sup>59</sup>.

Zwei Aufsätze mit Abbildungen sind im Jahr 1915 Kriegsmedaillen gewidmet<sup>60</sup>. Als Kleinkunstwerke in Metall mit denkmalhaftem Charakter und in der Nachbarschaft von Orden und Ehrenzeichen schien die durch den Jugendstil neu belebte Medaille für die Darstellung kriegerischer Ereignisse besonders geeignet, und sie stand damit ja auch in einer weit zurückreichenden Tradition. Mehr als ein Dutzend Künstler wurde hier vorgestellt, darunter auch solche mit wohlklingenden Namen wie Rudolf Bosselt, Hermann Hahn und Ludwig Gies. Die Arbeiten enttäuschen. Der Versuch der Abstraktion gerät nicht selten in die Nähe primitiver Karikatur. 1917 wurden noch einmal Medaillen von dem Bildhauer Carl Ebbinghaus vorgestellt, darunter eine auf die Seeschlacht im Skagerak am 31. März 1916<sup>61</sup>. Die vom Jugendstil herzuleitende Auffassung bringt auch hier, sicher unbeabsichtigt, eine für uns komisch wirkende Simplizität hervor. Vom gleichen Bildhauer wird ein in Eisen gegossener Kopf „Germania“ abgebildet, der den Einfluß Adolf von Hildebrands verrät.

Mehr als „Kunst und Künstler“ berücksichtigt „Die Kunst“ Werke der Skulptur. Das hängt auch sicher damit zusammen, daß das Bruckmann-Unternehmen immer auch die angewandte Kunst mit im Blick hatte. Jeder Jahrgang besteht aus einem Band „Freie Kunst“ und einem Band „Angewandte Kunst“. Bei dem Blick auf die Skulptur dachte man auch an Denkmäler und Grabmäler. So schrieb Berthold Haendcke in einem Aufsatz „Weltkrieg und Bildnisplastik“ 1916: „Eine mit fast mathematischer Sicherheit vorauszusagende künstlerische Folgeerscheinung des Weltkrieges wird für unser Vaterland eine Blüte der Bildnisplastik sein.“ Er meint, das Volk werde an plastischen Bildnissen der großen Heerführer interessiert sein, und ihm schwebte dafür eine klassizistische Gestaltungsweise vor<sup>62</sup>.

Im Jahrgang 1915 befaßte sich Ernst Blaas mit dem formenstrengen Bildhauer Benno Elkan und dessen Skulptur „Heldenklage“<sup>63</sup>. Elkan schuf nach dem Krieg mehrere Gefallenenehrenmäler. Von Edwin Scharff wurde 1916 die Büste seines Bruders mit Stahlhelm, ein Eisenguß, abgebildet<sup>64</sup> und im gleichen Jahrgang von Wilhelm Gerstel ein „Fallender Krieger“, dessen Gestaltung schon die Niederlage ahnen läßt<sup>65</sup>.

Die Konfrontation von Impressionismus und Expressionismus sowie anderen neuen Richtungen galt für die Skulptur nicht in gleichem Maße wie für die Malerei, und von der natürlichen Bindung an die menschliche Gestalt wurde ein würdevoller Mittelweg erhofft, bei dem Traditionen der Schadow- und Rauchs Schule fortgesetzt werden konnten. Das klingt in einem Aufsatz mit der Überschrift „Hoffnungen und Aussichten für die deutsche Kunst nach dem Kriege“ von Wilhelm von Bode an, der

<sup>59</sup> *Eduard Plietsch*, Arthur v. Kampfs Wandgemälde „Fichte als Redner an die Deutsche Nation“ in der Aula der Berliner Universität, in: DK 31 (1915) 296 ff.

<sup>60</sup> *Max Bernhard*, Moderne Kriegsmedaillen, in: DK 33 (1916) 73–76.

<sup>61</sup> Ebd. 345 f.

<sup>62</sup> *Berthold Haendcke*, Weltkrieg und Bildnisplastik, in: DK 33 (1916) 73–76.

<sup>63</sup> *Ernst Blaas*, Benno Elkan, in: DK 31 (1915) 254–269.

<sup>64</sup> DK 33 (1916) 431.

<sup>65</sup> Ebd. 299.

sich anlässlich der Ausstellung „Kriegsbilder aus dem Westen und Osten“ in der Berliner Akademie zu diesem Thema zu Wort meldet<sup>66</sup>. Im Gegensatz zu Scheffler äußert er sich sehr vorsichtig. Die Skizzen von Fritz Rhein beurteilt er sehr skeptisch. Die Studien von Ludwig Dettmann erscheinen ihm zum Teil sehr eindringlich, aber „begeisterte Lobsprüche scheinen nicht gerechtfertigt“. Er lobt jedoch die Skulpturen, vor allem den „Trommler“ von Walter Schmarje, 1913 zur Erinnerung an das Jahr 1813 für die Stadt Zeitz geschaffen. Ein Abguß steht übrigens seit 1987 neben dem Rathaus in Berlin-Zehlendorf. Die Skulptur hält eine glückliche Mitte zwischen Genre und Monument und bringt in der knappen Form etwas vom Geist von 1813 zum Ausdruck. Das andere Beispiel, das Bode überzeugte, war das Denkmal für Ernst von Wildenbruch in Weimar von Richard Engelmann. Hier lobte er die „stilvolle Verallgemeinerung der Formen“. Er meint, hier sei „etwas erreicht, was die ‚neue Kunst‘ sich zum Ziel setzt“. Waldemar von Seidlitz, Bodes Dresdner Kollege, unterstreicht in einer Zuschrift dessen Ansichten<sup>67</sup>. Hauptsache bleibe es, daß treue Naturbeobachtung zum Ausdruck tiefer Empfindung werde, damit wir in den Besitz jener echt deutschen Kunst gelangen, die „der riesenhaften Anstrengungen und Opfer dieses Weltkampfes würdig“ sei. „Weder mit französischem Impressionismus allein, noch mit Expressionismus, der in seinen Zielen noch ganz unklar ist, ja überhaupt nicht durch die Nachahmung irgendwelcher noch so vollkommen fremden Kunst kann unser Zweck erreicht werden, sondern allein durch das Festhalten an unserem Wesen.“ Neben solchen Stimmen eines gemäßigten Nationalismus, die weiten Kreisen der Bevölkerung aus dem Herzen sprachen, die jedoch von der geistigen Katastrophe der Zeit nicht viel begriffen, kamen andere schrille zu Wort, die uns heute an die Sprache des Dritten Reiches erinnern. 1916 heißt es in einem „Brief an einen jungen Künstler“ von Paul Westheim: „Aber ich sehe vor mir die in Feuer und Not durchstählten Millionen. Ich glaube an sie, die in einer männlichen Kunst ihre Erhebung finden.“<sup>68</sup> Die Unterschrift lautet: „Ihr Kampfgenosse Paul Westheim“. Er stilisiert sich am Schreibtisch zum Kämpfer.

Fritz von Ostini schreibt im gleichen Jahrgang über neue Arbeiten von Franz von Stuck: „Es sieht so aus, als ginge dies Toben von Osten und Westen auf die Vernichtung aller Kultur überhaupt aus. Und doch kann auch für unsere Kunst diese wilde Zeit einen Wendepunkt zum Besseren bedeuten.“ Ein Sieg, so meint er, „kann Klärung schaffen nach langer Wirrnis, die phrasenreiches Aesthetentum über die Kunst gebracht, kann uns erlösen aus würdeloser Ausländerei – unsere Kunst wird wieder deutsch werden, so oder so.“<sup>69</sup>

Ein Beispiel für Nationalismus und Rassismus in kunstgeschichtlicher Bildbetrachtung liefert 1917 Bredt in einem Aufsatz „Deutsche Form, fremde Form“<sup>70</sup>. Hier wird Altdorfers Holzschnitt mit dem Heiligen Georg als Drachentöter von 1511 Raffaels

<sup>66</sup> *Wilhelm von Bode*, Hoffnungen und Aussichten für die deutsche Kunst nach dem Kriege, in: DK 31 (1915) 332–335.

<sup>67</sup> DK 31 (1915) 412–444.

<sup>68</sup> *Paul Westheim*, Brief an einen jungen Künstler, in: DK 33 (1916) 131–135.

<sup>69</sup> *Fritz von Ostini*, Neue Arbeiten von Franz von Stuck, in: DK 33 (1916) 1–10.

<sup>70</sup> *E.W. Bredt*, Deutsche Form und fremde Form, in: DK 35 (1917) 318f.

Gemälde mit dem gleichen Thema von 1504 gegenübergestellt. Das Motiv des Heiligen Georg wird natürlich gewählt, um dem Soldaten im Feld ein religiös motiviertes ritterliches Ideal vor Augen zu stellen und den Gegner als Untier zu denunzieren. Altdorfer wird höher bewertet als Raffael. Solche Tendenzartikel bleiben jedoch vereinzelt.

Im letzten Kriegsjahr findet sich auch in „Die Kunst“ kaum noch ein Hinweis auf das Kriegsgeschehen. Es erscheint als Abbildung nur noch ein sehr martialisches Bildnis des Generalobersten Freiherrn von Böhm-Ermolli, 1917 von dem Wiener Karl Sterrer geschaffen und als „romantisch“ apostrophiert<sup>71</sup>. Karl Sterrer war 1937/38 Rektor der Wiener Akademie. Von hier aus ist der Weg nicht weit zur Kunst des Zweiten Weltkrieges und des Dritten Reiches.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß beide Zeitschriften einen Mittelweg beschritten haben zwischen der offiziellen Kriegsmalerei und der, die die Kunstgeschichte heute für die gültige Auseinandersetzung mit dem Krieg hält. Max Beckmann kommt nur im Jahrgang 1915 von „Kunst und Künstler“ vor. Otto Dix und Ludwig Meidner sind in den beiden Zeitschriften noch nicht einmal mit ihren Namen erwähnt. Es ist der weitgehende Verzicht auf eine den Krieg verherrlichende Schlachtenmalerei zu bemerken. Es fehlt auch eine Propaganda für die Monarchie. Kein einziges Portrait Kaiser Wilhelms II. oder eines der im Feld stehenden Fürsten erscheint. Es fehlen auch die dem Kaiser so sehr am Herzen liegenden Darstellungen der Kriegsmarine. Aber auch andere moderne Waffen wie Flugzeuge und Tanks kommen nicht vor. Es wäre zu fragen, was von dieser von der maßgeblichen Kunstkritik unterdrückten Kriegsmalerei später im Dritten Reich an die Oberfläche kam. Im Verlaufe des Krieges setzte sich in der Berliner Redaktion schneller als in der Münchner die Ansicht durch, daß Krieg und Kunst, ja sogar Krieg und Politik sich gegenseitig ausschließen. Man gibt Vorstellungen auf, die am Beginn des Weltkrieges mit Pathos verkündet worden waren. In „Kunst und Künstler“ gibt es zwar kein ausdrückliches Dementi, aber es gibt Aussagen zu diesem Wandel des Denkens, während „Die Kunst“ sich einfach auf ein Verstummen der Kriegspropaganda beschränkt.

<sup>71</sup> DK 37 (1918) bei 69.



# IV. Die Literatur

*Günter Häntzschel*

## Literatur und Krieg

### Aspekte der Diskussion aus der Zeitschrift „Das literarische Echo“

Soweit sich die deutsche Literaturwissenschaft mit dem Thema Literatur und Erster Weltkrieg beschäftigt, hat sie sich auf die Anfangsphase des Krieges, auf die Aufbruchsstimmung des Augusts 1914 und die unmittelbaren Monate danach<sup>1</sup>, und auf die literarische Verarbeitung des Krieges am Ende der Weimarer Republik, beginnend mit Erich Maria Remarques Roman „Im Westen nichts Neues“, 1929, konzentriert<sup>2</sup>. Wie man während des Krieges selber dachte und argumentierte, welche Art von Texten veröffentlicht wurde, wie die Veröffentlichungen aufgenommen worden sind, darüber gibt es kaum Untersuchungen. Wie in anderen Bereichen des literarischen Lebens zeigt sich auch hier das Phänomen, daß die Ausnahmen besser bekannt sind als das Alltägliche, das Eigentliche. Denn daß die sogenannte Augustbegeisterung eine Ausnahmeerscheinung war, kann heute als gesichert gelten; es ist daher nicht vertretbar, von dieser Ausnahmesituation, der trunkenen Kriegsbegeisterung, auf die nüchterne Kriegsalltäglichkeit zu schließen.

Meine Absicht war es, in einem Überblick die literarische Situation der Kriegsjahre 1914 bis 1918 vorzustellen. Natürlich wäre das ein zu großes und unübersehbares Feld, könnte ich mich nicht auf ein Organ berufen, das selbst schon in dieser Zeit das ausufernde Material exemplarisch ausgewählt und organisiert hat: auf die in dieser Epoche noch führende Informationszeitschrift „Das literarische Echo“. Diese sich um größtmögliche Objektivität bemühende, instruktive Literaturzeitschrift bietet einerseits Essays und Untersuchungen über literarische Themen, biographische Autorenporträts und Literaturbriefe aus dem Ausland; sie veröffentlicht andererseits – und hier ist der Titel „Das literarische Echo“ wirklich ein sprechender Name im Sinne von Wiederhall oder Widerspiegelung – ausführliche Zeitungs- und Zeitschriftenechos, Proben aus neuen Werken, Rezensionen, Nachrichten aus dem literarischen Leben, Büchernotizen und laufende Bibliographien. Das Blatt will „die Möglichkeit bieten,

<sup>1</sup> Vgl. z.B. *Eckart Koester*, *Literatur und Weltkriegsideologie, Positionen und Begründungszusammenhänge des publizistischen Engagements deutscher Schriftsteller im Ersten Weltkrieg* (Kronberg 1977); *Klaus Vondung* (Hrsg.), *Kriegserlebnis. Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung* (Göttingen 1980).

<sup>2</sup> Vgl. z.B. *Hans-Harald Müller*, *Der Krieg und die Schriftsteller. Der Kriegsroman der Weimarer Republik* (Stuttgart 1986).

das rege Treiben und Schaffen auf literarischem Gebiet aus größter Nähe zu beobachten“<sup>3</sup>.

Doch auch das auf diese Weise präsentierte Ensemble vieler divergierender Stimmen erwies sich noch als zu umfangreich für den hier gebotenen Rahmen, so daß ich mich auf die Informationen konzentrieren mußte, die ein einziger Jahrgang des „Literarischen Echo“ vermittelt. Ich wähle den Jahrgang 17 vom Oktober 1914 bis September 1915. Eine zweite Vorgabe, „das Gewicht auf der Hochkultur im eigentlichen Sinne“<sup>4</sup>, konnte ebenfalls nicht eingehalten werden. Denn abgesehen von dem grundsätzlichen literaturwissenschaftlichen Problem, eine ‚hohe‘ oder ‚hochgewertete‘ Literatur zu definieren, wird es sich besonders im Zusammenhang von Literatur und Krieg erweisen, daß die Kategorie ‚Hochkultur‘ – auf Autoren oder auf literarische Werke bezogen – isoliert nicht in Erscheinung tritt und daher sinnlos ist. Um das gesamte Phänomen von Literatur und Krieg in den Griff zu bekommen, erweist sich eine schon von den Zeitgenossen benutzte Hilfskonstruktion als hilfreich, mit der es wenigstens annähernd gelingt, die verschiedenen Schichten literarischer Produzenten und ihrer Produkte zu charakterisieren. Das Ganze kann in der hier gebotenen Kürze nur punkt- und thesenartig zur Diskussion gestellt werden.

1. Ich gehe von der bekannten Euphorie zu Beginn des Krieges hinsichtlich einer literarischen Regeneration aus, verbunden mit der tiefen Ablehnung der literarischen Leistungen der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart von 1914. Paradigmatisch sei Thomas Mann zitiert: „Wie hätte der Künstler [und darin ist auch der Schriftsteller eingeschlossen], der Soldat im Künstler nicht Gott loben sollen für den Zusammenbruch einer Friedenswelt, die er so satt, so überaus satt hatte! Krieg! Es war eine Reinigung, Befreiung, was wir empfanden, und eine ungeheure Hoffnung!“<sup>5</sup> Solche Ansichten hört man wohl auch noch während des Krieges von Thomas Mann selber oder wie hier von Julius Hart im Oktober 1914:

„Auch heute, während die Stürme der Schlachten uns noch umbrausen, sagt man es überall wieder: Dieser Krieg führt für unsere Dichtung eine völlige Umwälzung herauf, eine Reformation an Haupt und Gliedern. Aufatmend fühlen wir den blutigen Ernst dieser Tage auch als ein reinigendes Bad unseres Geistes und unserer Seele, und mit einem freudigen Aufleuchten der Augen hören wir es, daß dieser Krieggeist mit einem Schlage die ganze Poesie der Mode, der Perversitäten und Dekadenzen, der wildgewordenen Erotiken und des snobistischen Übermenschentums, der formalistischen und technischen Leere wegfegen wird. Endlich werden wir uns nun wirklich freimachen von der Nachäffung eines Auslandsgeistes und seiner Bewunderung uns nicht mehr so willig hingeben, unser Heil im deutschen Kunstideal allein erblicken.“<sup>6</sup>

Überblickt man aber die Summe der Äußerungen so wird evident, daß die vermeintliche Einsinnigkeit sich nicht erst Ende 1916 oder Anfang 1917 differenziert, sondern

<sup>3</sup> Aus dem Programm der Zeitschrift. Zitiert nach *Fritz Schlawe*, *Literarische Zeitschriften*, Teil 1: 1885–1910 (Stuttgart 1965) 48.

<sup>4</sup> Zitat aus dem Konzept zu diesem Kolloquium.

<sup>5</sup> *Thomas Mann*, *Gedanken im Kriege*, in: *Die Neue Rundschau* 25 (1914) 1471–1484, hier 1475.

<sup>6</sup> *Julius Hart*, *Der Krieg als Umgestalter unserer Literatur*, Zitiert nach: *Literarisches Echo* 17 (1914/15) 104. Bei allen folgenden Zitaten aus dem „Literarischen Echo“ stehen die Spaltenangaben im Text in runden Klammern.

bereits Ende 1914 nicht mehr vorhanden ist. Schon zu dieser Zeit und seit Anfang 1915 zunehmend wird eine Vielzahl von Stimmen laut, die mehr oder weniger direkt die literaturfördernde Fähigkeit des Krieges bezweifeln oder nur fragwürdige Ergebnisse entstehen sehen und dabei registrieren, daß die bisherigen literarischen Werte an Prestige einbüßen:

„Goethes Faust ist jetzt eitel Zeitvertreib, eigentlich nur bedrucktes Papier, vielleicht zum Einpacken von Liebesgaben verwertbar [...] die Ethik ist wieder einmal im Begriff, die Ästhetik zu erschlagen! Anerkannt ist nur noch die seichte Inhaltsästhetik, die stets das Was über das Wie triumphieren läßt und damit dem gesinnungstüchtigen Dilettantismus zum Sieg über die unbe-rechenbare Kunst verhilft. Schon ist der Schaden, den die Moralfanatiker mit weitgehenden Gesinnungsschnüffeleien der hohen Kunst zugefügt haben, recht beträchtlich [...] unbehelligt bleiben die entsetzlichen Sudeleien elender Stümper, soweit sie mit einem patriotischen Deckmännchen krebse!“ (928)

2. Während über die erhoffte „Reformation“ der Literatur durch den Krieg die Meinungen nach kurzer Zeit durchaus geteilt sind, ist man sich einig über seine generelle schreib- und veröffentlichungsstimmulierende Kraft. Eine Statistik der mit dem Krieg in Beziehung stehenden Neuerscheinungen des deutschen Buchhandels (639) kommt für die ersten fünf Kriegsmönate schon auf 1416 Titel; da in den beiden ersten Kriegsmonaten 478 Neuerscheinungen gezählt wurden, hat sich die Produktion im Vierteljahr darauf fast verdoppelt. Dichtung und Unterhaltungsschriften stehen nach Seelsorge und erbaulichen Veröffentlichungen mit 275 bzw. 335 Titeln an der Spitze. Innerhalb der fiktionalen Literatur dominiert die Lyrik mit 162 Titeln vor dramatischen Dichtungen mit 51 und Romanen, Erzählungen und Novellen mit 19. Auch weitere Zählungen aus späterer Kriegszeit bestätigen die durch den Krieg hervorgerufene Quantität der Literaturproduktion.

3. Die Qualität der Kriegsliteratur wird dagegen von Anfang an höchst skeptisch eingeschätzt. Die bei Kriegsausbruch herrschende Begeisterung weicht schnell einer Ernüchterung, nachdem die ersten Produkte vorliegen. Enttäuscht stellt man fest: „Die, die reden und drucken lassen, sind die besten nicht. Nein, es ist sogar herzlich traurig, was man da zu lesen bekommt. Die Hoffnungen unserer Literaturgläubigen sind bis jetzt zuschanden geworden.“ (1379) In vielen Rezensionen und Aufsätzen kommt zum Ausdruck, was der Verfasser einer psychologischen Betrachtung über „Krieg und literarische Produktion“ auf den Punkt bringt: „Das Genie fühlt sich durch die Wucht der Tatsachen gelähmt, der Dilettant [...] ermuntert.“ (1034) Andere Rezensenten suchen die infolge des Krieges entstehende Literatur nach unterschiedlichen Qualitätsmerkmalen zu fassen und wenden die eingangs erwähnte Hilfskonstruktion an, so Julius Bab in einem seiner Überblicke über „Die Kriegsliteratur von heute“:

„Jene unpersönliche Massenbegeisterung, die das vorhandene Pathos der Zeit in die vorhandenen Formen der Nationalliteratur füllt, schafft nicht den Dichter, sondern den *Dilettanten*. – Der Eintritt eines persönlichen Elements, das sich bei erhöhter formaler Geschicklichkeit auf stoffliche Zuspitzung beschränkt, auf Pointensetzung, macht den dichtenden *Journalisten*. Der Autor, der neben das große Erlebnis der Zeit, von dem er handelt, ein persönliches Gefühl, ein besonderes geistiges Interesse stellen kann, wird damit immerhin zum *Literaten*, dessen Poesie bei entsprechenden Formfähigkeiten auch über den Tag hinaus einigermaßen interessieren kann. Aber erst dort, wo das große Erlebnis der Zeit in seinem ganzen Umfange eine Persönlichkeit findet,

die es aus innerster Wahlverwandschaft neu produzieren kann, wo der Stoff mit nichts Fremden bereichert, sondern jenseits der feststehenden Phrase und der vorbedingten Form zu neuem eigenem Lebensklang geführt wird, erst dort entsteht – ein *Dichter*:“ (797)

4. Die hier entworfene Rangordnung vom ‚Dilettanten‘ über den ‚Journalisten‘ und ‚Literaten‘ zum ‚Dichter‘ in Form einer Pyramide verdeutlicht die Problematik einer gültigen, die Zeiten überdauernden Kriegsdichtung, wenn man sich noch einmal gegenwärtigt, daß bei diesem Modell von der Basis zur Spitze eine zunehmende persönliche Substanz der Autoren vorausgesetzt wird: Die unpersönliche Massenbegeisterung schafft den Dilettanten, ein hinzutretendes persönliches Element den Journalisten, ein als Steigerung verstandenes persönliches Gefühl den Literaten, die innerste Wahlverwandschaft von Kriegserlebnis mit individueller Persönlichkeit schließlich potentiell den Dichter. Es ist nämlich zu fragen, ob eine solchermaßen vorausgesetzte innere persönliche Beteiligung angesichts der modernen Kriegsführung unter technokratischen Bedingungen und erzwungenem massenhaften Einsatz überhaupt noch denkbar ist.

Ich lasse diese Frage von zeitgenössischen Beobachtern beantworten. Angesichts des verbreiteten Phänomens, die Lyrik der Befreiungskriege von 1812 bis 1815 wieder für den hundert Jahre späteren Krieg zu aktivieren und sie der neuen Kriegsliteratur gleichzusetzen, zeigt ein Kritiker die grundlegende Divergenz beider Kriege und die sich daraus ergebenden Konsequenzen für die Literatur:

„Das Problem und der Ausgangspunkt der damaligen Dichtung war agitatorisch: der von einigen als notwendig erkannte und erlebte Haß gegen Napoleon wird zu einer Volksempfindung verbreitert. Der Dichter ist dabei notwendigerweise Kämpfer, der Kämpfer Dichter.[...] Ein Publikum hat dieser Freiheitsdichter in jenen Daheimgebliebenen, die wie unerfahrene Schüler seine Erfahrungen hinnehmen und entweder bestätigen oder ablehnen müssen. Ein solches Publikum gibt es für unsere heutige Kriegskunst nicht, ebensowenig wie einen solchen Dichter. War bei Arndt etwa die aktive Mitwirkung am Befreiungswerke eine notwendige Konsequenz aus seinem Dichten, bei Körner etwa die Dichtung eine notwendige Konsequenz aus seinem Kampf, so ist heute diese organische Entstehung der Kriegsdichtung dadurch unterbunden, daß bei der allgemeinen Wehrpflicht die freie Wählbarkeit des liedschaffenden Kampfzustandes fehlt.[...] Die allgemeine Wehrpflicht [...] beraubt den kämpfenden Dichter seiner Einzelheit, sie läßt uns bei seiner Dichtung sein persönliches Einzelschicksal ganz übersehen; der Mann verschwindet hinter seinem Werk.“ (1414)

Und somit ergibt sich: „Das subjektive [Kriegs-]Erlebnis ist heute nicht nur individuell vereinzelt, sondern eine ungeheuer tiefe und breite Massenempfindung.“ (1416) Das kollektive Schicksal, der fehlende Abstand zwischen Dichter und Publikum lassen die persönliche Komponente als Voraussetzung hoher Kriegsdichtung schwinden. Potentielle Dichter sind nicht mehr oder zumindest nur erschwert in der Lage, ihre Kriegserfahrungen literarisch zu verarbeiten, weil alle potentiellen Leser dieselben Erfahrungen machen. Nur so erklärt sich die Hoffnung auf eine Erneuerung der Literatur durch den Krieg an dessen Beginn; als er im Gange war und die gesamte Bevölkerung erfaßte, läßt diese nach oder wird nur mehr oder weniger künstlich noch aufrechtzuerhalten versucht.

5. Die zu Kriegsbeginn bejubelte Gemeinschaftsbildung, die von vielen Autoren erhoffte Integrierung in die Volksgemeinschaft, das erwünschte Ende ihres Außenseiterzustandes schlagen nach wenigen Monaten Kriegsalltag in ihr Gegenteil um. Auf das Bild von der Pyramide bezogen, heißt das: die ‚Dilettanten‘ reüssieren, nach den ‚Dichtern‘ sucht man vergebens. Kurt Martens in seiner periodischen Besprechung der Flugschriften „Über den Krieg“:

„Es herrscht Hochkonjunktur [...] Schubweise, in endlosen Serien, in unübersehbaren Kolonnen rückt so im Makulaturgewand das Heer der Kriegsschwätzer an, das Heer der Unnütze hinter der Front, eine Parodie des Volkes in Waffen. Professoren, Oberlehrer, ‚ausgezeichnete‘ Theologen, Literaten dritten Ranges, Dilettanten beiderlei Geschlechts, Querköpfe, Eigenbrödl, Witzbolde, Phrasendrescher – keiner, der sich nicht berufen fühlte, mitzuschwatzen und mitzuschreiben, und jeder darf darauf rechnen, sich gedruckt zu sehen.“ (1376)

Der Kollektivierungsprozeß erzeugte also nicht die große künstlerische Einzelleistung, sondern förderte die Nivellierung. Schon im April 1915 heißt es: „Wenn sich über den Krieg von 1914/15 schon irgend etwas Abschließendes sagen läßt, so ist es dies, daß er der Persönlichkeit jeglichen Wert nahm und wieder einmal der Masse ihren Anspruch auf Entscheidung zurückgibt.“ (892) Eine mögliche Erklärung für die generell konstatierte Vielschreiberei bietet Ricarda Huch: „Viele empfinden das Nichtkämpfen wie eine Schuld, die sie dadurch auszugleichen suchen, daß sie den Feind mit Worten bekämpfen.“ (432) Wie sehr das Niveau sinkt und Phrasen verbreitet, Haß und Aggression geschürt werden, zeigt eine resümierende Feststellung über die Flut von Kriegsschriften:

„Das Schlagwort von den ‚neuen, reinen Idealen‘, die der große Krieg herangereift haben soll, die die hehre deutsche Frau vor dem welschen Pestland erretten und dem von der Höhle des Lasters angekränkelten deutschen Mann die echte teutonische Kraft wiedergeben sollen, ist die vergiftete Waffe all der Dummköpfe und der ohnmächtigen Nichtsköner, die sich auf einmal wieder an die Oberfläche gespült sehen.“ (929)

Die erwartete überzeugende literarische Kriegsdarstellung bleibt aus.

6. Dieser Befund führt schon früh zu einer intensiven Diskussion über die Ästhetik der Kriegsdichtung. Die kunststimulierende Fähigkeit des Krieges wird generell bezweifelt. Wilhelm Hausenstein fragt: „Bringt der Krieg überhaupt Kunst hervor? Kein Krieg bringt Kunst hervor. Das ist nicht seine Sache. Seine Sache ist es, handgreifliche Siege und sehr materiell politische Macht hervorzubringen. Er ist der andere Pol des Lebens. Sein Gegenpol ist die Kunst.“ (1005) Der moderne totale Krieg entzieht sich künstlerischer Verarbeitung, da die dem Künstler notwendige Distanz fehlt. Die dichterische Inspiration versiegt angesichts der äußeren Unfreiheit und des Erwartungsdrucks seitens der Öffentlichkeit nach einer großen, überzeugenden und mitreißenden Kriegsdichtung.

Wie diese aber eigentlich beschaffen sein soll, darüber sind sich die Geister im unklaren. Aus den Rezensionen und Disputen geht hervor, daß man sich einerseits wie selbstverständlich noch an den großen Kriegsschilderungen der Weltliteratur orientiert, an den Schlachtenbeschreibungen der Griechen, vor allem an der „Ilias“, an den mittelalterlichen Bildern kriegerischer Ereignisse, an der Wiedergabe kriegerischer Szenen in Schillers „Maria Stuart“ oder in Goethes „Egmont“, daß man andererseits

aber ein Weiterführen solcher dichterischen Entwürfe mit der zunehmenden Brutalität des gegenwärtigen Krieges für unvereinbar hält. Die heutige „riesenhafte Produktion ‚schöner‘ Kriegsliteratur“ (916): Sie erweist sich entweder als Verharmlosung der Kriegsgreuel oder als chauvinistische Propaganda. In beiden Ausprägungen trifft sie nicht die Wirklichkeit. Außerdem wirken „die großen Schlachtenbilder einfach langweilig“, der „Hurratriotismus“ (928) zündet nicht mehr. Eine adäquate Kriegsdarstellung hätte die negativen Seiten des Krieges einzubeziehen, seine Häßlichkeit, denn „der Krieg als Ganzes, mit all seiner Tragik, seinem bitteren Sarkasmus, zumal angesichts unserer oft so selbstgefälligen Kultur, ist ohne das Häßliche undenkbar.“ (917)

7. Die Konsequenz solcher Einsicht wäre eine vehemente Antikriegsliteratur pazifistischer Gesinnung, die die Kriegsgreuel und -vernichtungen in ihrer Unmenschlichkeit in aller Kraßheit vor Augen führte. Doch solche Texte wie etwa das schon vor Kriegsbeginn, 1912, erschienene „Menschenschlachthaus“ von Wilhelm Lamszus, die 1917 in der neutralen Schweiz erschienene Sammlung von Antikriegserzählungen „Der Mensch ist gut“ von Leonhard Frank oder die nach 1918 veröffentlichten expressionistischen Dramen von Ernst Toller, die im Gegensatz zur kriegsbejahenden Literatur noch heute gültig sind, konnten während des Krieges in Deutschland aus Zensurgründen nicht erscheinen. Offen und versteckt wird in den Rezensionen auf die Auswirkungen dieser Institution hingewiesen:

„Mit strenger Zensur überwachen die Militärbehörden die Äußerungen der Presse, immer wieder schärfen sie den Bürgern ein, daß jeder einzelne sich hüten möge, Beunruhigung zu erzeugen. [...] Dadurch erhält dann die Publizistik ein einheitliches, um nicht zu sagen eintöniges Gepräge. Ebenso wie die Artikel der Tagespresse sind auch die massenhaft erscheinenden Flugschriften auf denselben Ton gestimmt, auf eine Dominante von patriotischer Begeisterung, gerechtem Zorn, Verachtung der Feinde, Überzeugung von der großen Zukunft des eigenen Landes.“ (474)

Solcher „Eintönigkeit der Presse“ (592) entspricht die überwiegende Mehrheit der fiktionalen Literatur. Aus Beispielen von in der Schweiz erschienenen Büchern läßt sich schließen, daß ein großes Potential kriegsablehnender und pazifistischer Literatur vorhanden oder zumindest geistig konzipiert war, aufgrund der Zensurmaßnahmen jedoch nie an die Öffentlichkeit dringen konnte und somit wirkungslos blieb. Im Grunde ist es deshalb nicht möglich, verbindliche oder gar abschließende Urteile über das Syndrom von Krieg und Literatur zu fällen. Die subversive, im Untergrund wirkende Komponente der Literatur ist in ihrer Gesamtheit nicht zu fassen. Einzelfunde, etwa in literarischen Nachlässen, oder entsprechende Tagebücher und Briefe lassen aber als sicher erscheinen, daß die an der Oberfläche sich bewegende öffentliche Kriegsliteratur nicht alles war, was der Krieg hervorbrachte.

8. Die am besten erforschte Gattung der Kriegsliteratur<sup>7</sup>, die quantitativ die erste Stelle einnimmt, konnte sich im ersten Kriegsjahr in ihrer Apologetik des Krieges behaupten. Julius Bab schätzt, daß im August 1914 täglich 50.000 Gedichte entstanden. Ende des Jahres stellt er fest: „Ein wenig mag der poetische Furor der ersten Woche nachgelassen haben, aber erschreckend imposante Zahlen wären es immer noch, auf die eine umfassende Statistik kommen müßte.“ (342f.) Die Trivialität dieses sozialpsycholo-

<sup>7</sup> Vgl. u. a. *Thomas Anz, Joseph Vogl* (Hrsg.), *Der Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914–1918* (München 1982).

gisch erklärbaren Massenphänomens stößt aber schon bald auf Befremden, Spott und Beschämung, so daß die führenden Organe sich Einsendungen verbitten und ihre Lyrikrubriken schließen. Auch im „Literarischen Echo“ werden schon von Mitte 1915 an immer weniger Gedichte veröffentlicht.

9. Während Kriegslyrik als unmittelbarer Gefühlsausdruck spontan entstehen konnte, haben Theater und Dramenautoren Schwierigkeiten mit der neuen Situation:

„Der Ausbruch des Weltkriegs brachte unsere Theaterdirektoren in die größte Verlegenheit. Man fühlte, daß jetzt, da die Taten redeten, für das Wort kein Raum sei. Und dann war die Wirklichkeit draußen so groß, daß keiner es wagen durfte, sie in Worte zu kleiden. Das Beste war also, zu verstummen und selber zum Zuschauer zu werden. Das ging auch eine Zeitlang. Während unser Volk sich wie ein Mann erhob und der germanische Heerbann gen Westen und Osten zog, blieben die Theater zunächst geschlossen. Endlich aber mußte doch etwas geschehen, und war es auch nur, um die Künstler, die sonst brotlos geworden wären, zu beschäftigen. Was war aber natürlicher, als daß man um jeden Preis patriotisch werden wollte, unbekümmert darum, daß die patriotische Phrase sich neben den großen Heldentaten unserer Brüder und Söhne kläglich genug ausnahm?“ (283)

Was hier über die Münchener Kriegsdramatik berichtet wird, scheint bei allen Theatern des Deutschen Reichs und Österreichs ähnlich gewesen zu sein. Man registriert sogenannte ‚zeitgemäße Stücke‘, „und was da in aller Eile zusammengestoppelt wurde, konnte auch nur den bescheidensten Ansprüchen genügen. [...] Die einfachsten Mittel genügten, die Zuschauer patriotisch-ästhetisch anzuregen: die Uniformen der Soldaten, die Volkshymne, Soldatenlieder, der Radetzkymarsch, in Szene gesetzte Zeitungsberichte“ (348). Lustspiele überwiegen, ähnlich jener Militärstücke aus der Zeit nach 1870/71<sup>8</sup>, wie jetzt etwa „Das Weib des Reservisten“ von Bernhard Buchbinder, oder „eine mit aktuellen Lichtern aufgeputzte Sherlock-Holmes-Komödie“: „Die Triple-Entente“ von Dörmann und Engel, das Volksstück „Einberufung“ von Rudolf Hawel, die „Heitere Geschichte aus der Jetztzeit in drei Akten“ von Max Neal, und Max Ferners „Infanterist Pflaume“, jenes ‚lustige‘ Spiel von „einem alten Spießerschwerenöter, der mit seinem berliner Schätzchen bei der Huldigungsfeier am Bismarckdenkmal auf die photographische Platte, in die Illustrierte Zeitung und endlich in die Hände seiner Gattin gelangt und nun drei Akte lang genötigt wird, den Kriegsfreiwilligen zu spielen, bis alles an den Tag kommt“. (284) Die Kriegssituation favorisiert Autoren dritter und vierter Garnitur, sie kreiert „fixe Stückeschreiber“ (368), und sie verleitet anerkannte Autoren zu minderwertigen Leistungen: So schreibt der sensible Wiener Literat Hermann Bahr zum Beispiel einen derben „Schwank aus der deutschen Mobilmachung“, „Der muntere Seifensieder“. Es wird wie alle diese Stücke mißhellig aufgenommen: „Eine aus einander widerstrebenden Elementen notdürftig zusammengekitete Gelegenheitsfarce von echt unsicherem Geschmack und Takt.“ (611)

Doch auch Versuche, den Krieg in ernsten Stücken zu dramatisieren, mißlingen. Bei Autoren, die die Realität naturalistisch vermitteln wollen, konstatiert man: „Wie der Krieg, auf die Bühne gebracht, zusammenschumpft und klein, ja kleinlich wird!“ (612, Über Theodor Wundt: „Disziplin. Drei Einakter aus dem Soldatenleben“) Bei

<sup>8</sup> Vgl. *Roswitha Flatz*, *Krieg im Frieden. Das aktuelle Militärstück auf dem Theater des deutschen Kaiserreichs* (Frankfurt a.M. 1976).

stilisierten, von der Realität abgehobenen, dramatischen Dichtungen stößt man sich an „einer öden, gestaltlosen Symbolik, die den Kampf des Guten und Bösen in Personifikationen des Egoismus und Altruismus darstellt“, mit der etwa Theodor Csokor „das Problem des Weltkriegs dramatisch erfassen“ möchte (997). Im Jahrgang 1914/15 des „Literarischen Echo“ ist mir nur ein Stück begegnet, das in der Bewertung aus der üblichen „Abonnentenkriegskunst“ (1334) herausragt: „Die Stunde des Sterbens“ von Hanns Johst.

„Während nämlich in den einschlägigen Werken und Werkchen der bisherigen Dichter (von der gewerbsmäßigen Schnelldramatik der profitwütigen, konjunkturgenarnten Macher natürlich zu schweigen) sich bestenfalls krampfhaftes Wollen, erlebnisleeres Mögen, groteskes Stammeln manifestierte, findet sich in diesem Stücklein eines Unbekannten zum erstenmal jene von der Ungeheuerlichkeit des gegenwärtigen Schmerzerlebnisses durchdrungene, innerlich bestimmte, wahrhaftige Form, die zugleich die Wirklichkeit ergreift und distanziert, die das Geschehen packt und läutert, die Tatsächliches schildert und verklärt.“ (1076)

Aus einer Rundfrage über den Einfluß des Krieges auf die deutsche Theaterwelt, welche die „Leipziger Abendzeitung“ veranstaltete und die näher ausgewertet werden müßte, geht mit großer Mehrheit hervor, was hier der Intendant des Darmstädter Theaters formuliert,

„daß alle Kriegsposie von dem Publikum, wie mir scheint, mit Recht abgelehnt wird. Der Zuschauer will auf der Bühne von den Ereignissen, die ihn den ganzen Tag beschäftigen, abgelenkt werden, nicht aber Miniaturausgaben der weltgeschichtlichen Begebenheiten miterleben, deren Darstellung leicht etwas Peinliches und Kleinliches hat, während draußen die welthistorischen Tatsachen sich abspielen.“ (743)

Offenbar hat man sich an den meisten Theatern wieder an den üblichen Spielplan gehalten, wie unter anderen ein Bericht über die Münchner Szene schon Ende 1914 feststellt: „Unsere Theater, die durch den falschen Patriotismus drauf und dran waren, zu moralischen Verblödungsanstalten zu werden, haben sich endlich wieder darauf besonnen, daß es eine deutsche Kunst und Dichtung gibt. Und das ist gut so.“ (284)

10. Die Beurteilung von Romanen und Erzählungen stimmt in etwa mit derjenigen der Theaterstücke überein. Auffallend häufig rügt man, daß Romanautoren die Kriegskonjunktur auszunutzen suchen, indem sie zum Beispiel in später verfaßten Vorworten auf Kriegsphänomene eingehen, ohne daß die Romane selber in einem Zusammenhang damit ständen. Bei anderen suggeriert lediglich der Titel eine aktuelle Beziehung. Horst Schöttlers Roman „Zwischen zwei Kriegen 1870–1914“ wird so beurteilt: „Im Ganzen wird nicht klar, warum der Roman gerade zwischen zwei Kriegen betitelt wurde; er könnte auch heißen: ‚Wie Herr Werner Soll endlich die richtige Frau fand‘ und sich auf ein Buch beziehen, das 40 Jahre früher anfängt und kurz nach dem großen Kriege endigt.“ (570)

Andere Romane befriedigen nur den „Stoffhunger“ und setzen in unterhaltsamer Form die „Zeitungslektüre“ fort (604). Man registriert aber auch den „Leser, der sich von der Dutzendware hastig zusammengestoppelter Kriegsromane, die mit verbrauchten Klischees und zum Erbrechen oft benützten Schablonen arbeiten, angeekelt wewendet und Umschau nach besserem Genuß hält“ (993). Empfohlen werden Romane zeitgeschichtlichen Kolorits, die vor dem Krieg geschrieben, aber indirekt mit seiner

Genese zusammenhängen, oder man verweist in der Einsicht, daß bei der Kriegsthematik „die [deutschen] Dichter versagen“ (1379), das Lesepublikum auf Romane aus dem neutralen Ausland, aus Norwegen, Dänemark und der Schweiz. Diese Praxis, der Rückgriff auf ältere Literatur und auf solche aus dem Ausland, berührt sich mit zwei weiteren kriegsbedingten Phänomenen des literarischen Lebens, die abschließend skizziert werden sollen: den Umgang mit der älteren deutschen Literatur und die Einschätzung der Literatur fremder Nationen.

11. Im Umgang mit der älteren deutschen Literatur, insbesondere mit derjenigen aus der klassischen Ära, zeigt sich deutlich die Absicht einer bellizistischen und chauvinistischen Vereinnahmung. Ausführlich wird zum Beispiel aus einem Aufsatz über „Schiller und unser Krieg“ zitiert, „in dem Karl Berger untersucht, wie Schiller von weltbürgerlicher Schwärmerei zu völliger Hingabe an den vaterländischen Staat sich entwickelt“ (361). Es folgen Abhandlungen über „Der deutsche Schiller“ (362) und „Schiller und das deutsche Volk in Waffen“, in denen der Dichter aktualisiert wird: „Wahrlich, weilte Schiller heute noch unter uns, er sänge ein hohes Lied vom deutschen Weib im Kriege!“ (425) Hölderlin und Kleist werden in eben diesem Sinn betrachtet, und Fichte wird als „der begeisternde, hinreißende Redner an die deutsche Nation [hervorgehoben], der seinem Volke, als es geknebelt am Boden lag, zurief: ‚Ihr werdet, ihr könnt nicht untergehen [...] wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit‘“ (364). Von der Reprise der Dichtung der Befreiungskriege war schon die Rede.

Literaturwissenschaftler, Journalisten und Feuilletonisten bemühen sich – und zwar weil sie von der gegenwärtigen Literatur enttäuscht sind –, die deutschen Dichter nach allen Seiten auf ihre Stellung zum Krieg und zum deutschen Volk hin zu befragen. Daß dies nicht ohne Gewaltsamkeiten vor sich geht, zeigt etwa der Aufsatz über „Goethes Vaterlandsliebe“, in dem das vermeintlich „alte Vorurteil, daß Goethe den Begriff der Vaterlandsliebe nicht gekannt habe“, bekämpft wird (493). Manchmal nimmt diese Art der literarischen Adaption groteske Züge an, so wenn aus einer beiläufigen ironisch-negativen Äußerung Heines gegenüber den Engländern Heine mit dem gegenwärtigen Haß auf England in Zusammenhang gebracht wird (426). Die schon mehrfach unter Kriegseinfluß bemerkte Nivellierung und Vergröberung im Umgang mit Literatur kommt auch zum Ausdruck, wenn der Literaturwissenschaftler Albert Köster in seiner Rektoratsantrittsrede im Zusammenhang mit der Kriegsthematik von Klopstock, Schiller und Kleist behauptet, sie seien „in ihrer Gesinnung wie in dem ehernen Klang ihrer Stimme einander nah verwandt und fast identisch“ (603), eine Pauschalisierung, der im Kommentar des „Literarischen Echo“ allerdings heftig widersprochen wird. Das Beispiel zeigt, wie selbst Kenner der Literatur unter dem Eindruck des Krieges blind werden und gegen ihre sonst differenzierten Einsichten urteilen<sup>9</sup>.

12. Dasselbe Phänomen zeigt sich bei der Einschätzung fremder Literaturen im Verhältnis zur eigenen. Julius Harts eingangs zitierte Meinung, wir müssen „unser Heil im

<sup>9</sup> Vgl. *Günter Häntzschel*, Friedrich Heibel im Kontext von Krieg und Frieden, in: *Heibel-Jahrbuch* (1994) 7–26.

deutschen Kunstideal allein erblicken“ (104), ist dafür symptomatisch, denn gerade Hart als Theoretiker und Autor des auf Internationalität basierenden Naturalismus wußte um die Fragwürdigkeit einer nationalen Literatur als Ideal. Und tatsächlich wird diese Krasse durch den Krieg bedingte nationale Orientierung in der Folgezeit nicht fraglos hingenommen. Entscheidungen wie diejenige des Deutschen Theaters in Berlin, Shakespeare nicht mehr aufzuführen, oder Beschwerden aus der Bevölkerung bei der Verwaltung der Berliner Museen über die ausgestellten französischen und englischen Werke werden schon im Oktober 1914 als „Ungeheuerlichkeit“ bezeichnet, als Beispiel, „daß der Eifer dieser völkischen Reinigung [...] bedenklich über die Stränge schlug“ (166). Trotz größerer Distanz zu den Kulturen der feindlichen Nationen wünscht man, „daß nach dem Kriege bald wieder alles beim alten ist“ (167). „Wir müßten geistig zu Barbaren werden, müßten die von einem unserer Größten, von Goethe, eingeleitete Epoche weltliterarischen Strebens völlig verleugnen, wenn uns die wirklich Großen des Auslands nicht nach wie vor wertvoll blieben. Und wertvoller als diejenigen unserer Landsleute, für die nichts spricht, als daß es die deutsche Sprache ist, die sie gebrauchen oder mißbrauchen.“ (104) Diesem Urteil vom September 1914 entspricht ein ähnliches vom Januar 1915: „Auf diese Art muß unsere Literatur kosmopolitisch bleiben, im eigenen Boden fest verwurzelt, von der eigenen Sprache streng bewacht, aber offen für alles, was groß und bereichernd von außen kommt.“ (391)

Aus den gesamten Äußerungen des Jahrgangs 1914/15 des „Literarischen Echo“ wird zwar eine kritischere Einstellung fremden literarischen Erzeugnissen gegenüber als vor dem Krieg ersichtlich, insbesondere lehnt man die große Menge englischer und französischer, als zu seicht empfundener Unterhaltungsliteratur ab, man diskutiert sogar ernsthaft den „Vorschlag eines Bundes zur Bekämpfung der ausländischen Literatur“ (1236); man akzeptiert aber dennoch das ‚Menschliche‘ in einem übernationalen Sinne: „Wir wollen den Großen und Bedeutenden, die zu uns als Menschen, nicht als fremdländische Kuriositäten kommen, die Tür so weit aufmachen, wie wir können, aber das Nurausländische mag draußen bleiben. Die deutsche Literatur braucht kein literarischer Hagenbeck zu sein.“ (1236)

Insgesamt ist festzustellen, daß die anfänglichen Erwartungen einer geistigen Erneuerung der deutschen Literatur keineswegs erfüllt worden sind. Die durch den Krieg ausgelöste Vielschreiberei – erklärbar auch durch die Tatsache, daß im Krieg viele Journalisten arbeitslos wurden – bewirkte eine erhebliche Nivellierung in Produktion und Rezeption. Man mußte einsehen, daß die bedrückende Gegenwärtigkeit dieses Krieges und seine modernen technischen Strategien die dichterischen Fähigkeiten lähmten oder, mit den Worten eines Zeitgenossen, „daß die Ideenwelt des Genies um so großartiger sich kundgibt, je kleinlicher die reale Umwelt ist“ (1031). Er erinnert dabei an die klassischen Autoren vor der Volkserhebung von 1813 oder an Grillparzer und Hebbel, deren Höhepunkt mit einer wenig glänzenden Periode der politischen Geschichte ihrer Heimatländer zusammenfällt. Als „literarhistorisches Gesetz“ formuliert der bekannte Sprachkritiker, Literat und Philosoph Fritz Mauthner: „Immer bringt das siegreiche Volk schlechtere Gedichte hervor als das besiegte. [...] Je größer die Siege, desto kleiner die Dichtungen.“ (866f.) Man ist der naturalistischen Widerspiegelung des Krieges in der Literatur überdrüssig und erinnert an das jetzt so

vermißte utopische Potential, das die Situation nach dem Krieg erörtert: „Die Erforschung der Vergangenheit ist Aufgabe des Historikers, die Erkenntnis der Gegenwart und ihrer Bedürfnisse Sache des Politikers und Soziologen, aber die Deutung der Zukunft ist das Privilegium des Dichters: des Dichters, der vor allen anderen dazu berufen ist, Prophet zu sein.“ (1418)

Vielleicht haben diese Ausführungen plausibel machen können, daß es gar nicht so erstaunlich ist, warum sich die Literaturwissenschaft noch kaum mit der Literatur während der Kriegszeit beschäftigt hat, denn große Werke, wie sie vor dem Krieg entstanden und nach dem Krieg wieder entstehen, wird man nur vereinzelt finden. Dennoch mag auch deutlich geworden sein, daß das Zusammenwirken von Krieg und Literatur für den sozialgeschichtlich interessierten Literaturwissenschaftler ein äußerst ergiebiges Untersuchungsfeld bildet. Es ist allerdings erst zu bestellen. Ich verspreche mir erste weitere Aufschlüsse von einer vollständigen Durchsicht der Zeitschrift „Das literarische Echo“, die durch das Heranziehen von Organen jeweils spezieller Richtungen ergänzt werden müßte. Die so gewonnene Basis verschaffte Einblicke in die unterschiedlichen literarischen Gattungen. Besonders an der Dramatik und Erzählprosa – Romane, Erzählungen, Novellen – müßte herausgearbeitet werden, wie sehr die Spannungen zwischen öffentlich-politischer Meinung und literarischen Traditionen und Verfahrensweisen die Texte prägen. Die literarische Kritik und ihre Urheber wären ebenso zu analysieren wie die Praktiken der Zensur. Literarisch-kulturelle Aktivitäten wie die erwähnte Rundfrage an die Theater wären systematisch auszuwerten. Die hier gar nicht erwähnte geschlechtsspezifische Fragestellung könnte neue Konturen gewinnen: Haben die Frauen den Krieg anders beurteilt und literarisch verarbeitet als die Männer? Hat der Krieg eine neue und eigene Literatursprache geschaffen, und wie lange hat diese sich gehalten? Haben Krieg und Kriegsliteratur das Lesebedürfnis stimuliert oder eingeschränkt? Welche Konsequenzen hat der Krieg für die ‚großen‘ Autoren in ihren weiteren Schaffensperioden?



## Andreas Schumann

### „Der Künstler an die Krieger“ Zur Kriegsliteratur kanonisierter Autoren

#### I.

Eine der am häufigsten zitierten Aussagen zur literarischen und speziell zur lyrischen Produktion während des Ersten Weltkriegs ist sicherlich die Äußerung Julius Babs im „Literarischen Echo“ vom 1. Oktober 1914, daß seit Kriegsbeginn täglich etwa 50.000 Gedichte mit Kriegsthematik verfaßt wurden<sup>1</sup>. Die Beteiligung an dieser „poetischen Mobilmachung“<sup>2</sup> scheint gleichmäßig alle Schichten und Gruppierungen der zeitgenössischen Gesellschaft erfaßt zu haben. Julius Bab weist in seiner Artikelserie „Die Kriegssyrik von heute“ im „Literarischen Echo“ auf die hohe Beteiligung literarischer Neulinge an dieser Bewegung hin. Er spricht von vier Gruppen von Kriegssyrikern, die sich nach formalen und ästhetischen Kriterien unterscheiden lassen – Dilettanten, Journalisten, Literaten und Dichter: „Jene unpersönliche Massenbegeisterung, die das vorhandene Pathos der Zeit in die vorhandenen Formen der Nationalliteratur füllt, schafft nicht den Dichter, sondern den Dilettanten. Der Eintritt eines persönlichen Elements, das sich bei erhöhter formaler Geschicklichkeit auf stoffliche Zuspitzung beschränkt, auf Pointensetzung, macht den dichtenden Journalisten. Der Autor, der neben das große Erlebnis der Zeit, von dem er handelt, ein persönliches Gefühl, ein besonderes geistiges Interesse stellen kann, wird damit immerhin zum Literaten, dessen Poesie bei entsprechenden Formfähigkeiten auch über den Tag hinaus einigermaßen interessieren kann. Aber erst dort, wo das große Erlebnis der Zeit in seinem ganzen Umfange eine Persönlichkeit findet, die es aus innerster Wahlverwandtschaft neu produzieren kann, wo der Stoff mit nichts Fremdem bereichert, sondern jenseits der feststehenden Phrase und der vorbedingten Form zu neuem eigenem Lebensklang geführt wird, erst dort erscheint – ein Dichter.“<sup>3</sup> In seinen Rezensionen vermag Bab nur äußerst selten Werke von „Dichtern“ hervorzuheben – der „Dilettantismus“ scheint der literarische Standard der Kriegssyrik gewesen zu sein. Und doch lassen sich genügend Beispiele dafür finden, daß nicht nur dichterische Eintagsfliegen an der poetischen Mobilmachung beteiligt waren.

<sup>1</sup> Julius Bab, Die Kriegssyrik von heute, in: Literarisches Echo, Halbmonatsschrift für Literaturfreunde 17, Heft 1 (1. Oktober 1914) Spalte 5.

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Julius Bab, Die Kriegssyrik von heute, III, in: Literarisches Echo 17, Heft 13 (1. April 1915) Spalte 795–800, hier Spalte 797.

In den folgenden Ausführungen soll nun ein Teil der intellektuellen Elite im Vordergrund stehen, oder besser, eine bestimmte Gruppe, die für sich den Anspruch erhob, zur intellektuellen Elite zu gehören: Schriftsteller, die durch die zeitgenössische und spätere Rezeption zur „Hochliteratur“ gerechnet werden und die ihren Platz im literarischen Kanon eingenommen haben.

Den Blick gerade auf jene Autoren zu lenken, die in Bezug auf eine „kriegsrelevante“ Literatur quantitativ eine eher zu vernachlässigende Rolle spielten, läßt sich in mehrfacher Hinsicht legitimieren. Zum einen ist zu beobachten, daß die bis heute anhaltende (und maßgeblich auch literaturwissenschaftlich gestützte) Rezeption die kriegsbegeisterten Äußerungen kanonisierter Autoren gerne zugunsten späterer pazifistischer Positionen verdrängt. Zum zweiten hebt sich die Kriegsliteratur von Autoren wie Gerhart Hauptmann, Hermann Hesse, Rainer Maria Rilke, Stefan George, Hugo von Hofmannsthal und anderer durch bestimmte inhaltliche und thematische Perspektivierungen von den Werken der „minores“ deutlich ab; doch hierzu später.

## II.

„Der Künstler an die Krieger“ ist der Titel eines Gedichts von Hermann Hesse, das zuerst im „Tag“ vom 9. Januar 1915 erschien. Es kann hier als ein Beispiel für andere Texte herangezogen werden, die sich mit dem Thema „Kultur und Krieg“ im weiteren Sinne auseinandersetzen. Es wurde als Titel dieser Ausführungen gewählt, weil es sehr deutlich eine bestimmte Sprecherposition benennt, die für die hier zu behandelnden Autoren – zumindest was die Texte der ersten Kriegsmonate betrifft – typisch ist. Im einzelnen möchte ich auf folgende Literaten näher eingehen: Gerhart Hauptmann, Stefan George<sup>4</sup>, Hermann Hesse, Hugo von Hofmannsthal und Rainer Maria Rilke; Thomas Mann werde ich nicht behandeln.

Die Auswahl gerade dieser Schriftsteller bedingt sich nicht nur durch die bis heute andauernde und auch zeitgenössisch bereits verankerte Präsenz im literarischen Kanon, sondern auch durch die Zugehörigkeit zu einer Generation, die durch die Extrempunkte der Geburtsdaten Hauptmanns 1862 und Hesses 1877 markiert ist, sie waren also bei Ausbruch des Krieges zwischen 37 und 51 Jahre alt. Daß diese Zusammengehörigkeit bereits in der Zeit um die Jahrhundertwende bewußt war, läßt sich unter anderem auch am Beispiel der Literaturgeschichte von Friedrich Kummer belegen<sup>5</sup>. In der „Deutschen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, dargestellt nach Generationen“ von 1909 werden die Genannten in der „fünften Generation“ zusammengefaßt, Hauptmann als eines der „führenden Talente“<sup>6</sup>, George, Rilke, Mann und Hesse als „selbständige Talente ohne führende Bedeutung“<sup>7</sup>, Hofmannsthal gar als ei-

<sup>4</sup> Den Bab übrigens als einzigen in seiner „Kriegsliteratur“ bespricht; vgl. *Julius Bab*, Die Kriegsliteratur von heute, in: *Literarisches Echo* 20, Heft 8 (15. Januar 1918) Spalte 59f.

<sup>5</sup> *Friedrich Kummer*, Deutsche Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, dargestellt nach Generationen (Dresden 1909).

<sup>6</sup> Ebd. 627–641.

<sup>7</sup> So die Kapitelüberschrift ebd. 647.

nes der „abhängigen Talente“<sup>8</sup>. Aus der Sicht Kammers eint sie die Jugend in der Zeit des Kulturkampfes und des „politischen Haders“<sup>9</sup>, ja des „Rückgang[es] des nationalen Sinnes im deutschen Volke“<sup>10</sup>, das Interesse am „sozialen Gedanken“<sup>11</sup>, literarisch seien sie von der Auseinandersetzung mit dem Naturalismus geprägt.

Eine weitere Gemeinsamkeit der genannten Autoren verdient nähere Aufmerksamkeit. Sie alle kamen mit der Kriegsrealität zwischen 1914 und 1918 fast gar nicht oder nur am Rande in Kontakt. Gerhart Hauptmann, bei Kriegsausbruch 51 Jahre alt, sah zwar alle vier Söhne einrücken, konnte den Krieg allerdings gleichsam vom Schreibtisch in Agnetendorf aus beobachten<sup>12</sup>. Stefan George<sup>13</sup> hält sich während des Krieges bei Freunden und Anhängern an den verschiedensten Orten Deutschlands auf, diskutiert häufig über den Krieg, bleibt mit seinen 46 Jahren und wohl auch aus gesundheitlichen Gründen vom persönlichen Kriegseinsatz verschont. Hugo von Hofmannsthal wird am 26. Juli 1914 als Landsturmmoffizier nach Pisino in Istrien einberufen, wird aber bereits im August ins Kriegsfürsorgeamt nach Wien versetzt, wo er kulturpolitische, das heißt propagandistische Aufgaben wahrnimmt. Im Mai 1915 wird er aus dem Dienst entlassen, um fortan von seinem Wohnsitz in Rodaun aus zu privatisieren. Rilke wird erst am 4. Januar 1916 mit einer dreiwöchigen Infanterieausbildung konfrontiert und leistet dann bis zum 27. Juni 1916 Dienst im Wiener Kriegsarchiv; Rilkes späte Einberufung und kurze Dienstzeit verdanken sich weniger einer schwachen physischen Konstitution als vielmehr der Fürsprache einflußreicher Freunde und Bekannter. Thomas Mann meldete sich zwar im Herbst 1914 „pflichtschuldig, aber ohne Begeisterung zum Militär“<sup>14</sup>, eine Einberufung erfolgte jedoch nicht. Hermann Hesse schließlich, mit 37 Jahren der jüngste unter den Genannten, war seit 1899 mit Unterbrechungen, seit 1912 endgültig in der Schweiz ansässig. Auf die Fürsprache des deutschen Gesandten in der Schweiz hin wird für Hesse eine Rückstellung vom Wehrdienst als Kriegsfreiwilliger zunächst bis zum 31. Dezember 1915 erreicht; Hesse ist dann als Mitarbeiter der „Deutschen Kriegsfürsorge“ tätig, wo er deutsche Kriegsgefangene mit deutscher Literatur versorgt. „Im Mai 1917 wurde dann das freie Mitarbeiterverhältnis mit den kurzfristigen Beurlaubungen vom Militärdienst dahingehend geregelt, daß man ihn dem Kriegsministerium unterstellte und er in der Funktion eines ‚Beamtenstellvertreters‘ die literarische Leitung der Bücherzentrale für deutsche Kriegsgefangene in Bern innehatte. Hesse hatte erreicht, daß er in der Schweiz bleiben durfte.“<sup>15</sup>

<sup>8</sup> Ebd. 681.

<sup>9</sup> Ebd. 536.

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> Ebd. 540.

<sup>12</sup> Vgl. *Eberhard Hilscher*, Gerhart Hauptmann. Leben und Werk, mit bisher unpublizierten Materialien aus dem Manuskriptnachlaß des Dichters (Berlin 21990) 302–320.

<sup>13</sup> Zur Biographie Georges sehr hilfreich *Hans Jürgen Seekamp*, *Raymond C. Ockenden*, *Marita Keilson*, Stefan George – Leben und Werk. Eine Zeittafel (Amsterdam 1972).

<sup>14</sup> *Peter de Mendelssohn*, Der Zauberer. Das Leben des Schriftstellers Thomas Mann, 1. Teil: 1875–1918 (Frankfurt a.M. 21975) 986.

<sup>15</sup> *Fritz Böttger*, Hermann Hesse. Leben – Werk – Zeit (Berlin 1974) 216.

Die an diesem Punkt durchaus vergleichbaren Biographien mögen als ein Hinweis auf die Art der literarischen Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg dienen. Die nachfolgende Generation, jene Expressionisten mit Fronterfahrung wie etwa Georg Trakl oder Ernst Toller, wird ganz anders über den Krieg sprechen.

Doch zurück zu dem eingangs genannten Hesse-Zitat „Der Künstler an die Krieger“. Dieses Gedicht, zuerst abgedruckt im „Tag“ vom 9. Januar 1915, ist in späteren Werkausgaben Hesses nicht enthalten<sup>16</sup>. Die bereits in der Überschrift aufgestellte Polarität: sprechender Künstler wendet sich an ein in den Krieg involviertes Publikum, nimmt zunächst einmal den „Künstler“ von der Beteiligung am Krieg aus, verweist auf eine Auseinandersetzung mit „Krieg“ von der Warte künstlerischer Wahrnehmung und ästhetischer Vermittlung. Ein Einzelner (Künstler) wird einer Masse (Krieger) gegenübergestellt. Das sprechende Ich des „Künstlers“ weist eine persönliche Beteiligung am Krieg von sich („Nie begehrt ich ein Gewehr zu tragen“<sup>17</sup>), da „Krieg“ als etwas Oberflächliches, Äußeres verstanden wird, dem Künstlerisches als innere Auseinandersetzung gegenübergestellt wird („Nicht nach außen ist mein Sinn gewandt, / Laßt mich still in ungestörten Tagen / Bilden an den Werken meiner Hand“). Die ins Psychologische gewendeten inneren Kämpfe künstlerischen Schaffens und Selbstzweifels hätten dem Ich „Wunden [...] die kein Speer gerissen“ zugefügt – eine deutliche Abwertung realer Leiderfahrung und Lebensbedrohung im Kriegserlebnis. Doch der momentane Erste Weltkrieg, als „Kriegsgott“ markiert, wird trotzdem positiv gewertet, da er Soldaten zu etwas Besonderem, ja sogar zu Künstlern mache („Die in finstrier Fron den Karren zogen, / Denen trüb ein feiges Wohlsein rann, / Alle sind dem Alltag jetzt entflohen, / Jeder ward ein Künstler, Held und Mann.“), reales Kriegserlebnis wird am Ende des Textes schließlich emphatisch mythisiert, als ein dem Künstler ebenbürtiges Empfinden apostrophiert („Wem das Leben hoch wie euch gebrandet, / Dem ist heilig, was der Gott uns gibt – / Die ihr draußen in den Schlachten standet, / Seid mir Brüder nun und neu geliebt!“).

Diese etwas längere Textparaphrase schien mir notwendig, um einen ersten Fundus an Wertungs- und Sprechhaltungen herausdestillieren zu können. Kurz zusammengefaßt: Der Künstler ist ein aus der Masse herausgehobenes, introvertiertes Individuum mit einem exklusiven Schatz an Erfahrungen und Einsichten, die ihn von den anderen, „die mich sonst verlachen“, unterscheidet und zwar gerade aufgrund der künstlerischen, nicht nach außen gewandten Tätigkeit; jene anderen werden als von außen fremdbestimmt beschrieben, ihr Lebenszustand, ja Alltag abgewertet. Erst der Krieg ermöglicht auch ihnen Erlebnisse und Erfahrungen, durch die sie dem Idealzustand des Künstlers angeglichen werden. Der Krieg hat also zunächst eine gewünschte und begrüßte nivellierende, integrierende Funktion; Einheit, Identität und Integration stellen hohe Werte dar. Diese den Krieg und die Idee von Einheit durch gemeinsames

<sup>16</sup> Es fehlt z. B. in den Ausgaben: Die Gedichte von Hermann Hesse, in: *Hermann Hesse*, Gesammelte Werke 13 (Berlin 1942); *ders.*, Gesammelte Dichtungen, in: *ders.*, Gesammelte Schriften 5 (o.O. 1957); und *ders.*, Gesammelte Werke in zwölf Bänden (Frankfurt a.M. 1970).

<sup>17</sup> Alle Zitate nach dem Abdruck in *Thomas Anz, Josef Vogl, Der Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914–1918* (München, Wien 1982) 59–60.

Erleben mythisierende Vorstellung läßt sich in Analogie lesen zu den ebenfalls ins Mythische verklärten Idealen der Einheit von Volk und Nation, die einen besonders zentralen Diskurs im Deutschland des 19. Jahrhunderts bereitstellten. Der Krieg stellt in der Textlogik ferner einen Einschnitt in zeitlicher Hinsicht dar – eine unbefriedigende, dekadente, von „feigem Unwohlsein“ (Hesse) geprägte Epoche wird abgelöst, der Krieg erhält eine kathartische Funktion und ermöglicht einen neuen Lebenszustand.

Dieses Zeit- und Kulturmodell, in dem sich das Verständnis des Kriegereignisses entwickelt, hat Klaus Vondung als „apokalyptisch“ beschrieben sowie als zeittypisch und bestimmend für Sichtweisen vom Krieg markiert<sup>18</sup>. „Krieg“ hat innerhalb solcher „apokalyptischen“ Sprechweisen die gleiche kathartische Wirkung für eine namenlose Gesellschaft („Krieger“), wie sie die Kunst für das der Masse entthobene Individuum des „Künstlers“ hat – beide bewirken ein korrigierendes „Erleben“ von Umwelt, mithin also „Erkenntnis“. Hesses Text erscheint zu einem Zeitpunkt, an dem die Anfangseuphorie über den Kriegsausbruch im Abklingen begriffen ist. Die ermittelten Sprechhaltungen und Bewertungen lassen sich allerdings während der gesamten Dauer des Krieges finden.

Im Mai/Juni 1917 beendet Stefan George die Arbeiten an seinem zwölf mal zwölf Verse umfassenden Gedicht „Der Krieg“<sup>19</sup>. Wir finden in diesem Text vergleichbare Figurenkonstellationen vor wie bei Hesses „Der Künstler an die Krieger“. George führt als sprechendes Ich einen „Siedler“ ein, der sich selbst als „Seher“ bezeichnet. Ihm gegenübergestellt wird ein Volk, das durch Kriegsausbruch mit einer neuen Situation konfrontiert ist: „Für einen augenblick / Ergriffen von dem welthaft hohen schauer / Vergaß der feigen jahre wust und tand / Das volk und sah sich groß in seiner not.“<sup>20</sup>

Der Siedler/Seher sieht sich unverstanden und vereinzelt („Nie wird dem seher dank [...] er trifft auf hohn / Und steine ruft er unheil – wut und steine / Wenn es hereinbrach“), auch er – wie der Künstler Hesses – zieht die Kontemplation einer Einmischung am äußeren Geschehen vor („Am streit wie ihr ihn fühlt nehme ich nicht teil. [...] Was ist IHM mord von hunderttausenden / Vorm mord am leben selbst? [...] SEIN amt ist lob und fehm gebet und sühne / Er liebt und dient auf seinem weg“). Die Vision einer Läuterung, eines positiven Wandels durch den Krieg, der eine unwiederbringliche Vergangenheit ablöst („Wie faulige frucht / Schmeckt das gered von hohzeit auferstehung / In welchem ton, Wer gestern alt war kehrt nicht / Jetzt heim als neu“) und eine idyllische Zukunft eröffnet („Wo flöte aus dem weidicht tönt“), wird bei George mit deutlichen politischen<sup>21</sup> und deutschtümelnden Wertungen unterlegt:

<sup>18</sup> Klaus Vondung, *Die Apokalypse in Deutschland* (München 1988).

<sup>19</sup> Vgl. *Seekamp, Ockenden, Keilson*, (wie Anmerkung 13), 276.

<sup>20</sup> Alle Zitate nach dem Abdruck in *Anz, Vogl*, (wie Anmerkung 17), 70–74.

<sup>21</sup> Hierher gehört auf jeden Fall auch die Hindenburg-Anspielung in der sechsten Strophe, die Hindenburg als Führer und Retter des Reiches inszeniert: „Da entstieg gestützt / Auf seinen stock farblosem vororthaus / Der fahlsten unsrer städte ein vergeßner / Schmuckloser greis... der fand den rat der stunde / Und rettete was die gebärdig lauten / Schließlich zum abgrundsrand gebracht: das reich.“

„o land / Zu schön als daß dich fremder tritt verheere [...] land dem viel verheißung / Noch innewohnt – das drum nicht untergeht!“ Der Siedler ist in seiner Funktion als Visionär notwendig, um die Utopie der „neuen Zeit“ in dem Sinne der von Vondung beschriebenen apokalyptischen Thematik Ausdruck zu verleihen und integrierend und identitätsstiftend zu wirken: „Doch endet nicht mit fluch der sang. Manch ohr / erstand schon meinen preis auf stoff und stamm / Auf kern und keim [...] schon seh ich manche hände / Entgegen mir gestreckt.“

In Rainer Maria Rilkes „Fünf Gesängen“, die zuerst im Kriegsalmanach 1915 des Insel-Verlags publiziert wurden<sup>22</sup>, können wir die nun bekannten Strukturen erneut nachverfolgen: Der Krieg führt in eine „gewagtere Zukunft“, verbindet den einstigen Solipsisten („Heil mir daß ich Ergriffene sehe. Schon lange / war uns das Schauspiel nicht wahr, / Und das erfundene Bild sprach nicht entscheidend uns an“) mit anderen in einem gemeinsamen Erleben („Und wir? Glühen in Eines zusammen, / In ein neues Geschöpf, das er [der ‚Kriegs-Gott‘] tödlich belebt“), kurz, der Krieg wird einmal mehr als kathartisches Ereignis freudig begrüßt.

Nun gehört es zwar zur nicht-pazifistischen Kriegsliteratur, dem Phänomen Krieg einen positiven Sinn einzubeschreiben, in ihm nicht nur Hoffnung auf Sieg oder Anwürfe gegen die „Feinde“ zu verbalisieren, sondern gerade auch jenes durch das Erlebnis des Krieges neue „Gemeinschaftsgefühl“ zu betonen. Doch die drei genannten lyrischen Beispiele von Hesse, George und Rilke zeichnen sich durch bestimmte Parallelen aus, die sie von der großen Masse kriegsbegeisterter Texte etwa im Sinne von Ernst Lissauers „Haßgesang gegen England“<sup>23</sup> oder auch Gerhart Hauptmanns „Reiterlied“<sup>24</sup> unterscheiden. So wird der Krieg durch die jeweils sprechenden Individuen weniger als politisches Ereignis gewertet; er bietet den Künstlern, Sehern etc. vielmehr die Möglichkeit, sich mit anderen zu verbinden, die sonst eher kritisch bis zurückhaltend auf dargebotenes künstlerisches Empfinden reagierten. Die Sprecher selber betonen ihre gesellschaftliche Abgeschiedenheit und die „Kämpfe“, die ihnen das künstlerische Schaffen gleichsam auferlegt und die in der subjektiven Wahrnehmung schwerer wiegen als realer soldatischer Einsatz – soweit lyrische Aussagen von Autoren, die tatsächlich den Krieg nur von außen sahen.

<sup>22</sup> Rainer Maria Rilke, Fünf Gesänge, in: Kriegsalmanach 1915 (Leipzig 1915) 14–19, zitiert nach Anz, Vogl, (wie Anmerkung 17), 30–35.

<sup>23</sup> Ernst Lissauer, Haßgesang gegen England, zuerst in: Der Buchführer, 1 (Kriegsausgabe), Heft 2 (Oktober 1914) 47f.

<sup>24</sup> Gerhart Hauptmann, Reiterlied, zuerst in: Der Bote aus dem Riesengebirge, Kriegsausgabe Nr. 4 (12. August 1914); laut einer Anmerkung in Hans-Egon Hass (Hrsg.), Gerhart Hauptmann. Sämtliche Werke. Centenar-Ausgabe zum 100. Geburtstag des Dichters, 15. November 1962, Band XI (Frankfurt a.M., Berlin, Wien 1962–1974) 660 (Fortgeführt von Martin Machatzke und Wolfgang Bungies) im Nachlaß von Hauptmann eigenhändig durchgestrichen! Die Centenar-Ausgabe im folgenden zitiert: CA.

## III.

Betrachtet man Werke der genannten Autoren, die einer ganz anderen Textsorte zugehören, so stellt man ein Beharren auf den hier dargelegten Positionen fest. Dies war zwar durchaus zu erwarten, wird jedoch umso interessanter, wenn es sich um publizistische Äußerungen in Zeitungen und Zeitschriften handelt, um eine Textsorte also, die zwar einerseits – durch den Ort der Publikation – ein breites Publikum verspricht, andererseits aber ein größeres Maß an politischer, sozialer und kultureller Reflexion ermöglichen kann als die Gedichtform – allein schon des Umfangs wegen.

Auffallend sind etwa die Aufsätze, die Hugo von Hofmannsthal ab September 1914 veröffentlichte. In seinem „Appell an die oberen Stände“<sup>25</sup> plädiert der Autor dafür, dem Krieg mit geistig-kultureller Distanz zu begegnen und es als Pflicht zu begreifen, an einem großbürgerlichen, ja adligen Lebensstandard und -ideal festzuhalten: „Die draußen haben keinen Feiertag, und so ist auch Werktag für uns, Werktag und wieder Werktag [...]. Der wohlhabende, ja nur der besitzende Mittelstand hat jetzt vor allem diese eine Aufgabe: zu leben und leben zu lassen. [...] Die Autos sind bei der Armee, die Pferde sind bei der Armee, aber die behaglichen Häuser sind geblieben, und es werden nicht die schlechtesten Musikabende und Geselligkeiten sein, zu denen man wie im Vormärz zu Fuß geht. Die Bravsten sind bei der Armee, aber es bleiben die Witzigen, die Gelehrten, die Erfahrenen. [...] Man wird diesen oder jenen Saal, in dem wir Beethoven zu hören pflegten, mit Verwundeten belegen und ihm dadurch für alle Zeiten zu seinem Adel noch einen Adel verleihen, aber es werden andere Säle bleiben, und wir werden in Konzerte gehen, wie wir ins Theater gehen werden: um unsere, genau unsere Pflicht zu tun.“

Was man zunächst mit einigem Erstaunen für Ironie halten könnte, entpuppt sich bei vergleichender Lektüre anderer Aufsätze Hofmannsthals als ernsthaft gemeint. In einem Text mit dem Titel „Boycott fremder Sprachen?“<sup>26</sup> werden „Lügen, Verblendung und Verbrechen“ der Kriegsgegner angegriffen, der Krieg könne aber durch die „Universalität der deutschen Bildung, das Wissen um die anderen“ gewonnen werden, der Krieg solle also vorrangig verstanden werden als ein mit kulturellen Handlungen und verstärktem Wissenserwerb verbundenes Phänomen. In „Die Bejahung Österreichs. Gedanken zum gegenwärtigen Augenblick“<sup>27</sup> argumentiert Hofmannsthal für eine notwendige deutsch-österreichische Gesinnung, die sich aus der „vegetativen Grundsicht des Volkes in die geistige hinauf“ bewegen solle, vom „Volk“ zum „Individuum im höheren Sinne“, und die in Erinnerung zu bringen habe, „daß Politik und Geist identisch sind“, wie aus der Geschichte zu lernen sei; in „Krieg und Kul-

<sup>25</sup> Hugo von Hofmannsthal, Appell an die oberen Stände, zuerst in: Neue Freie Presse Wien, 8. September 1914; zitiert nach *dems.*, Reden und Aufsätze II: 1914–1924, in: Hugo von Hofmannsthal. Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden, Bd. 9 (Frankfurt a.M. 1979) 347–350.

<sup>26</sup> *Ders.*, Boycott fremder Sprachen?, zuerst in: Neue Freie Presse Wien, 27. September 1914; zitiert nach Hugo von Hofmannsthal, (wie Anmerkung 25), 351–355.

<sup>27</sup> *Ders.*, Die Bejahung Österreichs, zuerst in: Österreichische Rundschau, 41. Band, 3. Heft (1. November 1914); zitiert nach Hugo von Hofmannsthal, (wie Anmerkung 25), 356–359.

tur“<sup>28</sup> wird der Krieg als Umbruch verstanden, aus dem ein neues, geistiges Europa entstehen wird.

Gerhart Hauptmann entrüstet sich in seinen Zeitschriftenbeiträgen, vorrangig in denen der ersten Kriegsmonate, über den „von Rußland, England und Frankreich erzwungenen Krieg“<sup>29</sup>, beteuert, daß die Deutschen „ein eminent friedliches Volk“ seien („Die Idee des Weltbürgertums hat nirgends tiefere Wurzeln geschlagen als bei uns“<sup>30</sup>), rechtfertigt den Krieg als Verteidigungskrieg und sieht vorrangig deutsche Kultur bedroht<sup>31</sup>; es widerspräche dem deutschen Geist, „belgische Mädchen, Weiber und Kinder in unserem Lande feige unter qualvollen Martern hinzuschlachten“<sup>32</sup>, hingegen werde gekämpft „für deutsche Freiheit, deutsches Familienleben, für deutsche Kunst, deutsche Wissenschaft, deutschen Fortschritt, [...] für einen edlen und reichen Nationalbesitz, für innere und auch äußere Güter, die alle dem allgemeinen Fortschritt und Aufstieg der Menschheit dienstbar ist [sic!]“<sup>33</sup>.

Hauptmanns publizierte Kriegsaufsätze lesen sich als pure Propaganda, die versucht, den Gegner mit dem Vorwurf der Kulturlosigkeit zu schlagen. Zumindest bis Dezember 1916, bis zum Friedensangebot an die Entente, spricht aus den Äußerungen Hauptmanns (auch aus den zeitgenössisch unveröffentlichten<sup>34</sup>) die ungebrochene Überzeugung, daß es sich um einen aufgezwungenen Verteidigungskrieg handle, den Deutschland aufgrund seiner geistig-moralischen Überlegenheit – für Hauptmann eine kulturelle Errungenschaft der deutschen Geschichte – gewinnen werde. Ein „Wie lange soll das noch fortgehen?“<sup>35</sup> kann Hauptmann erst 1918, im letzten Kriegsjahr formulieren – der Text bleibt unpubliziert.

Bemerkenswert ist allerdings, daß er den Wunsch nach Frieden ähnlich herleitet wie die Notwendigkeit des Krieges, die er individuell begründet: „Ich bin eine Zelle im Menschheitsleib, nur eine einzige, winzige Zelle: Aber ich bin eine Hirnzelle und begeben mich auf die Wanderung, um vielleicht einen Punkt des Menschengehirnes zu erreichen, wo das erdrückte Licht der Vernunft durch irgendeinen glücklichen Griff wieder zum Leuchten gebracht werden kann.“<sup>36</sup>

Im Oktober und November 1918 merkt auch Hauptmann, daß es in diesem Krieg nicht nur um kulturelle Werte oder moralische Ansprüche zu tun ist, sondern daß ganz real Millionen von Toten zu beklagen sind; es gelingt ihm, aus dieser Erkenntnis

<sup>28</sup> Zuerst in: Berliner Tageblatt (8. Juli 1915); zitiert nach *Hugo von Hofmannsthal*, (wie Anmerkung 25), 417–420.

<sup>29</sup> *Gerhart Hauptmann*, Antwort an Herrn Romain Rolland, zuerst in: *Vossische Zeitung*, Morgenausgabe (10. September 1914); zitiert nach CA XI, 847–849.

<sup>30</sup> *Ders.*, Gegen Unwahrheit, zuerst in: Berliner Tageblatt und in: *Tägliche Rundschau* (26. August 1914); zitiert nach CA XI, 843–847.

<sup>31</sup> *Ders.*, Antwort an Herrn Romain Rolland (wie Anmerkung 29), 847.

<sup>32</sup> *Ders.*, Gegen Unwahrheit (wie Anmerkung 30), 847.

<sup>33</sup> Ebd.

<sup>34</sup> Vgl. etwa den im Nachlaß befindlichen Text: *Deutschlands Aufgabe im künftigen Frieden* (1916), CA XI, 878–884.

<sup>35</sup> *Gerhart Hauptmann*, Gegen den Kriegswahn (1918) (Nachlaß) CA XI, 894–896.

<sup>36</sup> Ebd. 894f.

eine politische Kritik zu formulieren: „Der Staat hat versagt“<sup>37</sup>, ja sogar einen Angriff auf die moralische Integrität des Kaisers zu starten: „Aber welcher König und Kaiser müßte unter dem Gedanken nicht zusammenbrechen, um seinetwillen dieses heilige Morden und Sichmordenlassen entfesselt zu haben. Kein Mensch, der noch Mensch ist, vermöchte einen solchen Gedanken zu ertragen.“<sup>38</sup> Kriegskritik und eine Wendung hin zu pazifistischen Äußerungen treten bei Hauptmann also in dem Moment auf, wo er auch kritisch mit seiner politischen Umwelt verfährt, sich von einer patriotisch geprägten offiziellen Kriegspropaganda nur zu sehr ähnelnden Sichtweise entfernt.

Gänzlich anders, nicht tagespolitisch oder propagandistisch argumentierend, erweisen sich die öffentlichen Stellungnahmen zum Krieg aus der Feder Hermann Hesses. Hesse wird nicht müde, seinen pazifistischen Standpunkt immer wieder zu betonen und in Zeitschriften und Zeitungen darzulegen. Im allgemeinen Kriegstaumel ziehen seine Bekenntnisse zu Frieden und Humanität immer wieder harsche Kritik auf sich<sup>39</sup>. Die Gegenposition Hesses taugt allerdings zur Überprüfung der bisherigen Befunde, konnte doch eine gemeinsame Ebene in den vorgeführten Gedichten aufgefunden werden. Zur Wiederholung: Neben der Auffassung vom Krieg als Katharsis besteht als argumentative Basis die Vorstellung, der Krieg sei eben auch als Kulturphänomen zu verstehen. Krieger werden zu Künstlern – Hesse; der Krieg bietet Chancen auf ein neues, von Kultur geprägtes Europa – Hofmannsthal; der Krieg sei notwendig, um deutsche Kultur zu erhalten – Hauptmann. Gerade diese Idealisierung gemeinschaftlicher kultureller Grundlagen, von der aus der Krieg zu beurteilen sei, eint die genannten Autoren – auch Thomas Manns „Gedanken im Kriege“<sup>40</sup> oder „Gute Feldpost“<sup>41</sup> sind zu diesem Geist hinzuzuzählen.

Die ins Auge fallende Position Hesses läßt sich zugespitzt vielleicht so formulieren: Sie stellt einen kulturell gewachsenen Kosmopolitismus gegen einen sich kulturell legitimierenden Nationalismus – eine Überzeugung, die es Hesse ermöglicht, eine kritische Gegenposition einzunehmen. Und doch sind einzelne Passagen in Hesses Texten sehr nahe an den Formulierungen anderer, wie etwa im Gedicht „Der Künstler an die Krieger“, geraten bisweilen sogar zur Relativierung radikaler pazifistischer Aussagen: „Ich prüfe mich. Freude am Krieg? Nein, keinen Augenblick! Vermeiden des Krieges aus Feigheit, aus Bequemlichkeit, aus Egoismus des mit anderen Zielen Beschäftigten? Ja, ja, ich bekenne. Haß gegen die Feinde? Freude am Zerstören? Nein. Aber Freude beim Bericht von einem in die Luft geflogenen Kreuzer des Feindes? Ja, ein

<sup>37</sup> *Ders.*, Der Staat hat versagt (1918) (Nachlaß) CA XI, 892–894.

<sup>38</sup> *Ders.*, Zum Gedächtnis der Gefallenen (vermutlich November/Dezember 1918) (Nachlaß) CA XI, 900–912.

<sup>39</sup> Gut dokumentiert in: *Hermann Hesse, Politik des Gewissens. Die politischen Schriften 1914–1932* (Frankfurt a.M. 1977).

<sup>40</sup> *Thomas Mann, Gedanken im Kriege*, zuerst in: *Die Neue Rundschau* 25, Heft 11 (November 1914) 1471–1484.

<sup>41</sup> *Ders.*, *Gute Feldpost*, zuerst in: *Zeit-Echo. Ein Kriegs-Tagebuch der Künstler*, Heft 2 (München 1914) 14f.

wenig Freude, eine Welle von Freude, ach – von warmer Freude, von großer Freude.“<sup>42</sup>

Stellungnahmen dieser Art erklären sich durch die immer wieder betonte Hoffnung auf einen neuen, beinahe idealen Zustand nach dem Krieg, ja wegen des Krieges. Am Erreichen dieses Zustandes müssen zunächst die Kulturvermittler arbeiten: „Ich bin Deutscher, und meine Sympathien und Wünsche gehören Deutschland, aber was ich sagen möchte, bezieht sich auf die Stellung und Aufgabe der Neutralen. Damit meine ich nicht die politisch neutralen Völker, sondern alle diejenigen, die als Forscher, Lehrer, Künstler und Literaten am Werk des Friedens und der Menschlichkeit mitarbeiten.“<sup>43</sup>

Ein zentraler Punkt der neuen Befindlichkeit, die Hesse anstrebt, wird bereits im behandelten Gedicht vorweggenommen: die sozial einigende Kraft des Krieges, die im Soldatentum und der gemeinsamen Kampferfahrung gesellschaftliche Unterschiede auszulöschen vermöge. Dies sei eine positive Kraft des Krieges, dies sei die Lehre, die aus der Situation zu ziehen sei: „Wir ‚Gebildete‘ dürfen uns dem ‚Volk‘ gegenüber nicht mehr mit einer sentimental Teilnahme begnügen. Der Mann, der heute neben mir oder neben meinem Bruder im Felde steht, darf mir nicht morgen wieder ein aus der Ferne bemitleideter Proletarier werden.“<sup>44</sup> Hesses Arbeit in der Kriegsfürsorge ist als Baustein auf dem Wege zu diesem gesellschaftlichen Ausgleich zu verstehen. Sein Mittel ist die geistige Betreuung von Soldaten und Kriegsgefangenen, der Versuch, geistiger und kultureller Verwahrlosung vorzubeugen, durch die Versorgung der Betroffenen mit Literatur – der Versuch, die Kriegssituation positiv umzuinterpretieren, für neue Orientierungsmöglichkeiten in der Zeit nach Kriegsende zu sorgen, ein geistiges Deutschland in einer Kulturgemeinschaft Europa zu bewahren. Genau an diesem Punkt trifft sich Hesse mit Thomas Mann, Hugo von Hofmannsthal, Gerhart Hauptmann: deutsche Kultur als Schlüssel zur Kriegsbewältigung, geistige Freiheit als notwendige und eingeforderte Überlebensgrundlage<sup>45</sup>.

Wie es scheint, ist für die literarische Intelligenz der zentrale, wenn nicht einzige Bezugspunkt einer reflexiven Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg ihre Verwurzelung in den Vorstellungen vom hohen Wert kulturellen Denkens und Handelns, ja vom hohen Wert deutscher Kultur. Apologie des Krieges und Utopie der Nachkriegszeit fußen auf dieser Überzeugung, ermöglichen den Kulturschaffenden ein öffentliches Sprechen über den Krieg. Sie divergieren in der Interpretation des Zusammenhanges von Krieg und Kultur, scheinen jedoch eben diesem Zusammenhang diskursiv verpflichtet zu sein.

<sup>42</sup> *Hermann Hesse*, Tagebuchblatt, in: *Zeit-Echo. Ein Kriegs-Tagebuch der Künstler*, Heft 5 (München 1914/15) 66 f.

<sup>43</sup> *Ders.*, O Freunde nicht diese Töne!, zuerst in: *Neue Zürcher Zeitung* (3. November 1914); zitiert nach *Hermann Hesse*, (wie Anmerkung 39), I, 38–42.

<sup>44</sup> *Ders.*, Offener Brief an einen Verwundeten, in: *Schwabenspiegel* (Stuttgart 1914) und in: *Die Zeit* (Wien 14. März 1915); zitiert nach *Hermann Hesse* (wie Anmerkung 39), 59–63.

<sup>45</sup> Besonders deutlich in *Hermann Hesse*, Individuelle Denkart in Deutschland, zuerst in: *Neue Zürcher Zeitung* (11. Juli 1915); zitiert nach *dems.*, (wie Anmerkung 39), 68–72.

## IV.

In seiner Untersuchung „Literatur und Weltkriegsideologie“<sup>46</sup> hat Eckart Koester auf diesen Zusammenhang deutlich hingewiesen. Als Grundvoraussetzungen der schriftstellerischen Auseinandersetzung mit dem Krieg vor allem durch die kanonisierten Autoren benennt er literarisches Elitebewußtsein, Kritik an der Kultur der Vorkriegszeit, Wunsch nach nationaler und, wie ich ergänzen möchte, sozialer Integration, Verständnis vom Krieg als kathartisches Phänomen. Daß diese Bedingungen ineinander greifen, sich gegenseitig geradezu generieren, hat Eckart Koester ebenfalls betont. Wichtig erscheint mir nach Sichtung der Texte die These, daß sich auch pazifistisch gebärdende Äußerungen wie etwa die Hesses auf parallele Grundannahmen, wie zum Beispiel diejenigen Hauptmanns, stützen, nämlich solche kulturkritischer Art in Abrechnung mit einer als unzureichend, wenn nicht gar als dekadent verstandenen Vorkriegskultur. Wie läßt sich allerdings diese kleine Gruppe von Autoren in der Menge von Kriegsliteratur zwischen 1914 und 1918 verorten?

Ihr Bekanntheitsgrad, durch Präsenz auf Buchmarkt und Bühne bereits in der Vorkriegszeit fixiert, führte zwar durchaus zur öffentlichen Aufmerksamkeit anläßlich ihrer Gedichte und Aufsätze zum Krieg, wie sie in diversen Zeitungen und Zeitschriften publiziert wurden. Doch scheint das Interesse, das diesen Texten entgegengebracht wurde, zunächst einmal nicht der Quantität der literarischen Veröffentlichungen mit Kriegsthematik insgesamt zu entsprechen. Zwar löst zum Beispiel der offene Briefwechsel zwischen Romain Rolland und Gerhart Hauptmann (anläßlich der Zerstörung von Kulturdenkmälern durch deutsche Truppen während des Überfalls auf Belgien<sup>47</sup>) eine Welle ähnlicher Artikel aus – die Diskussion scheint allerdings im literarischen Elitezirkel ausgefochten zu werden.

Gemessen an der ungeheuren Flut von Gedichten und anderen publizistischen Äußerungen zum Ersten Weltkrieg ist die Beteiligung kanonisierter Autoren an der öffentlichen Auseinandersetzung verschwindend gering. Rilkes „Fünf Gesänge“ etwa sollten seine einzige Wortmeldung zum Krieg in der Öffentlichkeit bleiben: „Darüber hinaus hat sich mir das ungeheure Schicksal nicht fruchtbar gemacht“<sup>48</sup>, von den wenigen Gedichten Hauptmanns mit Kriegsthematik wurden gerade einmal fünf veröffentlicht („Reiterlied“, „Richard Parkers Schwester“, „Die Zuckerrübe“, „Komm wir wollen sterben gehen“, „Bethlehem 1914“), die meisten Essays zum Ersten Weltkrieg finden sich – während der Kriegszeit nicht publiziert – im Nachlaß. Die recht häufigen Äußerungen Hofmannsthal sind im Zusammenhang mit seinem Propagandaeinsatz im Kriegsfürsorgeamt zu lesen. Am produktivsten war Hesse, der seine angefeindeten pazifistischen Aufrufe wenigstens durch häufiges Auftreten in der Presse zu verstärken suchte. Die Wirkung der genannten Autoren ist somit eher gering. Woran

<sup>46</sup> Eckart Koester, *Literatur und Weltkriegsideologie. Positionen und Begründungszusammenhänge deutscher Schriftsteller im Ersten Weltkrieg* (Kronberg/Ts. 1977).

<sup>47</sup> Offener Brief von *Romain Rolland* im *Journal de Genève* (29. August 1914); Antwort *Hauptmanns* (wie Anmerkung 29).

<sup>48</sup> *Rainer Maria Rilke*, Brief an Axel Juncker vom 19. Oktober 1914; in: *ders.*, *Briefe zur Politik* (Frankfurt a.M. 1992) 97 f.

liegt diese spärliche Teilnahme an der Kriegsdiskussion? Ist es „innere Emigration“ oder gewollte Sprachlosigkeit wie bei Rilke? Wieso kann Julius Bab noch im Januar 1918 im „Literarischen Echo“ nochmals hundert ausgewählte Bücher mit Kriegssyrik besprechen<sup>49</sup>, zu einer Zeit, in der die Partizipation der hier behandelten Autoren fast vollständig zum Erliegen gekommen ist? Augenscheinlich konnten oder wollten sie den Markt nicht mehr mit kriegsrelevantem Material beliefern.

Die hier kurz besprochenen Gedichte Hesses, Rilkes und Georges setzten als sprechendes Ich einen einzügängerischen, verkannten Künstler ein, der aufgrund des Krieges auf soziale Integration hoffte, auf Anerkennung und Gehör für seine Visionen. Die Aufsätze diskutieren den Krieg als kulturelles und kathartisches Phänomen. Von diesem Befund aus drängen sich einige Thesen auf.

Betrachtet man die Themen und Sprechweisen eben jener Texte der von Bab so genannten Dilettanten, Journalisten und Literaten, die sich einer extremen Konstanz in der zeitgenössischen Publizistik erfreuten, so stellt man radikale Unterschiede zu den kanonisierten Autoren fest – wie allerdings zu erwarten war. Wenden wir unsere Aufmerksamkeit als Quellenauswahl nur einmal jener zwölf Bände umfassenden Sammlung von Kriegssyrik zu, die Julius Bab 1914 bis 1919 unter dem Titel „Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht“<sup>50</sup> herausgegeben hat. Aufgenommen wurden hier allerdings nur Texte, die Bab selbst als überlieferungswürdig empfand, mit einer Einschränkung: „Daß ich neben der eigentlichen Kunst-Dichtung wenigstens eine kleine Zahl im Volk entstandener handfest rüstiger Stücke aufnehmen konnte, war mir eine besondere Freude: diese ruppigen aber vollebendigen Verse treffen wahre Massenaune sehr viel besser als die große Zahl der um rechte Vulgarität bemühten Literaten.“<sup>51</sup>

Es handelt sich in der Regel um kriegsverherrlichende, patriotische, ja nationalchauvinistische Texte, voll „Gott und Vaterland“, bisweilen mit recht eigentümlichem, abstoßend-makabrem Humor<sup>52</sup>, Lieder zu „Schutz und Trutz“, die Aufopferung und Hingabe einfordern, die die Lust am Kampf besingen, Schützengraben und soldatische Gemeinschaft idealisieren und idyllisieren. Bis auf wenige Ausnahmen fehlt ihnen der kulturelle Rekurs<sup>53</sup>, die kritische Abrechnung mit der Vorkriegszeit, die meisten eingeführten Ich-Sprecher sind eben keine Künstler, Visionäre etc., sondern Soldaten, die Utopie nach Kriegsende heißt nicht „neues geistiges Leben“, sondern schlicht „Friede“. Ein statistisch relevantes Aufkommen pazifistischer Untertöne setzt erst etwa ab Herbst/Winter 1916/17 ein, was ein Beibehalten kriegsverherrlichender Einstellungen jedoch keinesfalls verhindert oder gar ablöst, Durchhalteparolen sind

<sup>49</sup> *Julius Bab*, Deutsche Kriegssyrik von heute (wie Anmerkung 4).

<sup>50</sup> *Ders.*, Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. I: Aufbruch und Anfang; II: Zwischen den Schlachten; III: Der harte Herbst; IV: Krieg auf Erden; V: Die lange Schlacht; VI: Neue Jugend; VII: Soldatenlachen; VIII: Durchs zweite Jahr; IX: Balladen; X: Immer noch; XI: Nach tausend Tagen; XII: Das Ende (Berlin 1914–1919); im folgenden zitiert: *Bab*.

<sup>51</sup> *Bab*, I, 4.

<sup>52</sup> Vgl. *Bab*, VII.

<sup>53</sup> Ausnahmen sind etwa *Ernst Lissauer*, Führer (*Bab*, I, 46); *Julius Bab*, An Kleist, 21. November 1914 (*Bab*, I, 36); *Julius Bab*, Achtundzwanzigster August 1915 (*Bab*, VIII, 32); *Josef Winckler*, Die Apokalypse von Lyck (*Bab*, IX, 17 ff.).

nach wie vor gängig. Folgerichtig fehlen deutliche politische Angriffe auf Kaiser oder Militärführung. Das breite Publikum ist also mit „Propaganda“ (im weitesten Sinne) konfrontiert; die hohe Zahl Unbekannter, die sich mit ein, zwei Gedichten in Zeitungen und Zeitschriften bis Kriegsende zu Wort melden, belegt die Wirksamkeit und Dauer des Diskurses. Daß daneben freilich auch Kriegskritisches existierte, hauptsächlich getragen von den jungen Expressionisten und Franz Pfemferts Zeitschrift „Die Aktion“ (Thomas Anz und Joseph Vogl haben in der von ihnen herausgegebenen Anthologie<sup>54</sup> hierzu mehreres zusammengetragen), sei keinesfalls vergessen, auch nicht, daß Pazifistisches zur Kriegszeit wegen starkem Eingreifen der Zensurbehörden gar nicht bis zum Publikum gelangen konnte. Mir geht es vielmehr um die – freiwillige oder gesteuerte, das spielt zunächst einmal keine Rolle – Bereitschaft der Leserschaft, bestimmten Texten Gehör zu schenken.

Die kanonisierten Autoren scheinen deutlich an einem breiten Interesse vorbeigeschrieben zu haben, die Auffassung vom Krieg als Kulturphänomen mag zwar integrativ gemeint gewesen sein, zeitigte in der Massenkriegsliteratur allerdings keine Folgen. Der Zusammenhang Kultur und Krieg wurde in Intellektuellenzirkeln diskutiert. Das Beharren auf einem historisch hergeleiteten Kunst- und Führungsanspruch verhinderte die erwünschte Einbindung der Literaten in eine breitenwirksame dichterische Kriegsteilnahme. Nur in der anfänglichen extremen Kriegsbegeisterung der ersten Monate konnten die genannten Dichter in die allgemeine Bewegung einschwenken. Gedichte aus dem Schützengraben, auch die fiktiven, entsprachen in der Folgezeit eher der alltäglichen Auseinandersetzung mit der Kriegsthematik als kulturelle Idealisierung; spätestens ab der Krise im Herbst/Winter 1916/17 war kein Platz mehr für die künstlerischen Utopien einer neuen, kulturell markierten Epoche, zumindest muß das aus dem allmählichen Verstummen der Autoren geschlossen werden. Der publizistische Rückzug scheint unausweichlich gewesen zu sein, oder, um es mit einem Zitat Stefan Georges zu sagen: „Dieser Krieg ist nicht unser Krieg.“<sup>55</sup>

<sup>54</sup> Wie Anmerkung 17.

<sup>55</sup> Laut Kurt Hildebrandt, *Erinnerungen an Stefan George und seinen Kreis* (Bonn 1965) 165, anlässlich eines Besuches Hildebrandts bei George in Heidelberg im April 1917 geäußert.



Thomas Anz

## Vitalismus und Kriegsdichtung

„Was man die deutsche Mentalität nennt, hat sich berüchtigt gemacht: kaum eine offizielle Persönlichkeit, die sich nicht kompromittierte. Pastoren und Dichter, Staatsleute und Gelehrte wetteiferten, einen möglichst niedrigen Begriff von der Nation zu verbreiten.“<sup>1</sup> So kommentierte Hugo Ball 1918 in seiner „Kritik der Deutschen Intelligenz“ die legendär gewordene Begeisterung, die zu Beginn des Ersten Weltkriegs ganz Deutschland zu ergreifen schien. Einer der damals angesehensten Vertreter der literarischen Intelligenz, Thomas Mann, konnte im Spätsommer 1914 mit einigem Recht verallgemeinern: „Wie die Herzen der Dichter sogleich in Flammen standen, als jetzt Krieg wurde!“<sup>2</sup> Eindrucksvoll vergegenwärtigte Ernst Toller später in seiner Autobiographie die damaligen Empfindungen der Jugend in Deutschland: „Ja, wir leben in einem Rausch des Gefühls. Die Worte Deutschland, Vaterland, Krieg haben magische Kraft, wenn wir sie aussprechen, verflüchtigen sie sich nicht, sie schweben in der Luft, kreisen um sich selbst, entzünden sich und uns.“<sup>3</sup>

Toller meldete sich als Kriegsfreiwilliger, wurde Rekrut, Frontsoldat. Ähnlich reagierten die meisten Schriftsteller und Künstler seiner Generation. Begeistert zeigten sich genauso auch die älteren und arrivierten Autoren: Richard Dehmel meldete sich – 51jährig – an die Front; Hermann Bahr, Rudolf Borchardt, Friedrich Gundolf, Max Halbe schrieben patriotische Aufsätze und Artikel; Hugo von Hofmannsthal, der zugunsten kriegspublizistischer Tätigkeit vom Militärdienst freigestellt wurde, entdeckte ein gänzlich neues Lebensgefühl: „welches beständige ‚Näher, mein Gott, zu Dir!‘; welche unbewusste Heilung und Wiedergeburt.“<sup>4</sup> In dem „Krieg der Geister“<sup>5</sup>, den die literarische, künstlerische und wissenschaftliche Intelligenz der kriegführenden Länder parallel zum militärischen Kampf ausfocht, exponierten sich auf deutscher Seite

<sup>1</sup> Hugo Ball, Zur Kritik der deutschen Intelligenz (Bern 1919) 2; der Beitrag übernimmt zum Teil wörtlich und ergänzt in etlichen Passagen das von Joseph Vogl und mir verfaßte Nachwort zu dem mittlerweile vergriffenen Band: Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914–1918, hrsg. von Thomas Anz und Joseph Vogl (München, Wien 1982).

<sup>2</sup> Thomas Mann, Gedanken im Krieg, in: Die neue Rundschau 25, H.11 (November 1914) 1471–1484. Jetzt in Thomas Mann, Politische Schriften und Reden 2. Das essayistische Werk, 8 Bde. (Frankfurt a.M., Hamburg 1968) 7–20, Zitat 9.

<sup>3</sup> Ernst Toller, Eine Jugend in Deutschland [1933]. Gesammelte Werke, Bd. 4, hrsg. von Wolfgang Frühwald und J. M. Spalek (München, Wien 1978) 53.

<sup>4</sup> Hugo von Hofmannsthal, Geist der Karpathen [1915], in: ders., Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Prosa III, hrsg. von H. Steiner (Frankfurt a.M. 1974) 260–267, Zitat 265.

<sup>5</sup> Der Krieg der Geister. Eine Auslese deutscher und ausländischer Stimmen zum Weltkriege 1914, gesammelt u. hrsg. von Hermann Kellermann (Weimar 1915).

besonders Gerhart Hauptmann und Thomas Mann. Und selbst der für die Wilhelminische Gesellschaft zuvor untragbare, von der Zensur vielfach verfolgte Frank Wedekind drückte nun öffentlich seine Überzeugung von der Überlegenheit Deutschlands aus<sup>6</sup>.

Der Beginn des Krieges wurde als Katharsis erlebt. „Es war Reinigung, Befreiung, was wir empfanden, und eine ungeheure Hoffnung. Hiervon sagten die Dichter“ – und so sagte es beifällig Thomas Mann<sup>7</sup>. Vielen Künstlern schien darüber hinaus der „Große Krieg“ gründlich mit den ästhetischen Konventionen aufzuräumen. Sie feierten ihn als Ereignis schöpferischer Neuerung. Friedrich Markus Huebner, Autor in verschiedenen expressionistischen Zeitschriften und aufmerksamer Beobachter der jüngsten Literatur, sah, zumindest 1914 noch, den Krieg als einen Vollender der avantgardistischen Kunst an, als einzigartige ästhetische Qualität, als Quelle unmittelbaren Erlebens und gesteigerter Kreativität: „Der Krieg ist nicht der Verneiner der sogenannten Neuen Kunst, sondern ihr ungeahnter, sieghafter Zu-Ende-Bildner. Das Erlebnis unsrer kriegerischen Einmütigkeit, das Erlebnis unsrer völkischen Energie, einer Energie der Seele, des Willens, der unnennbaren Gemütskräfte, dieses große geschichtliche Erlebnis ist auf das Innigste verschwistert mit dem innern zu Schöpfung drängenden Zustande jener neuen Künstler.“<sup>8</sup>

Visionen von „Kampf“, „Aufbruch“ und „Krieg“ gehörten schon in der Zeit des Friedens zu den charakteristischen Motivbereichen expressionistischer Dichtung. Unter dem Eindruck der apokalyptischen Stimmung während des „Panthersprunges“ von Agadir entstand 1911 Georg Heyms Gedicht „Der Krieg“<sup>9</sup>. Bereits hier finden sich die Bilder, die auch 1914 die Kriegsslyrik prägten: der Krieg als exotischer Dämon, als omnipotente, vitale Urgewalt, deren vernichtender Tanz über die toten Städte einer erstarrten Zivilisation hinwegfegt und sie für ihre Lebensfeindlichkeit bestraft wie Gott die Menschen für ihre Sünden. Und in Ernst Stadlers Versen „Der Aufbruch“<sup>10</sup> – kurz vor Kriegsbeginn entstanden – erfüllt die Schlacht alle Hoffnungen auf ein jugendliches „Vorwärts“, auf blendenden Heroismus und kameradschaftliche Einigkeit.

Diese Gedichte waren nicht zuletzt ein Diktum gegen den „faulen Frieden“ der Vorkriegsjahre im schwer erträglichen Spannungsfeld zwischen permanenter Kriegsgefahr und lähmender „Ruhe und Ordnung“, zwischen protzigen Drohgebärden des Kaiserreichs nach außen und den Parolen biedermeierlicher Selbstzufriedenheit im Innern. Ernst Tollers Erinnerungen versuchen etwas von dieser Erregtheit zu vermitteln: „Ein deutsches Kriegsschiff ist vor Agadir erschienen. Alle reden vom Krieg zwischen Frankreich und Deutschland. [...] Wir Jungen wünschen den Krieg herbei, der Friede ist eine faule, und der Krieg eine große Zeit, sagen die Professoren, wir sehnen

<sup>6</sup> Siehe z.B. *Frank Wedekind*, Deutschland bringt die Freiheit, in: Berliner Tageblatt vom 27. 9. 1914, Abdruck in: *Der Krieg der Geister* (s. Anm. 5), 451–454.

<sup>7</sup> *Thomas Mann*, Politische Schriften und Reden (s. Anm. 2), 10.

<sup>8</sup> *Friedrich Markus Huebner*, Krieg und Expressionismus [1914], Abdruck in: *Expressionismus. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1910–1920*, hrsg. von *Thomas Anz* und *Michael Stark* (Stuttgart 1982) 312–314, Zitat 312.

<sup>9</sup> *Georg Heym*, Abdruck in: *Die Dichter und der Krieg* (s. Anm. 1), 9f.

<sup>10</sup> Ebd. 13.

uns nach Abenteuern, vielleicht werden uns die letzten Schuljahre erlassen, und wir sind morgen in Uniform, das wäre ein Leben. Aber der Friede bleibt erhalten, die Lehrer auf dem Katheder vergessen die kriegerische Haltung, uns wird nicht eine Schulstunde geschenkt.“<sup>11</sup> Auch für Ernst Jünger, der in seinem Frühwerk den Krieg zur „Feier des Lebens“ stilisierte, war der Krieg die große Alternative zur Schule. 1914 wollte er nach Afrika reisen. „Afrika war für mich der Inbegriff des Wilden und Ursprünglichen, der einzig mögliche Schauplatz für ein Leben in dem Format, in dem ich das meine zu führen gedachte.“<sup>12</sup> An der Reise hinderte ihn der Kriegsausbruch. Doch der Krieg wurde ihm zu einem vollwertigen Ersatz. „Wir hatten Hörsäle, Schulbänke und Werkische verlassen“, so heißt es in den „Stahlgewittern“, „und waren in den kurzen Ausbildungswochen zu einem großen begeisterten Körper zusammengesmolzen. Aufgewachsen in einem Zeitalter der Sicherheit, fühlten wir alle Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, nach der großen Gefahr. Da hatte uns der Krieg gepackt wie ein Rausch. [...] Der Krieg mußte es ja bringen, das Große, Starke, Feierliche.“<sup>13</sup>

Die literarische Kriegsmetaphorik jener Jahre war Ausdruck eines kollektiven Unbehagens an zivilisatorischen Modernisierungsprozessen, die sich in Deutschland seit der Reichsgründung rapide beschleunigt hatten. Anomische Erfahrungen der Sinnleere, Motivationslosigkeit, Langeweile und Beengung schlugen um in einer zerstörerischen Hunger nach Vitalität, Aktivität und Abenteuer. In einer Schweizer Exilzeitschrift beschrieb 1915 der spätere Dadaist Walter Serner den Krieg als Reaktion auf das umgehende „Gespenst der Langeweile“: „Der Staatsmann in seiner Loge hat sein Spektakel, die Menschheit einen grausigen Zeitvertreib.“<sup>14</sup> Solche kritisch gemeinten Diagnosen zielten an den realpolitischen Bedingungen des Krieges gewiß vorbei, sie trafen jedoch etwas von den psychohistorischen Voraussetzungen der allgemeinen Kriegsbegeisterung. Der Haß vieler Intellektueller und Künstler auf die Kultur und Gesellschaft des Kaiserreichs mündete in den Haß auf den mit ihr verbundenen Frieden. „Wir kannten sie ja, diese Welt des Friedens. [...] Wimmelte sie nicht von den Ungeziefern des Geistes wie von Maden? Gor und stank sie nicht von den Zersetzungsstoffen der Zivilisation? [...] Wie hätte der Künstler, der Soldat im Künstler nicht Gott loben sollen für den Zusammenbruch einer Friedenswelt, die er so satt, so überaus satt hatte!“<sup>15</sup> Mit ähnlichem Überdruß wie hier Thomas Mann schrieb vier Jahre vorher, im Juli 1910, Georg Heym in sein Tagebuch: „Dieser Friede ist so faul ölig und schmierig wie eine Leimpolitur auf alten Möbeln. Was haben wir auch für eine jammervolle Regierung, einen Kaiser, der sich in jedem Zirkus als Harlekin sehen lassen könnte, Staatsmänner, die besser als Spucknapfhalter ihren Zweck erfüllten, denn als Männer, die das Vertrauen des Volkes tragen sollen.“<sup>16</sup> Die in Heyms

<sup>11</sup> Toller, *Eine Jugend in Deutschland* (s. Anm. 3), 36.

<sup>12</sup> Zitiert nach *Franz Baumer*, Ernst Jünger (Berlin 1967) 15.

<sup>13</sup> Ernst Jünger, In *Stahlgewittern* (Stuttgart 1978) 7.

<sup>14</sup> Walter Serner, *Die Langeweile und der Krieg*, in: *Der Mistral* 1, Nr. 3 (April 1915) 1f.

<sup>15</sup> Mann, *Politische Schriften und Reden* (s. Anm. 2), 10.

<sup>16</sup> Georg Heym, *Dichtungen und Schriften*, hrsg. von K. L. Schneider, Bd. 3: *Tagebücher, Träume, Briefe* (Hamburg, München 1960) 139.

Begehren nach vitaler Aktivität, in seinem „Hunger nach einer Tat“<sup>17</sup> und als Kritik der langweiligen, erlebnisarmen Gegenwart geäußerte Sehnsucht nach dem Krieg ist austauschbar mit der nach einer Revolution: „Es ist immer das gleiche, so langweilig, langweilig, langweilig. Es geschieht nichts, nichts, nichts. Wenn doch einmal etwas geschehen wollte, was nicht diesen faden Geschmack der Alltäglichkeit hinterläßt. [...] Würden einmal wieder Barrikaden gebaut. Ich wäre der erste, der sich darauf stellte, ich wollte noch mit der Kugel im Herzen den Rausch der Begeisterung spüren. Oder sei es auch nur, daß man einen Krieg begänne, er kann ungerecht sein.“<sup>18</sup>

Wer sich wie Georg Heym an Nietzsches vitalistischer Kulturkritik orientierte, wünschte sich mit dem Krieg eine umwälzende Gewalt gesellschaftlicher und geistiger Erneuerung. „Das, was wir den Frieden nennen“, notierte Franz Blei in der *Neuen Rundschau*, „das muß von Zeit zu Zeit wieder anständig gemacht, von krämerischen Berechnungen befreit, unter Gottes Hand gestellt werden, aus dem Kalkül unseres Verstandes hinaus.“<sup>19</sup> Es entspricht ganz dem Sinn dieser Rationalitätskritik, wenn dabei der Krieg als politisches und militärisches Phänomen, als Mittel imperialistischer Machtpolitik weitgehend außer Betracht blieb. Schon 1912 betonte der österreichische Expressionist Robert Müller in einer *Apologie des Krieges*, daß dieser „nicht als solcher wünschbar“ sei, sondern „in seinen ethischen Erscheinungen und in seiner Produktivität“<sup>20</sup>.

Man fühlte mit dem Beginn der „Großen Zeit“ ein neues, unerhörtes Sinnpotential kultureller, nationaler, ja menschheitlicher Reichweite freigesetzt. Manche philosophischen Betrachtungen erklärten den Krieg zur transzendenten Sinnquelle. Für Georg Simmel offenbart der „Verschmelzungsprozeß“ des Kriegsgeschehens dessen „metaphysische Leistungen“: eine „ungeheure Intensitätssteigerung“ des Erlebens, eine „höchste Zusammenraffung der Energie“, mit der sich die getrennten Sphären von Leib und Seele, einzeln und Gemeinschaft zu „organischer Einheit“ und „Ganzheit“ zusammenschließen<sup>21</sup>. Ähnliche Vorstellungen entwickelte Max Schelers Aufsatz über den „Genius des Krieges“. Von der Beschränktheit disparater Details führe der Krieg den Blick weg zu den ewigen Gesetzen der Schöpfung, öffne den einzelnen zum Kollektiv, das Individuelle und Begrenzte zum Kosmischen. In dieser maßlosen Mächtigkeit erschien der Krieg als ein schockierendes Faszinosum, eine Allegorie, schillernd zwischen „Gott“ und „Dämon“: „Welch furchtbarer Dämon ist der Krieg, daß er so die Erde und Gegenwart zu fressen scheint, die eben noch so breit und reich wie eine wohlgedeckte Tafel vor uns lagen? Welch lichter Genius ist der Krieg,

<sup>17</sup> Ebd. 135.

<sup>18</sup> Ebd. 138 f.

<sup>19</sup> Franz Blei, Aus dieser Zeit, in: Die neue Rundschau 25 (1914) 1421–1428, Zitat 1423.

<sup>20</sup> Robert Müller, Apologie des Krieges, in: Der Ruf 1912, H. 3 (Sondertitel „Krieg“) (November 1912) 1–8, Zitat 7.

<sup>21</sup> Georg Simmel, Der Krieg und die geistigen Entscheidungen (München, Leipzig 1917) 10f., 16, 61.

daß er so die Welt weitete und die Geschichte und Zukunft so groß, hell und reich macht.“<sup>22</sup>

Für die expressionistische Avantgarde, die zu den überlieferten literarischen Normen ein eher destruktives Verhältnis hatte, ging die kriegslyrische Praxis in den meisten Fällen mit einem Rückfall in epigonale Formen einher. In der ästhetischen Theorie schätzte man die Bedeutung des Krieges für die Entwicklung und Qualität der modernen Dichtung und Kunst unterschiedlich ein. Der renommierte, dem Expressionismus nahestehende Kunstkritiker Wilhelm Hausenstein behauptete 1915 in den der Zensur vorsichtig ausweichenden „Weißen Blättern“: „Kein Krieg bringt Kunst hervor“, und er stellte die Frage: „Weshalb ist das meiste, das mit künstlerischem Anspruch aus dem Krieg und für den Krieg gezeichnet und geschrieben wird, so belanglos? [...] Wie kam es, daß ungefähr alle europäischen Dichter Schwaches oder baren Unsinn geschrieben haben, als sie vom Krieg zu reden anfangen – wobei Inhalt und Form gleich unwert waren?“<sup>23</sup> Da der Krieg, so Hausenstein, „etwas ungeheuer Gegenständliches“ ist, sei er mit den Abstraktionstendenzen der jüngsten Kunst unvereinbar.

Theoretische und praktische Anstrengungen, den neuartigen Kriegserfahrungen mit neuen, experimentellen Formen zu entsprechen, fanden sich am ehesten noch im Einflußbereich des Futurismus. Hugo Ball, ein großer Bewunderer der futuristischen Malerei, erhoffte sich von der Dynamik und der Technisierung des Kriegsgeschehens eine zeitgemäße Modernisierung des künstlerischen Ausdrucks<sup>24</sup>. Franz Richard Behrens bekundete gleich mit seiner ersten Gedichtveröffentlichung die Faszination an der Kriegstechnik und gab ihr den programmatischen Titel „Expressionist-Artillerist“<sup>25</sup>. Das Gedicht erschien 1915 im „Sturm“, in jener Zeitschrift, in der auch die futuristischen Manifeste abgedruckt worden waren. Für sie, wie dann auch für die Kunsttheorie des Sturm-Kreises, waren die vitalistischen Begriffe des Lebens und Erlebens zentrale Kategorien. Eine hervorragende Reizquelle intensiver, rauschartiger Erlebnisse, das war der Krieg denn auch für die meisten Wortkünstler des *Sturm*, vor allem auch für ihren wichtigsten Vertreter August Stramm (gefallen am 1. September 1915). Die Unmittelbarkeit seines Erlebens dem Leser suggestiv, unter Ausschaltung des Verstandes, zu vermitteln, war sein künstlerisches Ziel, das er dadurch zu erreichen suchte, daß er die einzelnen Wörter und ihren Klang aus der Logik der normalen grammatischen Zusammenhänge befreite<sup>26</sup>.

„Leben“ gehört zu den Schlüsselbegriffen damaliger Kulturkritik. Gunter Martens hat dazu 1971 eine grundlegende Arbeit veröffentlicht; sie trägt den Titel „Vitalismus

<sup>22</sup> Max Scheler, Der Genius des Krieges und das Gesamterlebnis unseres Krieges, in: Ernst Jäckh (Hrsg.), Der große Krieg, Bd. I: Das Erlebnis (Gotha 1916) 279.

<sup>23</sup> Wilhelm Hausenstein, Für die Kunst, in: die Weißen Blätter 2 (Januar-März 1915) 37–47, Zitate 40.

<sup>24</sup> Siehe Jindřich Toman, Im Krieg regt sich das Urgewässer. Hugo Ball und der Kriegsausbruch 1914, in: Hugo Ball Almanach, 5. Folge (1981) 1–37.

<sup>25</sup> Anz, Vogel, Dichter und der Krieg (Anm. 1), 63 f.

<sup>26</sup> Vgl. Lothar Jordan, Zum Verhältnis traditioneller und innovativer Elemente in der Kriegslyrik August Stramms, in: Jörg Drews (Hrsg.), Das Tempo dieser Zeit ist keine Kleinigkeit. Zur Literatur um 1918 (München 1981) 112–127.

und Expressionismus<sup>27</sup> und beschreibt das Phänomen an sechs exemplarisch ausgewählten Autoren: Frank Wedekind und Else Lasker-Schüler, René Schickele und Ernst Stadler, Georg Heym und Georg Kaiser. So umfassend diese Arbeit auch ist, sie wird der ganzen Tragweite des literarischen Lebenskultes in dieser Zeit nur ausschnittshaft gerecht. Es gibt kaum einen Autor und kaum eine literarische Bewegung in dieser Zeit, der bzw. die nicht in irgendeiner Form an diesem Lebenskult partizipierte. Mit der Begeisterung für rauschhafte Geschwindigkeitserlebnisse und der intellektfeindlichen Forderung nach intuitiver Wahrnehmung leistete bekanntlich auch der Futurismus seinen Beitrag zum damaligen Vitalkult. „Wir jungen, starken, lebendigen Futuristen!“ – so beschrieb Marinetti im ersten seiner 1912 im „Sturm“ abgedruckten Manifeste sich selbst und seinen Kreis<sup>28</sup>. Dynamik, Tempo, Kampf, Kraft, Wille und alle starken, aggressiven Affekte waren für sie die Kennzeichen einer wahrhaft vitalen Existenz. Daß Marinettis Manifeste an die Lebensphilosophie Henri Bergsons anknüpften, hatten seine Zeitgenossen sofort bemerkt. Neben Bergson waren es vor allem Friedrich Nietzsche und später auch der Soziologe Georg Simmel, die den literarischen Vitalismus nach 1910 bestärkten. In einer Kombination von Nietzsche und Freud artikuliert er sich, vermittelt auch über den unorthodoxen Psychoanalytiker und Kulturrevolutionär Otto Gross, im Umkreis des Dadaismus.

Der Vitalismus ist das Phänomen, das den Futurismus, den Expressionismus und den Dadaismus bei allen Differenzen verbindet. Er prägte den „Sturm“ und die „Aktion“, er schrieb sich in das Werk Paul Zechs ebenso ein wie in die frühe Lyrik und Dramatik Bertolt Brechts oder auch in die Wortkunst August Stramms.

Drei Aspekte dieses vielschichtigen Vitalkults scheinen mir im Hinblick auf August Stramm und den Expressionismus von besonderer Bedeutung zu sein. Sie tangieren alle auch die Kriegsdichtung. Der erste betrifft den Zusammenhang zwischen Dichten und Erleben in der Wortkunsttheorie des Sturm-Kreises, der zweite das Verschwinden des Subjekts angesichts einer übermächtigen Lebensgewalt, der dritte den Zusammenhang zwischen Leben, Sexualität und Gewalt.

1. *Dichten und Erleben*: In der Literaturwissenschaft der letzten Jahrzehnte ist der Erlebnisbegriff in Verruf geraten. Ein Grund dafür liegt darin, daß er als Relikt einer anachronistisch gewordenen Vorstellung von Erlebnisdichtung aus dem 18. Jahrhundert durchschaut wurde. Die literaturwissenschaftliche Aversion gegen den Erlebnisbegriff hat jedoch dazu geführt, dessen Bedeutung auch für die literarische Moderne des frühen 20. Jahrhunderts zu unterschätzen oder ganz zu verkennen. Der Titel von Wilhelm Diltheys Schrift von 1905 „Das Erlebnis und die Dichtung“ bezieht sich zwar auf Autoren des 18. und frühen 19. Jahrhunderts (Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin), steht jedoch dem Selbstverständnis avancierter Kunst- und Literaturtheorien in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts durchaus nahe. Die Grundlegung der Geisteswissenschaften durch Wilhelm Dilthey weist die gleiche lebensphilosophische Prägung auf wie die gesamte literarische Moderne. Diltheys Erlebnisbegriff

<sup>27</sup> Gunter Martens, *Vitalismus und Expressionismus* (Stuttgart u.a. 1971).

<sup>28</sup> Filippo Tommaso Marinetti, *Manifest des Futurismus*, in: Peter Demetz, *Worte in Freiheit. Der italienische Futurismus und die deutsche literarische Avantgarde 1912–1934*. Mit einer ausführlichen Dokumentation (München, Zürich 1990) 176.

hatte eine Bedeutung, die auf Transindividuelles verwies, ohne das literarische Kommunikation nicht möglich ist. Nach verbreiteten literatur- und kunsttheoretischen Vorstellungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts schöpfen das Erleben des Dichters wie das Nacherleben des Lesers aus dem alle Subjekte gemeinsam durchströmenden Fluß des Lebens. Kommunikation findet demnach zwischen dem mehr oder weniger bewußten Erleben des Autors und dem des Rezipienten statt. Ausgetauscht werden nicht primär Bedeutungen, sondern Emotionen. Das Verstehen literarischer Werke eröffnet nach Dilthey einen Zugang zum „Geheimnis des Lebens“. „Erlebnis, Ausdruck und Verstehen“ sind nach Dilthey die zentralen Komponenten literarischer Kommunikation, wobei Verstehen eng mit „Nacherleben“ assoziiert ist. Beides zielt auf den großen, überindividuellen Zusammenhang des Lebens: „Der Inbegriff dessen, was uns im Erleben und Verstehen aufgeht, ist das Leben als ein das menschliche Geschlecht umfassender Zusammenhang.“<sup>29</sup>

Ob August Stramm Dilthey gelesen hat, weiß ich nicht und ist wohl auch nicht so wichtig. Die von Dilthey artikulierten Vorstellungen waren zu seiner Zeit längst weit verbreitet. In Ralf Waldo Krines populärem Buch „In Harmonie mit dem Unendlichen“, das Stramm auch im Krieg bei sich trug, heißt es: „Die große Grundwahrheit des Menschenlebens ist die, daß wir unsere Einheit mit [dem] unendlichen Leben bewußt und lebendig erkennen.“<sup>30</sup> Noch Edmund Husserl entwirft 1913 in den „Logischen Untersuchungen“ ein Kommunikationsmodell, das auf den Begriff des „Erlebnisses“ zurückgreift. „Was den geistigen Verkehr allererst möglich und die Rede zur Rede macht, liegt in dieser durch die physische Seite der Rede vermittelten Korrelation zwischen den zusammengehörigen physischen und psychischen Erlebnissen der miteinander verkehrenden Personen.“<sup>31</sup> Zur gleichen Zeit, 1913, beschreibt Wassily Kandinsky im „Sturm“ den Prozeß künstlerischer Kommunikation mit folgender Begriffsreihe: „Emotion – Gefühl – Werk – Gefühl – Emotion.“<sup>32</sup> Was sich wie die bloße Beschreibung eines kommunikativen Prozesses ausnimmt, ist doch auch das normative Postulat einer bestimmten Art von Kunstproduktion und -rezeption. Der Kunstbetrachter soll sich, so will es Kandinsky, „nicht durch Vernunft und Verstand der Kunst nähern, sondern durch Seele und Erleben.“<sup>33</sup> Daß man mit solchen Postulaten auf vorzivilisierte Umgangsformen mit der Sprache rekurrierte, war den Zeitgenossen August Stramms durchaus klar und kam ihrer zivilisationskritischen Fortschrittsskepsis sogar entgegen. 1910 publizierte Ernst Cassirer seine „Urwort“-Theorie, die bald auch vom „Sturm“ aufgegriffen wurde. Nach Cassirer ist die Sprache, „wenn wir sie zu ihren frühesten Anfängen zurückzuverfolgen suchen, nicht lediglich repräsentatives Zeichen der Vorstellung, sondern emotionales Zeichen des Affekts und des sinnli-

<sup>29</sup> *Wilhelm Dilthey*, Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften (Frankfurt a.M. 1970) 158.

<sup>30</sup> Zitiert im Nachwort von *Jeremy Adler* in der angeführten Stramm-Ausgabe (s. Anm. 42), 357.

<sup>31</sup> *Edmund Husserl*, Logische Untersuchungen, Bd. II/I (Tübingen 1980) 33.

<sup>32</sup> *Wassilij Kandinsky*, Malerei als reine Kunst, in: Der Sturm (September 1913) 98. Den Hinweis auf diesen und den folgenden Aufsatz entnehme ich dem für den Erlebnisbegriff Stramms und des Sturm-Kreises grundlegenden Aufsatz von *Jordan* (s. Anm. 26); diesem Aufsatz verdanke ich auch sonst wichtige Anregungen.

<sup>33</sup> *Wassilij Kandinsky*, Über Kunstverstehen, in: Der Sturm (Oktober 1912) 158.

chen Triebes“. Das gelte besonders für die „Urworte“, die „als reine Empfindungslaute der unmittelbare Ausdruck eines Affekts [...] waren“<sup>34</sup>.

August Stramm hat seine Dichtung nicht mit eigenen poetologischen Publikationen kommentiert; das haben andere aus dem „Sturm“-Kreis für ihn besorgt. Aus seinen Briefen geht jedoch deutlich hervor, wie stark seine eigenen Auffassungen von Literatur den damals kursierenden Vorstellungen über den Zusammenhang zwischen Dichten und Erleben verbunden waren. „Dichter ist ein übles Wort. Ein Wahrzeichen der Lüge! Lüge! Du bist ein Empfänger der Empfänger!“<sup>35</sup> Etwas später schreibt er statt von Empfinden von Erleben: „Aber nur das Erleben lohnt das Leben, *ist* das Leben! [...] Denn jede Absicht ist Irrweg, jeder Verstand ist Unsinn. Versündigung an dem Unbewußten, das allein die Kraft und die Macht hat, zu gestalten, zu werden! Absicht und Verstand sind Klekse wahllos ziellos, geschmacklos, zwecklos an einem großen Hause, an dem Palast des Unbewußten.“<sup>36</sup>

2. *Die Übermacht des Lebens und das Verschwinden des Subjekts*: Es gibt eine Stelle in Nietzsches nachgelassenen Exzerpten, die den griechischen Gott Dionysos und den semitischen Erd- und Fruchtbarkeitsgott Baal ganz nahe zusammenrückt<sup>37</sup>. In der literarischen Moderne ist die Darstellung der einen wie der anderen Mythenfigur Teil einer anarchischen Feier des Lebens, das mächtiger ist als jedes einzelne Subjekt. Acht Jahre bevor Brecht seinen Baal in wilder Gier alles Leben in sich hineinschlingen läßt, huldigte Georg Heym dem Gott in einem bekannten Gedicht: „Vom Abend glänzt der rote Bauch dem Baal,/ Die großen Städte knien um ihn her.“ Baal ist „Der Gott der Stadt“ (so der Gedichttitel), der, wie seine Allegorien des Krieges, den Ort menschlicher Zivilisation am Ende mit elementarer Gewalt zerstört: „Er streckt ins Dunkel seine Fleischerfaust./ Er schüttelt sie. Ein Meer von Feuer jagt/ Durch eine Straße. Und der Glutqualm braust/ Und frißt sie auf, bis spät der Morgen tagt.“<sup>38</sup> Etwa ein Jahr später, 1911, schrieb Georg Heyms Freund Paul Zech die Novelle „Der schwarze Baal“<sup>39</sup>. Baal ist hier der unheimliche, immer neue Opfer fordernde Gott der Bergwerke; er verkörpert eine bedrohliche und zugleich faszinierende Macht, die größer und gewaltiger ist als jedes individuelle Subjekt.

In der Zeit des Expressionismus hatte die Unterordnung des Subjekts unter die Macht des Lebens auch poetologische Implikationen. In Alfred Döblins programmatischer Schrift von 1913 „An Romanautoren und ihre Kritiker“ steht die Forderung: „Die Hegemonie des Autors ist zu brechen; nicht weit genug kann der Fanatismus der Selbstverleugnung getrieben werden. Oder der Fanatismus der Entäußerung: ich bin nicht ich, sondern die Straße, die Laternen, dies und dies Ereignis, weiter nichts.“<sup>40</sup>

<sup>34</sup> Ernst Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen* (Berlin 1923) 89.

<sup>35</sup> August Stramm, *Briefe an Nell und Herwarth Walden*, hrsg. von Michael Trabitzsch (Berlin 1988) 56.

<sup>36</sup> Ebd. 61.

<sup>37</sup> Friedrich Nietzsche, *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*, Bd. 13 (München 1980) 170.

<sup>38</sup> Georg Heym, *Dichtungen und Schriften*. Bd. 1: Lyrik (Hamburg, München 1964) 192.

<sup>39</sup> Paul Zech, *Der schwarze Baal*. Novellen (Göttingen 1989) 5–21.

<sup>40</sup> Alfred Döblin, *Schriften zur Ästhetik, Poetik und Literatur* (Olten, Freiburg i. Breisgau 1989) 122.

Das Leben hat Vorrang vor dem schreibenden Subjekt. Schon Marinettis „Technisches Manifest“ der futuristischen Literatur hatte verlangt: „Man muß das ‚Ich‘ in der Literatur zerstören.“<sup>41</sup> Dem entsprach in vielen parataktischen Reihungsgedichten des Expressionismus und auch in den Kriegsgedichten August Stramms das Zurücktreten des lyrischen Ichs. Zum grammatischen Subjekt kann hier alles werden, nur kein Ich:

„Die Himmel wehen/Blut marschiert“<sup>42</sup>

„Die Trommel stapft/Das Horn wächst auf“<sup>43</sup>

„Der Himmel flaumt das Auge/Die Erde krallt die Hand,“<sup>44</sup>

„Die Steine feinden/Fenster grinst Verrat/Aeste würgen/Berge/Sträucher blättern raschlig/Gellen/ Tod“<sup>45</sup>

Grammatisches Subjekt ist vielfach das Leben selbst:

„Aus allen Winkeln gellen Fürchte

Wollen/Kreisch/Peitscht/Das Leben/Vor/Sich/Her/Den keuchen Tod“<sup>46</sup>

Oder:

„Das Leben/ Flammt“<sup>47</sup>

3. *Leben, Sexualität und Gewalt*: Der Titel des Gedichtes „Liebeskampf“ vereint die beiden Bereiche, in denen sich in August Stramms Werk die Macht des Lebens am heftigsten präsentiert: Sexualität und Gewalt. Wie der Futurismus und wie Ernst Jüngers Frühwerk sexualisiert Stramms Werk immer wieder kriegerische Gewalt. In dem Gedicht „Schlacht“, in der „das Leben flammt“, taucht unvermittelt die Zeile auf: „Liebe spreizt den Schooß“<sup>48</sup>. In der Prosaskizze „Der Letzte“ fluten die Assoziationsströme des sterbenden Soldaten bruchlos vom Kriegerischen hinüber zum Erotischen: „Schnellfeuer! Blaue Bohnen! Bohnen! Blaue Augen! mein Schatz hat blaue Augen. haha! drauf! drauf! sie laufen. Korn nehmen. Ha, ha! Drauf! Drauf! Sie laufen. Korn nehmen. Zielscheiben. laufen. Mädchenbeine. ich beiße. beiße. verflucht. Küsse scharfe.“<sup>49</sup> Die Prosaskizze „Warten“ sexualisiert die Waffe: „Fieber. mit dem Revolver schieß ich sie nieder. wie leicht er in der Hand liegt. zierlich. flach. die Mündung vorn. und rund. fein. zum Küssen. Lippen. haha! ich bin verliebt. der Revolver ein Mädchen! ich hab noch nie mit ihr geschossen. jungfräulich. und die kleinen Patronen. sie hineinpassen. schlüpfen.“<sup>50</sup>

August Stramms Kriegsgedichte sind keineswegs, wie zuweilen immer noch behauptet wird, kritiklos. Hier mischen sich Grauen und Faszination. „Es bäumt sich alles in mir dagegen und doch fühle ich mich hingezogen“, bekennt Stramm in

<sup>41</sup> Zit. n. d. Abdruck in *Demetz*, Worte in Freiheit (s. Anm. 28), 197.

<sup>42</sup> *August Stramm*, Die Dichtungen. Sämtliche Gedichte, Dramen, Prosa, hrsg. von *Jeremy Adler* (München 1990) 85.

<sup>43</sup> Ebd. 88.

<sup>44</sup> Ebd. 91.

<sup>45</sup> Ebd. 102.

<sup>46</sup> Ebd. 89.

<sup>47</sup> Ebd. 93.

<sup>48</sup> Ebd. 93.

<sup>49</sup> Ebd. 257.

<sup>50</sup> Ebd. 260.

seinen Kriegsbriefen<sup>51</sup>. Die Kriegsberichterstatter in den Zeitungen kritisiert er mit dem Satz: „Dieses Lügengeschmiere! Diese Entweihung alles Gewaltigen und Großen, das man hier durchlebt.“<sup>52</sup> Es ist die Nähe des Todes, die das Leben zu intensivieren vermag: „Das Leben hat herrliche Momente hier. Vielleicht weil es so nahe am Tode liegt.“<sup>53</sup> Der Kampf als inneres Erlebnis, das Stramms Lyrik wie seine Kriegsbriefe zu vermitteln suchen, ist in seiner ganzen Ambivalenz durch die drei Wörter getroffen: „Grausig! Gewaltig! Groß!“<sup>54</sup> Die Angstlust gegenüber dem Kriegsgeschehen gleicht dabei ganz der Angstlust gegenüber dem Triebgeschehen, das einige seiner Dramen in Szene setzen.

Der im Prozeß der Zivilisation zunehmend ungestillte Hunger nach Leben bringt bei August Stramm und seinen expressionistischen Zeitgenossen so produktive wie fragwürdige Exaltationen hervor. In Stramms Existenz des Postbeamten und Offiziers sind die Bürokratisierungstendenzen und Disziplinierungstechniken des Zivilisationsprozesses exemplarisch verkörpert, in der Existenz des Wortkünstlers rebelliert dagegen das Leben.

Wie Stramms Lyrik lassen sich die meisten Kriegsgedichte aus dem „Sturm“ ideologisch nur schwer einordnen. Liest man in den Zeitschriften, die damals den Expressionismus repräsentierten oder ihm nahestanden, so zeigt sich, daß die literarische Avantgarde während des Krieges und auch schon zu seinem Beginn erheblich widerstandsfähiger gegenüber dem nationalen Rausch war als die literarisch konservativen Autoren. „Kein einziger Expressionist war Reaktionär. Kein einziger war nicht Anti-Krieg. Kein einziger, der nicht an Bruderschaft und Gemeinschaft glaubte.“<sup>55</sup> So beschrieb der Lyriker Iwan Goll rückblickend die Haltung seiner Generation. Die Behauptung ignorierte zwar die Situation in den ersten Monaten nach Kriegsbeginn, aber völlig aus der Luft gegriffen war sie nicht. 1916 fand sich kaum mehr ein dem Expressionismus nahestehender Künstler, der mit Pro-Kriegsäußerungen an die Öffentlichkeit trat. Im Gegenteil: Die aktiven Pazifisten während des Krieges stammten zu weiten Teilen aus ihren Kreisen. Und die expressionistischen Zeitschriften wurden zum wichtigsten Forum intellektueller Kriegsgegnerschaft.

Die Kriegsbegeisterung mancher junger Künstler hatte oft nur wenige Monate, manchmal wenige Tage gedauert. Die neue Realität der Materialschlachten und das Massensterben an der Front stimmten nicht mehr mit den überlieferten Kriegs- und Heldenklischees überein. Rudolf Leonhard, Fritz von Unruh, Klabund, Toller und (der damals noch sehr junge) Bertolt Brecht sind bekannte Beispiele für die Wandlungen von der Kriegsbegeisterung zur Kriegskritik.

Als man die Frage nach der Kriegsschuld mit wachsender Dringlichkeit stellte, nahm man auch die eigene Person nicht aus. Mit großem Pathos sagte sich Klabund 1917 in einer „Bußpredigt“<sup>56</sup> von der Begeisterung seiner „Soldatenlieder“<sup>57</sup> los. Der

<sup>51</sup> Stramm, Briefe (s. Anm. 35), 34.

<sup>52</sup> Ebd. 59.

<sup>53</sup> Ebd. 69.

<sup>54</sup> Ebd. 75.

<sup>55</sup> Iwan Goll, Der Expressionismus stirbt [1921], Abdruck in: Expressionismus (s. Anm. 8), 108 f.

<sup>56</sup> Klabund, Bußpredigt, Abdruck in: Expressionismus (s. Anm. 8), 320–323, Zitat 321.

Veröffentlichung kriegskritischer Stellungnahmen setzte freilich von Anfang an die Zensur enge Grenzen. Wilhelm Herzog, der zusammen mit Heinrich Mann, Franz Pfemfert, Annette Kolb, Franz Werfel, Arthur Schnitzler, Karl Kraus, Ricarda Huch und manchen anderen zu einer in ihrer Größe nicht zu unterschätzenden Gruppe von Schriftstellern gehörte, die sich schon zu Kriegsbeginn durch offene Kritik, auffälliges Schweigen oder vorsichtige Distanz der allgemeinen Stimmung verweigerte, mußte im September 1915 auf Anordnung des bayerischen Kriegsministeriums die Herausgabe seiner Zeitschrift „Das Forum“ einstellen<sup>58</sup>. Die zunehmend kriegsablehnenden Beiträge waren schon vorher durch die Streichungen der Zensurbehörden entstellt worden, gegen die zu opponieren Herzog nur die Möglichkeit blieb, sie seinerseits mit provokativer Auffälligkeit hervorzuheben. Die politisch engagierten Zeitschriften aus dem Umkreis des Expressionismus hatten es, wenn sie sich nicht wie Alfred Kerss „Pan“ der offiziellen Stimmungslage anpaßten, schwer, den August 1914 lange zu überleben. Der oppositionelle „Wiecker Bote“ (herausgegeben von Oskar Kanehl) und Erich Mühsams „Kain“ stellten mit dem Juli-Heft ihr Erscheinen ein. René Schickele übersiedelte 1915/16 mit den „Weißen Blättern“ unter dem zunehmenden Druck der Zensur in die Schweiz. Das „Zeit-Echo“, das nach Kriegsausbruch als „Kriegstagebuch der Künstler“ (Untertitel des ersten Jahrgangs) essayistische, dichterische und graphische Stellungnahmen unterschiedlicher Richtungen veröffentlichte, erschien mit dem dritten Jahrgang (ab Mai 1917) unter dem neuen Herausgeber Ludwig Rubiner nicht mehr in München, sondern in Bern und erhielt dort ein neues, dezidiert pazifistisches Profil.

Die neutrale Schweiz wurde damals zum Zufluchtsort der im eigenen Land als „vaterlandslos“ diffamierten Kriegsgegner und zum Zentrum einer internationalen Friedensbewegung<sup>59</sup>. Hier durften die deutschen Expressionisten das veröffentlichen, was die Zensur in Deutschland verbot. Hermann Hesse lebte schon vor 1914 in der Schweiz; ebenso Iwan Goll und Ernst Bloch. In Zürich ließen sich seit 1915 Albert Einstein, Leonhard Frank, Ferdinand Hardekopf, Richard Huelsenbeck, Hugo Ball und seine Frau Emmy Hennings nieder. Stefan Zweig, Franz Werfel, Alfred Wolfenstein, Else Lasker-Schüler, Hugo Kersten und Walter Serner hielten sich vorübergehend in der Schweiz auf. Vor allem über den französischen Pazifisten Romain Rolland knüpfte die oppositionelle deutsche Intelligenz hier internationale Kontakte.

Die einzige entschieden kriegskritische Zeitschrift, die in Deutschland, dank der geschickten publizistischen Strategien ihres Herausgebers Franz Pfemfert, kontinuierlich weiter erschien, war „Die Aktion“. Pfemfert griff verschiedenste Möglichkeiten der indirekten Opposition gegen die Politik und Ideologie des Reiches auf. Mit betont antinationaler Geste brachte er Sondernummern für französische oder russische Literatur heraus und veröffentlichte demonstrativ Nachrufe auf gefallene (auch ausländische) Schriftsteller. Unter dem Titel „Ich schneide die Zeit aus“ stellte er kommentar-

*Fortsetzung Fußnote von Seite 244*

<sup>57</sup> Klabunds Soldatenlieder (Dachau 1914); vgl. Die Dichter und der Krieg (s. Anm. 1), 35 f., 89 f.

<sup>58</sup> Siehe dazu die Dokumente in: Expressionismus (s. Anm. 8), 317 ff.

<sup>59</sup> Zu diesem noch ungeschriebenen Kapitel der Literaturgeschichte vgl. *Martin Stern* (Hrsg.), *Expressionismus in der Schweiz*, 2 Bde. (Bern, Stuttgart 1981).

los Pressezitate zusammen, die sich in ihrer chauvinistischen Haltung sprachlich und gedanklich selbst entlarven sollten. In der „Aktion“ auch fanden sich Vorabdrucke aus dem später verbotenen Buch „Die Biologie des Krieges“ des bedeutenden Medizinprofessors und Pazifisten G.F. Nicolai, dessen streng wissenschaftliche Argumentation gegen sozialdarwinistische Rechtfertigungen des Krieges die Zensoren offensichtlich überforderte<sup>60</sup>. Dem „Aufruf an die Kulturwelt“ setzte Nicolai einen „Aufruf an die Europäer“ entgegen, den kein geringerer als sein „Freund und Gesinnungsgenosse“ Albert Einstein zu unterschreiben bereit war.

Erstmals am 24. Oktober 1914 erschien (mit Beiträgen von Wilhelm Klemm) die Rubrik „Verse vom Schlachtfeld“. Hier wurden von nun an regelmäßig Gedichte junger Expressionisten und Frontsoldaten abgedruckt, die im Ton und in der Perspektive bald als eigenständige Gattung einer antiheroischen Kriegsliteratur gelten konnten. In einer ungewohnten Perspektive dokumentierten sie das andere, offiziell verschwiegene Gesicht des Krieges. „Als ich im vordersten Schützengraben diese Zeilen las“, so beschrieb Erwin Piscator später ihre Wirkungskraft, „als ein Gedicht neben dem anderen mein Leid, meine Angst, mein Leben und meinen voraussichtlichen Tod beschrieb und verdichtete [...], da wurde mir bewußt, daß kein gottgewolltes Schicksal waltete, daß kein unveränderbares Faktum uns in diesen Dreck führte, sondern daß nur Verbrechen an der Menschlichkeit und dem Menschen dazu geführt hatten.“<sup>61</sup>

Die desillusionierenden Bilder des Todes weiten sich in der expressionistischen Lyrik immer wieder zu Visionen über kollektive Katastrophen, über den Untergang des Abendlandes und einer Welt aus, deren grauenhafter Zustand vom Tod Gottes zeugt. Auch in solchen Zusammenhängen wird der Krieg zur Metapher, und zwar nicht mehr für den quasi revolutionären Aufbruch in einen neuen Zustand, sondern für die Agonie eines Zeitalters, für den Abschluß einer geschichtlichen Entwicklung, in der die Erfahrungen der Absurdität und Angst kaum noch Zukunftsperspektiven zulassen. Nur vereinzelt trifft man in diesen Texten auf vitalistische Bildelemente. Wenn die expressionistische Lyrik nach 1916 dem Kriegsgeschehen überhaupt noch einen Rest von positiven Bedeutungsmöglichkeiten zuerkennen wollte, dann entweder als läuterndem Strafgericht für die Sünden der zivilisierten Menschheit oder als notwendigem Durchgangsstadium zu einer völlig neuen Ära des Friedens und der Mitmenschlichkeit, als „Jüngstem Tag“, der Untergang und Auferstehung zugleich bedeutet, als „Menschheitsdämmerung“ in der doppelten Bedeutung von endzeitlicher Verdunkelung und Morgenröte. Nach dem Sturm des Weltkrieges sollte in gleichsam gereinigter Atmosphäre die Utopie eines humanen Sozialismus Wirklichkeit werden, der Zerfall der Nationen den Boden bereiten für die Entstehung einer neuen Menschengemeinschaft.

Versucht man heute, die für viele Expressionisten typische Entwicklung von der vitalistisch geprägten Kriegsbegeisterung über die desillusionierte Ernüchterung und den Pazifismus zum revolutionären Engagement (aus dem 1918/19 konkrete politi-

<sup>60</sup> Siehe die Biographie von *Wolf Zuelzer*, *Der Fall Nicolai* (Frankfurt a.M. 1981); Nicolais „Die Biologie des Krieges“ ist mittlerweile in einem Nachdruck (Darmstadt 1983) erschienen.

<sup>61</sup> *Erwin Piscator*, *Die politische Bedeutung der „Aktion“*, in: *Imprimatur. Neue Folge*, Bd. 3 (Frankfurt a.M. 1962) 211 f.

sche Aktivitäten hervorgingen) zu rekonstruieren, dann scheint man es zunächst mit vielfachen Inkonsequenzen, Brüchen und Unvereinbarkeiten zu tun zu haben. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich indes, daß die für diese künstlerische Bewegung charakteristischen Absichten, Werte und Ideen über alle historischen Veränderungen hinweg eine erstaunliche Kontinuität bewahrten. Das schon vor 1914 für die literarische Moderne charakteristische Motiv des „Aufbruchs“ und die Hochwertung der „Aktion“ und des „Lebens“ wurden von der Kriegsliteratur auf die Revolutionsdichtung verschoben<sup>62</sup>. Das gleiche gilt für das den Expressionismus prägende Ideal der „Gemeinschaft“. An die Stelle der Idee einer partei- und klassenübergreifenden „Volksgemeinschaft“, mit der Wilhelm II. auch die staatskritische Intelligenz so lange ideologisch zu integrieren vermochte, bis sie von ihr als zu national begrenzt empfunden wurde, rückte die ins Internationale ausgeweitete Utopie der europäischen Gemeinschaft oder einer noch umfassenderen Menschheitsverbrüderung.

Gewiß, die literarische Moderne war politisch gefährdet. Ein vorwiegend im Bereich ästhetischer und kulturphilosophischer Fragestellungen angesiedelter Diskurs wurde zu Beginn des Ersten Weltkrieges mit der überwältigenden Aktualität des politischen und militärischen Tagesgeschehens konfrontiert; dies mag etwas von dem Ausmaß der anfänglichen Hilflosigkeit, der Verwirrung und der Irrtümer vieler Autoren erklären. Darüber hinaus übte das von ihnen vielfältig empfundene Sinnvakuum angesichts einer sich rapide verändernden Welt seinen Sog auch auf fragwürdige Sinngebung aus. Die tiefgreifenden Erfahrungen der Isolation und zwischenmenschlichen Entfremdung verringerten die Widerstandskraft gegenüber problematischen Gemeinschaftserlebnissen. Und das im Prozeß der Zivilisation und unter einer überalterten politischen und sozialen Ordnung zunehmende Leiden an unausgelebten Affekten und Freiheitsbedürfnissen war anfällig dafür, sich in destruktiven Phantasien und Aktionen zu entladen. Ernst Jünger, der mit seiner essayistischen Schrift „Der Kampf als inneres Erlebnis“ noch 1922 ein repräsentatives Beispiel für den Zusammenhang von Vitalismus und Kriegsdichtung vorlegte, hatte die psychohistorischen Voraussetzungen der Kriegsbegeisterung durchaus erkannt, wenn auch mit fataler Distanzlosigkeit beschrieben: „Da entschädigte sich der wahre Mensch in rauschender Orgie für alles Versäumte. Da wurden seine Triebe, zu lange schon durch Gesellschaft und ihre Gesetze eingedämmt, wieder das Einzige und Heilige und die letzte Vernunft.“<sup>63</sup>

<sup>62</sup> Vgl. hierzu die Analysen von *Hermann Korte*, *Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus. Studien zur Evolution eines literarischen Themas* (Bonn 1981); und auch *Martens* (s. Anm. 27).

<sup>63</sup> *Ernst Jünger*, *Der Kampf als inneres Erlebnis*, in: *Sämtliche Werke*, Bd. 7: *Essays I* (Stuttgart 1980) 13.



*Eckart Koester*

## „Kultur‘ versus ‚Zivilisation‘: Thomas Manns Kriegspublizistik als weltanschaulich-ästhetische Standortsuche\*

Im Novemberheft 1914 der „Neuen Rundschau“ veröffentlichte Thomas Mann einen Essay mit dem Titel „Gedanken im Kriege“. Gegenstand dieser Gedanken war u. a. das Verhalten, das seine Schriftstellerkollegen – und er selbst – nach Kriegsbeginn an den Tag gelegt hatten:

„Wie die Herzen der Dichter sogleich in Flammen standen, als jetzt Krieg wurde! Und sie hatten den Frieden zu lieben geglaubt, sie hatten ihn wirklich geliebt, ein jeder nach seiner Menschlichkeit.[...] Nun sangen sie im Wettstreit den Krieg, frohlockend, mit tief aufquellendem Jauchzen – als hätte ihnen und dem Volke, dessen Stimme sie sind, in aller Welt nichts Besseres, Schöneres, Glücklicheres widerfahren können.“<sup>1</sup>

Hier scheint in der Tat eine Diskontinuität, ein schwer verständlicher Bruch mit für verlässlich gehaltenen Anschauungen und Verhaltensweisen vorzuliegen. Nicht nur Th. Mann und viele Zeitgenossen zeigten sich von diesem Phänomen überrascht, es brachte auch die spätere Literaturwissenschaft, die das künstlerische Werk und die politische Biographie der Autoren miteinander in Einklang zu bringen versuchte, in Schwierigkeiten.

Es wäre übrigens verfehlt, aus Thomas Manns zitierter Äußerung einen kritischen oder gar selbstkritischen Unterton heraushören zu wollen. Wenige Zeilen später weist der Autor ein solches, sicher mögliches Mißverständnis mit Entschiedenheit zurück:

„Es wäre leichtfertig und ist völlig unerlaubt, dies Verhalten der Dichter auch nur in den untersten, bescheidensten Fällen als Neugier, Abenteuerium und bloße Lust an der Emotion zu deu-

\* Die Ausführungen gründen sich im wesentlichen auf die 1977 erschienene Dissertation des Referenten. Aus Zeitgründen konnte die neuere für den Themenbereich relevante Literatur nicht aufgearbeitet und berücksichtigt werden: D.V. bittet dies nicht als Geringschätzung mißverstehen zu wollen. Im Unterschied zur Fragestellung dieses Referats untersuchte die Dissertation d.V. neben den Beiträgen der Kriegsbefürworter auch die Motive und Begründungszusammenhänge der literarischen Opposition gegen den Krieg. Vgl. *Eckart Koester*, *Literatur und Weltkriegsideologie. Positionen und Begründungszusammenhänge des publizistischen Engagements deutscher Schriftsteller im Ersten Weltkrieg* (Theorie-Kritik-Geschichte 15, Kronberg 1977).

<sup>1</sup> *Thomas Mann*, *Gedanken im Kriege*, zuerst in: *Die Neue Rundschau* 25 (1914), hier zit. nach der ersten Buchveröffentlichung in: *Thomas Mann*, *Friedrich und die große Koalition* (Berlin 1915) 7–31, 11f. Im folgenden zitiert: *Mann*, *Gedanken*.

ten. Auch waren sie niemals Patrioten im Hurra-Sinne und ‚Imperialisten‘, schon deshalb nicht, weil sie selten Politiker sind.<sup>42</sup>

Ob man Thomas Manns Entschuldigung auch „in den untersten [...] Fällen“ (man denke an die oft unsägliche Kriegsslyrik zweitrangiger Literaten) zustimmen kann, sei dahingestellt. Richtig ist aber zweifellos der zweite Teil des Zitats: Unter den ernstzunehmenden Vertretern der Vorkriegsliteratur hatte es wirklich kaum Hurratrioten oder Imperialisten gegeben; und zwar schon deshalb nicht, weil den meisten von ihnen der Bereich der Politik als eher trivial und damit der Beschäftigung kaum würdig erschienen war. Damit ist das zentrale Problem im Zusammenhang mit dem Kriegseingagement deutscher Schriftsteller angesprochen: Wie ist dieser scheinbar plötzliche Gesinnungswandel von der Friedensliebe zur Kriegsbegeisterung, vom politischen Desinteresse zum dezidierten Engagement zu erklären? Der Widerspruch stellt sich teilweise in noch schärferer Form. Schriftsteller, deren Zurückhaltung gegenüber der Politik als Ausdruck einer ästhetischen Opposition zum wilhelminischen Staat bzw. zur Kultur und Mentalität seiner Eliten verstanden worden war, trugen nun bei zur propagandistischen Unterstützung dieses Staates und seiner Kriegspolitik.

In germanistischen Untersuchungen über die betreffenden Schriftsteller ist man der Erklärungsnot vielfach dadurch entgangen, daß man a priori jede Kontinuität zwischen der Vorkriegsposition des Schriftstellers (die als integer angesehen wurde) und seiner als irritierend empfundenen Haltung im Kriege ausschloß. Nationaler Überchwang, ausgelöst durch das ‚August-Erlebnis‘, und politische Unerfahrenheit mußten als Erklärung herhalten. Wenn, um ein bezeichnendes Beispiel dafür zu zitieren, Erich Heller über den Kriegspublizisten Thomas Mann bemerkt, er habe „verwirrt von den Wirrnissen der damals gegenwärtigen Katastrophe“<sup>43</sup> politisiert, so ist damit zum Verständnis der recht profilierten Position, die Thomas Mann im Krieg vertrat, wohl nichts gewonnen. Ähnliche Wendungen, hinter denen sich nicht immer apologetische Absichten verbergen müssen, die aber kaum Bereitschaft zur ernsthaften Analyse des schriftstellerischen Kriegseingagements erkennen lassen, könnten aus einer Vielzahl von Monographien, etwa über Gerhart Hauptmann, Musil, Hofmannsthal u. a. m., zitiert werden<sup>44</sup>. Dieser Betrachtungsweise, die man als „Diskontinuitätstheorie“ apostrophieren könnte, sollen hier – bevor detaillierter auf das Beispiel der Thomas Mannschen Kriegsschriften eingegangen wird – einige allgemeine Thesen zum schriftstellerischen Kriegseingagement entgegengesetzt werden:

1. Der publizistische Beitrag deutscher Schriftsteller zur Kriegspropaganda ist weder hinsichtlich seiner Motive noch seiner Inhalte angemessen zu verstehen, wenn man in ihm primär das Resultat *nationaler* bzw. *politischer* ‚Aufgewühltheit‘ und Leidenschaften sieht. In ihm reflektieren sich vielmehr vor allem die Erfahrungen, die die Schriftsteller zuvor mit ihren ureigensten Problemen der literarischen Kommunikation und Wirkung in der deutschen Vorkriegsgesellschaft gewonnen und konzeptiv verarbeitet

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> *Erich Heller*, Thomas Mann. Der ironische Deutsche (Frankfurt a.M. 1959) 139.

<sup>4</sup> Vgl. dazu etwa: *Eberhard Hielscher*, Gerhart Hauptmann (Berlin 1969) 312 ff.; *Wilfried Bergbahn*, Robert Musil (Reinbek 1963) 63 f.; *Helmut Gumtau*, Robert Musil (Berlin 1967) 26 f.; *Willy Haas*, Hugo von Hofmannsthal (Berlin 1964).

westlichen Auslands gehabt habe. Die Antithese von ‚Kultur‘ und ‚Zivilisation‘, wie sie mit brillanter, aber auch etwas penetranter Beredsamkeit vor allem von Thomas Mann in seinen Kriegsschriften beschrieben wird, kennzeichnet formelhaft diese These von der völligen Andersartigkeit der deutschen gegenüber der westlichen Lebensart und Denkweise.

Betrachten wir im folgenden exemplarisch einige Aspekte aus Manns kriegspublizistischen Schriften. In den bereits genannten „Gedanken im Kriege“ gibt der Autor gleich zu Beginn eine assoziationsreiche Definition der Begriffe Kultur und Zivilisation:

„Zivilisation und Kultur sind nicht nur nicht ein und dasselbe, sondern sie sind Gegensätze, sie bilden eine der vielfältigen Erscheinungsformen des ewigen Weltgegensatzes und Widerspieles von Geist und Kult. Niemand wird leugnen, daß etwa Mexiko zur Zeit seiner Entdeckung Kultur besaß, aber niemand wird behaupten, daß es damals zivilisiert war. Kultur ist offenbar nicht das Gegenteil von Barbarei; sie ist vielmehr oft genug nur eine stilvolle Wildheit, und zivilisiert waren von allen Völkern des Altertums vielleicht nur die Chinesen. Kultur ist Geschlossenheit, Stil, Form, Haltung, Geschmack, ist irgendeine gewisse geistige Organisation der Welt, und sei das alles auch noch so abenteuerlich, skurril, wild, blutig und furchtbar. Kultur kann Orakel, Magie, Päderastie, Vitzliputzli, Menschenopfer, orgiastische Kultformen, Inquisition, Autodafés, Veitstanz, Hexenprozesse, Blüte des Giftmordes und die buntesten Greuel umfassen. Zivilisation aber ist Vernunft, Aufklärung, Sänftigung, Sittigung, Skeptisierung, Auflösung, – Geist. Ja, der Geist ist zivil, ist bürgerlich: er ist der geschworene Feind der Triebe, der Leidenschaften, er ist antidämonisch, antiheroisch, und es ist nur ein scheinbarer Widersinn, wenn man sagt, daß er auch antigenial ist. Das Genie, namentlich in der Gestalt des künstlerischen Talentes, mag wohl Geist und die Ambition des Geistes besitzen, [...] – das ändert nichts daran, daß es nach Wesen und Herkunft ganz auf die andere Seite gehört, – Ausströmung ist einer tieferen, dunkleren und heißeren Welt, deren Verklärung und stilistische Bändigung wir Kultur nennen.“<sup>5</sup>

Bei flüchtiger Lektüre könnte ein heutiger Leser fast den Eindruck haben, Thomas Mann wolle den Begriff ‚Kultur‘ denunzieren, da manche Beispiele ‚stilvoller Wildheit‘ wohl eher schockierend und abstoßend wirken. Natürlich ist das Gegenteil der Fall: Dies wird spätestens dort offenbar, wo der Schriftsteller „das Genie, namentlich in der Gestalt des künstlerischen Talentes“ definitiv der Sphäre der Kultur und nicht des zivilisierten ‚Geistes‘ zuschlägt. Was veranlaßte Thomas Mann überhaupt dazu, sich über die Begriffe zu äußern? Gab es so kurz nach Kriegsbeginn nicht wichtigere Themen? Hören wir den Autor selbst: Im Gebrauch der Schlagworte, so monierte er, herrsche – namentlich in der Tagespresse – „große Ungenauigkeit und Willkür“<sup>6</sup>. Sein eigener Vorschlag zur „Definition dieser vieldeutigen und viel mißbrauchten Wörter“<sup>7</sup> zielte allerdings auch nicht darauf ab, die Begriffe aus dem politischen Meinungsstreit herauszuhalten, sondern verschärfte eher den unter ihrer Verwendung geführten Disput. Hatte sich die deutsche Tagespresse zumeist damit begnügt, Deutschland ein höheres Recht zur Verteidigung der ‚Kultur‘ zu attestieren als den Gegnerstaaten (die immerhin noch als Kulturnationen, wenn auch als solche geringeren Ranges, angesehen wurden), so glaubte Mann, daß nur die Deutschen beanspruchen dürften, die Idee der

<sup>5</sup> Mann, Gedanken, 7f.

<sup>6</sup> Ebd.

<sup>7</sup> Thomas Mann, Betrachtungen eines Unpolitischen (Berlin 1918) 143; im folgenden zitiert: Mann, Betrachtungen.

„Kultur“ zu vertreten. Aus der zitierten Textstelle ist dies noch nicht unmittelbar herauszulesen, es wird aber im weiteren Verlauf des Kriegsaufsatzes deutlich. Indem der Autor dort „Kultur“ und Deutschtum miteinander identifiziert, wird alles, was er über den Vorrang der „Kultur“ ausführt, automatisch zu einem Argument für die deutsche – und gegen die westliche – Position im Kriege.

Das Wissen um die propagandistische Komponente der Mannschen Reflexionen könnte die Vermutung nahelegen, es handle sich um eine kriegsbedingte Improvisation, um „eine Ausgeburt also der Kriegspsychose“<sup>8</sup>, wie Mann selbst es ironisch formuliert, als er später, in den „Betrachtungen eines Unpolitischen“, einen in diese Richtung gehenden Vorwurf Rollands zurückweist. Seine Versicherung, er habe „längst vor dem Kriege“ seine „Bestimmung der beiden Begriffe in aphoristischer Form öffentlich mitgeteilt“<sup>9</sup>, ist zwar nicht ganz korrekt – in Wahrheit handelte es sich um unveröffentlichte Vorstudien zu einem geplanten Essay<sup>10</sup> –, diese Notizen jedoch nehmen tatsächlich die im Krieg vorgestellte Fassung der Begriffsantithese vorweg. Auch die folgende Relativierung der eigenen schöpferischen Leistung ist realistisch und spricht gegen den Improvisationscharakter der Kriegsgedanken:

„Ich wäre ja fast kein deutscher Schriftsteller, wenn ich niemals dieses Thema variiert, niemals auch meinerseits eine ‚endgültige‘ Definition dieser [...] Wörter zu liefern versucht hätte. Hundertfach ist dies vor mir in Deutschland versucht worden, von Denkern und Dichtern.“<sup>11</sup>

Es ist hier nicht die Gelegenheit, ausführlicher zu belegen, daß Manns abschließende Feststellung keineswegs übertrieben ist. Betrachtungen über den angeblichen Antagonismus von Kultur und Zivilisation haben in Deutschland damals schon eine über hundertjährige Tradition. Ursprünglich – im 18. Jahrhundert – lag ihnen die Erfahrung eines sozialen Gegensatzes zugrunde, der allerdings den Kern eines nationalen auf merkwürdige Weise in sich trug: des Konflikts nämlich zwischen dem politisch einflusslosen, durch kulturelle Leistungen sich legitimierenden Bürgertum und dem nach französischen Mustern ‚zivilisierten‘ höfischen Adel<sup>12</sup>.

Aus diesem Erfahrungszusammenhang mag, wie Norbert Elias feststellte, „die Bildung solcher Gegensatzpaare wie ‚Tiefe‘ und ‚Oberflächlichkeit‘, ‚Aufrichtigkeit‘ und ‚Falschheit‘, ‚äußere Höflichkeit‘ und ‚wahre Tugend‘“, und schließlich auch die sie summierende „Gegenüberstellung von Zivilisation und Kultur“<sup>13</sup> hervorgegangen sein. Nach Elias wurde dann mit dem Aufstieg des deutschen Bürgertums zum Träger des Nationalgedankens aus der vorwiegend sozialen eine vorwiegend nationale Antithese. Elias gibt allerdings keine wirklich überzeugende Erklärung dafür, wie es zum Umschlag vom sozialen zum nationalen Gehalt der Antithese kommen konnte, und

<sup>8</sup> Ebd.

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> Die vollständigen Notizen zu dem Essay wurden erstmals 1967 von Hans Wysling veröffentlicht; vgl. *Hans Wysling*, Geist und Kunst. Thomas Manns Notizen zu einem Literatur-Essay, in: *Paul Scherrer*, *ders.*, Quellenkritische Studien zum Werk Thomas Manns (Thomas Mann-Studien 1; Bern, München 1967) 123–233; im folgenden zitiert: Geist und Kunst.

<sup>11</sup> *Mann*, *Betrachtungen*, 143.

<sup>12</sup> Vgl. *Norbert Elias*, Über den Prozeß der Zivilisation, 1: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes (Bern, München <sup>2</sup>1969) 8 ff.

<sup>13</sup> Ebd. 36.

zwar m.E. deshalb, weil er den veränderten Stellenwert übersieht, den das Wort ‚Zivilisation‘ nach 1789 erhielt. Es stand nun nicht länger für den Sittenkodex der französischen Aristokratie, sondern für die Ideen der Revolution (die französische Nation fühlte sich als Avantgarde der ‚civilisation‘, da sie sich zur Vorkämpferin der Menschenrechte gemacht hatte). Der jakobinische Terror und die Expansionspolitik Napoleons trugen verständlicher Weise dazu bei, den egalitären und universellen ‚Zivilisations‘-Begriff zu diskreditieren. Er konnte sich nun – in pejorativer Absicht – gegen die französische Nation, gleichzeitig aber auch gegen alle – aus konservativer Sicht – bedrohlichen demokratischen und revolutionären Tendenzen richten, ja, gegen die Politisierung des öffentlichen und kulturellen Lebens überhaupt. Wir werden sehen, daß Mann insbesondere an diese Denktradition anknüpft.

Kommen wir aber kurz noch einmal zu den zitierten Kulturdefinitionen aus den „Gedanken im Kriege“ zurück. Anhand z.T. wörtlicher Übereinstimmungen läßt sich nachweisen, daß sie wesentlich von Nietzsche inspiriert wurden<sup>14</sup>. Was hatten die irrational-vitalistischen Anschauungen des Philosophen mit Manns eigener künstlerischer Praxis zu tun? Eine Begeisterung für Schönheit schaffende Barbarei hatte der Schriftsteller vor Kriegsbeginn gewiß nicht zu erkennen gegeben. Nietzsches Apotheose des ‚Lebens‘ auf Kosten des ‚Geistes‘ findet sich bei ihm, etwa im „Tonio Kröger“, allenfalls in ironisch gebrochener, gleichsam verbürgerlichter Form – was man fast als Parodie auffassen könnte.

Genau hier dürfte aber auch ein Schlüssel zum Verständnis der zitierten Äußerungen liegen. Gegen Thomas Manns Künstlertum war in der Vorkriegszeit wiederholt der Vorwurf der Kälte, der artifiziiellen ‚Mache‘ erhoben worden<sup>15</sup>. Wenn er sich nun in den „Gedanken im Kriege“ gegen das „Intellektualistische“<sup>16</sup> in der Kunst aussprach, so setzte er damit frühere Bemühungen fort, seine Person und sein Werk von einem Mißverständnis zu befreien. Schon in den erwähnten Vorstudien zu einem Essay über ‚Geist und Kunst‘ aus den Jahren 1909–13 hatte er sich vom Typus des nurkritischen, ‚zersetzenden‘ Literaten abzugrenzen versucht. Dabei hatte er sich in typologische Antithesen verrannt (Geist-Kunst; Schriftsteller-Dichter; sentimental-naiv; Kritik-Plastik etc.), wobei er zweifellos dem jeweils zweiten Glied der Antithesenkette den Vorzug einräumen wollte, eine entschiedene Abwertung des ersten aber noch scheute. Er mag – dies ist wohl der Grund für die Nichtveröffentlichung des Essays – erkannt haben, daß die kunsttypologischen Gegensätze allein nicht geeignet waren, seine ästhetische Position präzise darzustellen. Das entscheidende Kriterium, das ihm dieses zu ermöglichen schien, rückte – im Zusammenhang mit der Kultur-Zivilisations-Antithese – erst in den Kriegsschriften in den Mittelpunkt der Erörterung: das Kriterium nämlich, wie sich die künstlerische Tätigkeit zur Sphäre von Politik und Gesellschaft verhalte. In einer knappen Notiz der Essay-Studie deutete sich bereits der Gedanke an, daß Künstlertum abstrakt und unfruchtbar werden müsse, wenn es sich in den Dienst bestimmter politischer Bestrebungen stelle. Mann reflektiert hier über

<sup>14</sup> Belege hierzu bei *Koester*, a.a.O., 257 ff.

<sup>15</sup> Vgl. dazu *Klaus Schröter*, Thomas Mann im Urteil seiner Zeit. Dokumente 1891–1955 (Hamburg 1969) 37–46.

<sup>16</sup> *Mann*, Gedanken, 8.

den Typus des ‚Literaten‘, der vom ‚naiven‘ Künstler geschieden sei durch „sittliche Reizbarkeit, Reinheit, Güte, Humanität, was“ – und nun folgt die entscheidende Einschränkung des scheinbar positiven Urteils – „bei *politischer Teilnahme* zu einem fast trivialen, fast kindlichen Radicalismus und Demokratismus führen kann. Heinrich.“<sup>17</sup> Mit Heinrich ist natürlich der ältere Bruder gemeint, dessen literarischer Aktivismus Thomas Mann schon damals mißfiel. In den „Betrachtungen eines Unpolitischen“ ist der Bruder – nur dürrig getarnt unter der Chiffre des ‚Zivilisationsliteraten‘ – Hauptadressat erbitterter und äußerst polemischer Tiraden.

Gegenüber dem Typus des politisch engagierten Literaten versucht Thomas Mann nun im Krieg sein eigenes, vermeintlich apolitisches, antiutopisch-realistisches Künstlerum als höherwertig darzustellen. Der Kriegssituation trägt diese ästhetische Selbstreflexion insofern Rechnung, als sie das Kriterium der nationalen Verwurzelung mit ins Zentrum der Betrachtungen rückt. In der Antithese von Kultur und Zivilisation glaubt Thomas Mann gleichermaßen den Gegensatz von ‚unpolitischer‘ Kunst und politischer Literatur wie von deutscher und undeutscher Gesinnung zum Ausdruck zu bringen. „Deutschtum“, so statuiert er in den „Betrachtungen“, „das ist Kultur, Seele, Freiheit, Kunst und *nicht* Zivilisation, Gesellschaft, Stimmrecht, Literatur.“<sup>18</sup>

„Wessen Bestreben es wäre“, heißt es an anderer Stelle der „Betrachtungen“, „aus Deutschland einfach eine Demokratie im römisch-westlichen Sinn und Geiste zu machen, der würde ihm sein Bestes und Schwerstes, seine Problematik nehmen wollen, in der seine Nationalität ganz eigentlich besteht; der würde es langweilig, klar, dumm und undeutsch machen wollen und also ein Anti-Nationalist sein.“<sup>19</sup> Ohne Kenntnis der vorhin in knappen Umrissen entwickelten Traditionslinien deutschkonservativer Zivilisationskritik wäre man wohl geneigt, derartige Ausführungen einfach als apodiktischen Unfug abzutun. Für Mann liegen in derartigen Gegensätzen jedoch nicht weniger als die „geistigen Wurzeln“<sup>20</sup> des Krieges. Der Krieg nämlich, so führt er es in den „Betrachtungen“ aus, beruhe auf dem „eingeborenen und historischen ‚Protestantentum‘ Deutschlands“<sup>21</sup>, darauf, daß „Deutschland seinen Willen und sein Wort niemals mit dem der römischen Zivilisation (habe) vereinigen wollen“<sup>22</sup>. „Die Herrmannsschlacht, die Kämpfe gegen den römischen Papst, Wittenberg, 1813, 1870“<sup>23</sup>: Alle diese Ereignisse seien nur Vorstufen des gegenwärtigen deutschen ‚Protests‘ gegen den Weltherrschaftsanspruch der romanischen Zivilisation gewesen. In seiner neuzeitlichen Form äußere sich der „Imperialismus der Zivilisation“<sup>24</sup> „im Willen zur Ausbreitung des bürgerlich politisierten und literarisierten Geistes“<sup>25</sup>, eines Geistes, der wesentlich französischen Ursprungs sei. Es sei „der Geist, der in der Revolution seine hohe Zeit hatte [...], der im Jakobiner zur scholastisch-literarischen Formel, zur

<sup>17</sup> Geist und Kunst, (wie Anm. 10), 119f., Hervorhebung durch den Autor.

<sup>18</sup> Mann, Betrachtungen, XXXIII.

<sup>19</sup> Ebd. 16.

<sup>20</sup> Ebd. 7.

<sup>21</sup> Ebd.

<sup>22</sup> Ebd. 10.

<sup>23</sup> Ebd. 13.

<sup>24</sup> Ebd. 12.

<sup>25</sup> Ebd.

mörderischen Doktrin, zur tyrannischen Schulmeisterpedanterie erstarrte<sup>26</sup> und der auch in der „neue(n) revolutionäre(n) Formel der allmenschlichen Vereinigung“<sup>27</sup> – gemeint ist wohl der Marxismus – sein Wort spreche.

Angesichts einer derart spekulativen und schematischen Interpretation historischer und politischer Vorgänge könnte man auf den Gedanken kommen, der Titel von Manns umfangreichster Kriegsschrift, der „Betrachtungen eines Unpolitischen“, sei vielleicht selbstironisch oder selbstkritisch gemeint. Beides wäre gleichermaßen falsch: Der Titel ist ernstgemeint. Die Erklärung liegt in Manns speziellem Politikbegriff. Dieser wird zunächst exklusiv der Sphäre der ‚Zivilisation‘ zugeordnet („Sie ist Politik durch und durch, ist die Politik selbst“<sup>28</sup>), um dann in seinem Bedeutungsgehalt entscheidend eingeschränkt zu werden: „Man *ist* Politiker oder man ist es nicht. Und ist man es, so ist man Demokrat. Die politische GeistesEinstellung ist die demokratische; der Glaube an die Politik der an die Demokratie, den *contrat social*.“<sup>29</sup> ‚Unpolitisch‘ stand also für undemokratisch, oder besser: antidemokratisch. Mann scheute sich nicht, in diesem Sinne eindeutig Farbe zu bekennen.

Das Motiv für die antidemokratischen Auslassungen des Schriftstellers ist aber wohl wiederum nicht unmittelbar in der aktuellen Kriegsgegnerschaft zu den westlichen Demokratien zu suchen, sondern lag – auch persönlich – näher: Es war die Selbstverteidigung des eigenen Künstlertums gegen das demokratische Literaturprogramm des ‚Zivilisationsliteraten‘. Sontheimer bemerkt, Thomas Mann habe nicht gegen die Demokratie als Realität polemisiert, sondern gegen ein „quasi-abstraktes Gedankengebilde“, nämlich gegen das „radikal-literarische Abziehbild der Demokratie“<sup>30</sup>, wie es in den ‚politischen Utopien‘ Heinrich Manns erscheine.

Diese Interpretation meint etwas Richtiges, macht es sich aber m.E. etwas zu leicht. Gewiß ist Thomas Manns Widerwille gegen die Demokratie durch die von ihm als naiv und anachronistisch empfundene Verherrlichung der Demokratie im Werk seines Bruders provoziert worden. Richtig ist auch, daß Thomas Mann die „demokratische Heilslehre“<sup>31</sup> des ‚Zivilisationsliteraten‘ übertrieben ernst nahm, aber er nahm sie ernst als politische Ideologie und verwechselte sie keineswegs mit der Realität der zeitgenössischen Demokratien. Seine Polemik trifft daher nicht nur die Karikatur des ‚Zivilisationsliteraten‘, sondern enthält durchaus ernstzunehmende Argumente zur Kritik der westlichen Staatsverfassungen, etwa wenn sie feststellt, daß sich das humanitäre Pathos der englischen und französischen Demokratie nur allzu gut mit imperialistischer Herrschaft vertrage und daß es „Moral und Geschäft, Humanität und Ausbeutung, Tugend und Nutzen“<sup>32</sup> auf erstaunliche Weise miteinander zu verbinden wisse. Diese Feststellung wird durch kenntnisreiche Exkurse über die Praxis des briti-

<sup>26</sup> Ebd. 11 f.

<sup>27</sup> Ebd. 2.

<sup>28</sup> Ebd. 34.

<sup>29</sup> Ebd. 31.

<sup>30</sup> Kurt Sontheimer, Thomas Mann und die Deutschen (Frankfurt a.M. 1965) 57.

<sup>31</sup> Ebd. 31

<sup>32</sup> Mann, Betrachtungen, 352.

schen Imperialismus in Indien und Irland belegt<sup>33</sup>. Allerdings – und insofern meint Sonthheimer etwas Richtiges – scheint nicht das Kritisierte selbst für Thomas Mann besonders wichtig zu sein, sondern vielmehr die sich aus ihm ergebende Gelegenheit zur Denunziation seines literarästhetischen und ideologischen Gegenspielers, des ‚Zivilisationsliteraten‘.

Der Schriftsteller hätte die Demokratie auch dann abgelehnt, wenn ihre zeitgenössischen Erscheinungsformen ihm weniger Gelegenheit zur Kritik geboten hätten. Sein Widerspruch richtet sich gegen das demokratische Prinzip schlechthin. Mit Nietzsche macht er die Demokratie als „literatenhaftes Mitgerede von Jedermann über Jegliches“<sup>34</sup> verächtlich. Beifällig zitiert er Disraeli: „Die Versuche des Volks, selbst seine Rechte zu behaupten, werden nur mit Leiden und Verwirrung endigen“, um dann fortzufahren:

„Ich müßte ein Lügner und Heuchler sein, wenn ich meine überzeugte Zustimmung zu diesen Worten [...] verleugnen wollte. Mein Gott, das Volk! Hat es denn Ehre, Stolz – von Verstand nicht zu reden? Das Volk ist es, das auf den Plätzen singt und schreit, wenn es Krieg gibt, aber zu murren, zu greinen beginnt und den Krieg für Schwindel erklärt, wenn er lange dauert und Entbehrungen auferlegt. Womöglich macht es dann Revolution, aber nicht aus sich; denn zu Revolutionen gehört Geist, und das Volk ist absolut geistlos. Es hat nichts als die Gewalt, verbunden mit Unwissenheit, Dummheit und Unrechtlichkeit.“<sup>35</sup>

Auch der reaktionärste deutsche Politiker hätte sich kurz vor Kriegsende (die „Betrachtungen“ erschienen erst 1918) wohl nicht getraut, derartiges öffentlich zu verlautbaren. Das gilt auch für die Art und Weise, in der sich Mann als „tief überzeugt“ bekannte, „daß der vielverschiedene ‚Obrigkeitsstaat‘ die dem deutschen Volk angemessene, zukömmliche und von ihm im Grunde gewollte Staatsform ist und bleibt.“<sup>36</sup>

„Ich will die Monarchie“, heißt es an anderer Stelle der „Betrachtungen“, „ich will eine leidlich unabhängige Regierung, weil nur sie die Gewähr politischer Freiheit, im Geistigen wie im Ökonomischen bietet. [...] Ich will nicht Politik. Ich will Sachlichkeit, Ordnung und Anstand.“<sup>37</sup> Die abschließenden Sätze sind in ihrer fast aktuell erscheinenden ‚Politikverdrossenheit‘ verräterisch: Natürlich ist Mann nicht beschränkt genug, um sich wirklich mit der Hohenzollernmonarchie identifizieren zu können. Sie erscheint ihm nur als das kleinere Übel im Verhältnis zur demokratischen Politisierung der Gesellschaft. Im übrigen besitzt er genügend Realitätssinn, um die historische Aussichtslosigkeit seiner politischen Option zu erkennen: „Die Entwicklung Deutschlands ins immer Massengerecht-Primitivere, ins Radikal-Demokratische“, so meinte er, sei „festzustellen und mit jener Achtung, die man dem Verhängnis schuldet, anzuerkennen“<sup>38</sup>. Aus der Unvermeidlichkeit der Demokratisierung folgert er, und nun wird wiederum der zentrale Antrieb seiner Kriegsgedanken deutlich, „die Notwendigkeit, das geistige Leben vom politischen zu trennen, dieses seine eigenen fatalen Wege gehen zu lassen und jenes über solche Fatalität zu heiterer Unabhängig-

<sup>33</sup> Vgl. ebd. 352 ff.

<sup>34</sup> Ebd. 266.

<sup>35</sup> Ebd. 366.

<sup>36</sup> Ebd. XXXII.

<sup>37</sup> Ebd. 246.

<sup>38</sup> Ebd. 255.

keit zu erheben.<sup>39</sup> Diese Äußerung relativiert die Parteinahme für den autoritären Staat endgültig. Sie verrät nämlich, daß die Sorge des Schriftstellers nur mittelbar der Konservierung der in Deutschland bestehenden Herrschaftsverhältnisse, primär aber der Erhaltung der durch sie – wie er meinte – vorbildlich gewährleisteten Trennung von Politik und Kultur galt. Um ihretwegen wurde er zum Parteigänger eines politischen Systems, dessen Abgelebtheit er nicht übersah.

Fassen wir zusammen: Thomas Manns kriegspublizistisches Werk, einschließlich seiner massiv antidemokratischen Auslassungen, resultiert also wesentlich aus kulturpolitischen Anschauungen und Motiven. Es enthält – darauf konnte hier nicht näher eingegangen werden – auch weniger polemische und mit Gewinn zu lesende Ausführungen über die geistigen Prämissen des eigenen Künstlertums (zu nennen sind insbesondere die Kapitel „Bürgerlichkeit“ und „Ironie und Radikalismus“ der „Betrachtungen“). All dies gibt freilich keinen Anlaß, die staatspolitischen Aussagen der „Betrachtungen“ als „überspitzt und daher etwas ungeschickt“<sup>40</sup> zu bagatellisieren, wie es Sontheimer tut. Auch der Autor selbst meinte noch 1923 in seinem Brief an Félix Bertaud, diese rechtfertigen zu können, indem er sie rückblickend als „Kriegsprodukt“ bezeichnete, an dem ihm selbst „heute manches Periphäre unhaltbar“ erscheine, „dessen apolitische Humanität aber nur grobes Mißverstehen ins politisch Reaktionäre“ habe umdeuten können<sup>41</sup>. Es konnte wohl nicht nur ein „grobes Mißverstehen“ darstellen, wenn die antidemokratische Rechte der Weimarer Republik den Autor zum Kronzeugen ihrer politischen Anschauungen machte, um dann mit Wut darauf zu reagieren, als dieser seine Einstellungen offenkundig – und mit radikaler Konsequenz – änderte. Einige Zeilen aus einem im Januar 1933 an den preußischen Kultusminister Adolf Grimme gerichteten Brief legen Zeugnis darüber ab, wie vollkommen und gründlich Thomas Mann die in den Kriegsschriften vertretenen Auffassungen revidiert hatte. Der Autor bekannte sich in dem Brief dazu, „daß der geistige Mensch bürgerlicher Herkunft heute auf die Seite des Arbeiters und der sozialen Demokratie gehört“, um dann fortzufahren:

„Als Mensch dieser Art empfinde ich tief das Falsche und Lebenswidrige einer Haltung, die auf die soziale, politische und gesellschaftliche Sphäre hochmütig herabblickt und sie als zweiten Ranges bezeichnet im Verhältnis zu der Welt der Innerlichkeit, der Metaphysik, des Religiösen usf. [...] Das Politische und Soziale ist ein Bereich des Humanen. [...] Ich spreche als Künstler, und auch diese Form der Vertiefung ins Menschliche, die man Kunst nennt, ist eine Sache des humanen Interesses, der leidenschaftlichen Anteilnahme am Menschen.“<sup>42</sup>

<sup>39</sup> Ebd.

<sup>40</sup> Sontheimer, a.a.O., 41.

<sup>41</sup> Thomas Mann, Briefe 1889–1936, hrsg. von Erika Mann (Frankfurt a.M. 1961) 207.

<sup>42</sup> Thomas Mann, Bekenntnis zum Sozialismus: Brief an Adolf Grimme, dat. München v. 12. 1. 33, in: Sämtliche Werke in 13 Bänden, Bd. 12 (Frankfurt a.M. 1974) 678–684.

# V. Das Scheitern einer neuen Kultursynthese

*Gangolf Hübinger*

## Eugen Diederichs' Bemühungen um die Grundlegung einer neuen Geisteskultur

(Anhang: Protokoll der Lauensteiner Kulturtagung von Pfingsten 1917)

Eugen Diederichs verlegte nicht die ganz Großen der literarischen deutschsprachigen Moderne. Er war nicht der Verleger von Gerhard Hauptmann, Thomas Mann oder Rainer Maria Rilke. Was ihn und seinen Jenaer Verlag am Vorabend und während des Ersten Weltkriegs so einflußreich machte und ihm eine Schlüsselstellung in den Kontroversen um kollektive Deutungsmuster des wilhelminischen Bürgertums verschaffte, war seine unnachahmliche Fähigkeit, das literarische Potential aller Spielarten der spätwilhelminischen Kulturkritik zu bündeln. Diederichs versammelte in immer neuen Buchserien programmatisch eine neumystisch, neuromantisch oder neuidealistisch die bürgerliche Gesellschaft kulturell transzendierende Literatur. 1909 erschienen die „Ekstatischen Konfessionen“ Martin Bubers, ein Höhepunkt der mystischen Literatur, mit der sich der Verlag seinen Namen machte. Der idealistische Monismus des Friedrichshagener Künstlerkreises mit den Brüdern Heinrich und Julius Hart, mit Wilhelm Bölsche und Bruno Wille, zählte bereits zum festen Programmbestandteil des 1896 in Florenz gegründeten und vom großstädtischen Leipzig ins romantische Jena geflüchteten Verlags. Das Gleiche gilt für die Periodika der neuidealistischen Lebensreformbewegung, für die freie Schulgemeinde Wickersdorf um Gustav Wyneken, die Gartenstadtbewegung um Bernhard und Hans Kampffmeyer oder den Werkbund<sup>1</sup>. Diederichs' persönliches Engagement galt insbesondere der akademischen Jugendbewegung. Er gehörte zu den Initiatoren des ersten Freideutschen Jugendtages 1913 auf dem Hohen Meißner und verlegte die Festschrift der dort lose vereinigten Gruppierungen<sup>2</sup>. Ebenso fest zum Programm gehörte das Religiös-Völkische, mit Arthur Bo-

<sup>1</sup> Dieser Aspekt ist systematisch, einschließlich der jeweiligen Auflagenziffern, erfaßt bei *Erich Viehöfer*, Der Verleger als Organisator. Eugen Diederichs und die bürgerlichen Reformbewegungen der Jahrhundertwende, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 30 (1988) 1–148.

<sup>2</sup> Freideutsche Jugend. Zur Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner 1913 (Jena 1913); Wiederabdruck im Kontext von *Winfried Mogge, Jürgen Reulecke*, Hoher Meißner 1913. Der Erste Freideutsche Jugendtag in Dokumenten, Deutungen und Bildern (Köln 1988) 77–254.

nus, Max Maurenbrecher und mit dem Kult um Paul de Lagarde, auf das sich die Verlagspolitik nach 1920 verengte<sup>3</sup>.

Verlags- und Verlegergeschichte sind bislang eine erstaunlich wenig berücksichtigte Quelle selbst der neueren kulturgeschichtlichen Ansätze, welche die literarische Hochkultur einer Nation mit dem breiten bürgerlichen Leseverhalten oder auch mit den neuen Serienproduktionen der sogenannten ‚popular culture‘ in einen konzeptionellen Zusammenhang zu bringen suchen. Diederichs' Bedeutung liegt in einer solchen Vermittlung. Er profilierte sich als Kulturorganisator, der mit geschicktem kaufmännischem Kalkül bürgerliche Leseenergien vom realistisch-naturalistischen zu einem spiritualistischen Gesellschaftsverständnis umlenkte. Wenn etwa für die britischen Avantgarden eine durch den Krieg erzeugte kulturpessimistische Mentalität, ein neuer Spiritualismus, konstatiert wird<sup>4</sup>, dann hat im Vergleich dazu Diederichs bereits vor dem Krieg auf breiter Basis, quer durch die ideologischen Lager und literarischen Gattungen, in diese Richtung gewirkt. Der Weltkrieg selbst verstärkte diese Tendenzen.

Diederichs' Leserlenkung, seine Stimulation von Prozessen kultureller Vergesellschaftung unter dem Eindruck der außen- wie innenpolitischen Kriegsentwicklung und die darin eingebundenen politischen Ordnungsentwürfe sollen im folgenden unter zwei Gesichtspunkten erörtert werden:

1. Die idealtypische Konfrontation der Ideen von 1914 versus der Ideen von 1789, die für viele Intellektuelle als eine Art Waffendienst mit der Feder galt, erhielt für Diederichs erst in zweiter Linie Gewicht. Seine maximalisierte idealistische Kulturkritik richtete sich international aus. Primär waren es die nationsübergreifenden Ideen des 20. Jahrhunderts, die Diederichs gegen die des 19. Jahrhunderts ausspielen wollte, gegen Rationalismus, Liberalismus, Historismus und gegen den Intellektualismus des bürgerlichen Zeitalters in allen Industrienationen. Trotz seines romantischen Glaubens an die Überlegenheit der deutschen Tradition im Wettbewerb um eine nachkapitalistische Kulturstaatsordnung forcierte er nicht die Debatten um den Krieg der Nationalkulturen. Er schürte nicht den „Krieg der Geister“ zwischen den deutschen und westeuropäischen Intellektuellen. Stattdessen forcierte er die Kontroversen um die innere Neuordnung Deutschlands durch den Krieg und nach dem Krieg. In diesem Sinn wollte er „Politik des Geistes“ betreiben<sup>5</sup>.

<sup>3</sup> Siehe ausführlicher *Gangolf Hübinger*, Kulturkritik und Kulturpolitik des Eugen-Diederichs-Verlags im Wilhelminismus. Auswege aus der Krise der Moderne?, in: *Horst Renz, Friedrich Wilhelm Graf* (Hrsg.), *Umstrittene Moderne. Die Zukunft der Neuzeit im Urteil der Epoche Ernst Troeltschs* (Troeltsch-Studien 4, Gütersloh 1987) 92–114; ferner im Vergleich mit anderen völkischen Verlagen *Gary D. Stark*, *Entrepreneurs of Ideology. Neoconservative Publishers in Germany 1890–1933* (University of North Carolina Press 1981).

<sup>4</sup> *Jay Winter*, *Catastrophe and Culture: Recent Trends in the Historiography of the First World War*, in: *Journal of Modern History* 64 (1992) 525–532, hier 530.

<sup>5</sup> Diederichs veröffentlichte unter diesem Titel seine gesammelten Beiträge, die in Weltkrieg und Revolution in seiner Hauszeitschrift „Die Tat“ erschienen waren: *Eugen Diederichs, Politik des Geistes* (Jena 1920). Diederichs' publizistische Tätigkeit insgesamt ist erfaßt in: *Eugen Diederichs-Bibliographie*, bearbeitet von *Walther G. Oschilewski*, Beilage für das Jahrbuch „Imprimatur“ 9 (1940) 1–15.

2. Diederichs wirkte mit dieser Politik, insbesondere mit seiner Gründung und Förderung von Kulturbünden und mit den Lauensteiner Kulturtagungen im welthistorischen Epochenjahr 1917, entgegen seiner eigenen Intention, als Katalysator eines geistig-politischen Polarisierungsprozesses, der ideologische Konstellationen der frühen Weimarer Republik entscheidend präformierte.

Vorab erscheint eine knappe Verortung des Verlages im wilhelminischen Kulturpektrum nötig, weil Diederichs in der Forschung, wenn rückwärtsgelesen von seinem Verlagsprofil Ende der Weimarer Republik her, als klarer Fall eines völkisch-rassischen Ideologieproduzenten gelten kann<sup>6</sup>. 1913 bezeichnete Diederichs seinen Beruf selbstbewußt als „Organisator“ der deutschen Kultur<sup>7</sup>. Und er wurde als solcher in der Öffentlichkeit anerkannt. Die Weltausstellung für Buch und Graphik (Bugra) 1914 in Leipzig, die unter Karl Lamprechts wissenschaftlicher Beratung stand, reservierte ihm in der „Halle der Kultur“ den Abschlußraum, nach Lamprechts evolutionistischer Stadien-theorie also den Höhepunkt universaler Kulturentwicklung<sup>8</sup>. Diederichs gestaltete ihn als Kultraum für Paul de Lagarde. Lagardes Losung, einen „heimlich-offenen Bund“ zu gründen, der auf das große Morgen sinnt und an der neuen Zeit arbeitet, wurde für Diederichs zu einer idée fixe von sozialer Gestaltungskraft. Hierbei produzierte das Aufsaugen von Stereotypen aus allen ideologischen Lagern der Kultur- und Gesellschaftskritik, vom Gobineau-Anhänger Ludwig Woltmann bis zum deutschen Fabier Eduard Bernstein<sup>9</sup>, zwangsläufig Widersprüche. Der Vitalismus des nordisch-germanischen Helden wurde als erzieherisches Leitbild mit einschlägig rassenbiologischem Zuschnitt zu Beginn des Krieges in auflagenstarken Feldpostbriefen propagiert. Den grassierenden Antisemitismus der Jugendbewegung im Jahr 1916 wiederum lehnte Diederichs ausgerechnet mit einem Spruch Lagardes ab: „Deutschtum liegt nicht im Geblüte, sondern im Gemüte.“<sup>10</sup> Mit seinen Märchen der Weltliteratur bis zu den Klassikern der abendländischen Mystik erschien sein Verlag alles andere als nationalchauvinistisch, eine Haltung, die Diederichs im Weltkrieg in seiner Zeitschrift „Die Tat“ nachdrücklich bekräftigte<sup>11</sup>. Diederichs produzierte aufwendige und streitbare Gesamtausgaben von Kierkegaard, Tolstoi und Henri Bergson, neben John Rus-

<sup>6</sup> Dazu neben *Stark*, *Entrepreneurs*, auch *Klaus Fritzsche*, *Politische Romantik und Gegenrevolution. Fluchtwege in der Krise der bürgerlichen Gesellschaft: Das Beispiel des „Tat“-Kreises* (Frankfurt a.M. 1976); demnächst: *Gangolf Hübinger*, „Politik des Geistes“. Der Eugen-Diederichs-Verlag im Ersten Weltkrieg und in der Weimarer Republik, erscheint in: *Walter Schmitz*, *Clemens Vollnhals*, *Konservative Revolution, Völkische Bewegung, Nationalsozialismus* (Leipzig 1995).

<sup>7</sup> Brief des Verlegers, in: *Die Aktion* 3 (1913) 1160.

<sup>8</sup> Vgl. den Plan der Ausstellung in: *Der Zwiebfisch* 6 (1914) 91–110; ferner *Roger Chickering*, *Karl Lamprecht, A German Academic Life (1856–1915)* (New Jersey 1993) 431 ff.

<sup>9</sup> Eine Gesamtübersicht über die Verlagsproduktion vom Gründungsjahr 1896 bis 1955 liefert der Jubiläumsalmanach: *60 Jahre Eugen Diederichs Verlag* (Düsseldorf, Köln 1956) 189–237.

<sup>10</sup> *Die Tat* 7 (1915/16) 992.

<sup>11</sup> Beispielsweise „Die Alldeutsche Gefahr“ (September 1917), Wiederabdruck in: *Diederichs*, *Politik des Geistes*, 69–73.

kin und Maurice Maeterlinck. Er versammelte die Höhepunkte der gesamteuropäischen Kulturkritik des 19. und frühen 20. Jahrhunderts<sup>12</sup>.

Die aufschlußreichste Quelle für die Kulturpolitik, die Diederichs verfolgte, und für das „kommunikative Kraftfeld“ (Reinhart Koselleck), das seine Autoren bildeten, liefern die jährlichen Bücherverzeichnisse, keine nackten Verzeichnisse lieferbarer Bücher, vielmehr von Diederichs sorgfältig komponierte programmatische Almanache. Daß nicht der Kulturkrieg zwischen den Händlern und Helden, sondern der Krieg als Chance der fundamentalen inneren Wandlung leitthematisch wurde, belegt der Almanach von 1916. Signifikanterweise ist er betitelt: „Zur Neuorientierung der deutschen Kultur nach dem Kriege. Richtlinien in Gestalt eines Bücherverzeichnisses“<sup>13</sup>. Eine ideologische Rechts-Links-Prägung ist zweitrangig, hervortreten muß für Diederichs der praktische Idealismus, mit dem organische Volksstaatskonzepte entworfen werden, seien sie sozialistisch, linksbürgerlich-demokratisch oder neuständisch-konservativ. Deshalb stehen 1916 in der Rubrik „Politische Bildung“ die britischen Fabier mit Beatrice und Sidney Webb, Ramsay MacDonald, Graham Wallas und H.G. Wells, die deutschen genossenschaftstheoretischen Gesellschaftsreformer Hugo Preuß, Franz Staudinger und Heinz Potthoff, die kulturkritisch vagabundierenden politischen Soziologen Gustav F. Steffen und David Koigen, und schließlich als Kultursoziologe und Förderer der freideutschen Jugendbewegung Alfred Weber einträchtig nebeneinander. Max Weber, der 1917 in den Diederichs-Diskurs einbezogen wurde, sprach launisch vom „Warenhaus für Weltanschauungen“<sup>14</sup>. Den gemeinsamen Nenner bildete Diederichs' ethischer Anti-Kapitalismus, die romantische Erwartung einer im postkapitalistischen Kulturstaat versöhnten und ihrer Klassengegensätze entledigten Volksgemeinschaft. Die Begriffe „Volk“, „Volkstum“, „Volksgemeinschaft“ erfuhren, von der Burgfriedensparole des Deutschen Kaisers angefangen, rasch eine kriegsbedingte Umprägung zu einer für alle Parteien verpflichtenden religiös-kulturellen Letztinstanz<sup>15</sup>. In dieser Integrationsfunktion und im mythisierenden Sinne trendverstärkend, wurde die neue Gemeinschaftsideologie zum obersten Maßstab seiner Verlagspolitik. Vom Krieg erwartete Diederichs deshalb die endgültige Überwindung der „materialistisch-mechanistischen Weltanschauung“ des 19. Jahrhunderts. Mit seinen Wertetafeln reproduzierte er fraglos einschlägige Klischees des fin-de-siècle-Kulturpessimismus. Er munitionierte aber nicht den alldeutschen Imperialismus und die Siegfriedensideologie der bildungsbürgerlichen Rechten. In politischer Opposition zur Gründung der Deutschen Vaterlandspartei wertete er sie als Abweg in das „Pseudodeutschtum“, kulturzerstörend, nicht kulturschöpferisch. Er sah seinen romantisch-mystischen Kultur-

<sup>12</sup> Zu Diederichs' Engagement insbesondere für Tolstoi und dessen sozialetisches Spätwerk, siehe jetzt die materialreiche Studie von *Edith Hanke*, Prophet des Unmodernen. Leo N. Tolstoi als Kulturkritiker in der deutschen Diskussion der Jahrhundertwende (Tübingen 1993) hier 39–46.

<sup>13</sup> Eine Sammlung der Diederichs-Almanache befindet sich im Verlagsarchiv München und im Deutschen Literaturarchiv, Marbach.

<sup>14</sup> Überliefert von der ersten Lauensteiner Kulturtagung durch den dort anwesenden *Theodor Heuß*, in: *Erinnerungen 1905–1933* (Tübingen 1963) 19f.

<sup>15</sup> *Reinhart Koselleck*: Artikel „Volk, Nation, Nationalismus, Masse“, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, hrsg. v. *Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck*, Bd.7 (Stuttgart 1992) 389.

nationalismus durch deren handfeste Kriegszielpolitik bedroht<sup>16</sup> und fürchtete zugleich die Abkehr der Bildungsschichten von seiner Idealpolitik einer kulturellen Neuordnung Deutschlands nach dem Krieg: „Ich sehe die geistige Situation so, daß unsere Gebildeten mangels anderer Ideale immer mehr in Chauvinismus hineingeraten und gar nicht merken, daß sie damit der Kapitalismus zu Handlangerdiensten benutzt. Wer irgendwie an den Geist glaubt, gilt bei den Berlinern als Flaumacher. Ein Verhältnis zum Logos oder zur Religion gilt dort als schwächlicher Idealismus. Jetzt heißt es, gälte es nur, unserem Volke die Macht zu sichern.“<sup>17</sup>

Das entscheidende Gegengewicht erwartete Diederichs von den lebensreformerischen Kulturbünden. 1917 druckte er für diese ca. 50 Bünde – sie reichten vom eher agrarromantischen Bund deutscher Bodenreformer bis zum sozialistischen Deutschen Freidenkerbund – ein eigenes Beiheft zu seiner Hauszeitschrift „Die Tat“ mit dem Titel „Das kulturelle Deutschland“. Von den in diesen heterogenen Kulturbünden engagierten Intellektuellen erhoffte Diederichs, mit der Setzung neuer Kulturwerte das entscheidende Korrektiv zum Machtstaatsprinzip der herrschenden Eliten zu bilden. Unter folgende gemeinsame Maxime sollten sie sich stellen: „Deutsch denken heißt, jedem die Entfaltung seines Wesens aus seinen inneren Kräften und Anlagen heraus zugestehen. In diesem Sinne umfaßt die ‚Tat‘ alles, was auf die Erneuerung unseres vollklichen Lebens zustrebt. Ihre besonderen Arbeitsgebiete sind: Undogmatische Religion, Soziale Umgestaltung des Lebens, Erziehungs- und Volksbildungsfragen, Neugestaltungen in Literatur und Kunst, Vertiefung des Volkstumsempfindens, Aufbau eines Volksstaates, Entwicklung des Nationalgefühls zum Menschheitsdienst.“<sup>18</sup>

Nicht nach außen radikalierend, vielmehr in dieser nationalen Binnenperspektive, sollte die innere Auseinandersetzung um die Neuordnung Deutschlands nach dem Krieg auf einschlägig besetzten Kulturkongressen geführt werden. Drei solcher Kongresse hat Diederichs im Weltkrieg auf Burg Lauenstein an der fränkisch-thüringischen Grenze organisiert – Pfingsten 1917 zum Thema „Sinn und Aufgabe unserer Zeit“, in breiter Teilnehmerstreuung; Oktober 1917 über das „Führerproblem im Staate und in der Kultur“, eher akademisch eingegrenzt, und im Frühjahr 1918 zur Jugend- und Frauenfrage, jetzt im engen Kreis der freistudentischen Jugend. In ihrer Eigendynamik und als Indikator für die realen kulturellen Polarisierungskräfte im welt-historischen Jahr 1917 ist nur die erste Tagung von Bedeutung. Sie fand zu einem

<sup>16</sup> „Sie facht den Glauben an, es sei unsere wichtigste Existenzbedingung, sogenannte militärische Sicherheiten zu erlangen, denn auch in Zukunft sei das Ringen körperlicher Kräfte zwischen den Völkern das Entscheidende; die Entwicklung unseres wirtschaftlichen Lebens erfordere Rücksichtslosigkeit anderen Völkern gegenüber zum Nutzen der eigenen Volksgenossen. Vom Umdenken durch den Weltkrieg ist bei ihr noch nicht das Geringste zu bemerken.“; Artikel „Vaterlandspartei“ vom Februar 1918, in: *Diederichs, Politik des Geistes*, 25–27, Zitat 25 f.

<sup>17</sup> *Eugen Diederichs, Leben und Werk. Ausgewählte Briefe und Aufzeichnungen*, hrsg. v. *Lulu von Strauß, Torney-Diederichs* (Jena 1936) 288 f. Zur Problematik von Auswahl und Edition, die Diederichs tendenziell zu einem Kulturpropheten des Nationalsozialismus stilisiert, siehe die vergleichende Besprechung von *Eugen Diederichs, Selbstzeugnisse und Briefe von Zeitgenossen*, hrsg. v. *Ulf Diederichs* (Düsseldorf, Köln 1967); und *Eugen Diederichs, Leben und Werk*, durch *Gunter Berg*, in: *Antiquariat* 3 (1969) 38 f.

<sup>18</sup> *Das kulturelle Deutschland*, 2 (Juli 1917). Exemplar im Verlagsarchiv Eugen Diederichs, München.

Zeitpunkt statt, als mit der russischen Februarrevolution, dem Kriegseintritt Amerikas, der reformversprechenden Osterbotschaft des Deutschen Kaisers und der Einsetzung eines Verfassungsausschusses durch den Reichstag sich die deutsche Publizistik ganz entschieden von Sonderwegsdebatten à la „Deutscher Geist und Westeuropa“ auf Diskussionen über den inneren Verfassungsbau und seine kulturellen Fundamente verlagerte. Vor diesem Ereignishorizont hatte Diederichs ursprünglich den Plan einer nationalen Manifestation des deutschen Geistes, mit Brückenschlag zu den Politikern und Industriellen in der Deutschen Gesellschaft 1914, verfolgt. Aber Ernst Troeltsch und Werner Sombart brachten ihn von einem solchen überparteilichen Kulturkongreß ab, da sie eine von der Militärzensur tolerierte, einvernehmliche Selbstdarstellung der deutschen Kulturreligierten für völlig illusorisch hielten<sup>19</sup>.

Veranstaltet wurde die Lauensteiner Pfingsttagung vom Dürerbund, von der Comeniusgesellschaft<sup>20</sup> und von der Vaterländischen Gesellschaft für Thüringen 1914, die Diederichs als patriotische Bildungsbewegung mitbegründet hatte. Die Einladungsliste verzeichnet knapp 60 Teilnehmer<sup>21</sup>. Die intellektuellen Gruppierungen repräsentierten die von Diederichs mäzenierten kulturellen Reformbünde. Fünf solcher Gruppen lassen sich grob unterscheiden. Zu ihnen gehörte erstens eine Gruppe freireligiöser Kulturkritiker und Staatsmetaphysiker. Ihr Wortführer, der von der Sozialdemokratie zu den Alldeutschen konvertierte Prediger Max Maurenbrecher knüpfte an den Lagarde- und Fichtekult an. Er propagierte die Sakralisierung des Staates und die Aristokratisierung der Gesellschaft durch eine „Partei der Geistigen“. Im Zentrum standen ähnlich Oswald Spengler die Revitalisierung der altpreußischen Tugenden sowie des vermeintlichen preußischen Staatssozialismus<sup>22</sup>. Allen Tagungsteilnehmern war empfohlen worden, zur Vorbereitung Maurenbrechers „Tat“-Aufsatz „Der Krieg als

<sup>19</sup> Am 27. 2. 1917 schrieb Diederichs noch an Otto Crusius: „So ist nun mein Plan, in ähnlicher Weise wie die Kunsterziehungstage seinerzeit organisiert wurden, den Typus eines Kongresses aufzustellen, daß etwa 2–300 Leute eingeladen werden – die versuchen, den neuen Geist zu formulieren, wäre wohl zuviel gesagt, aber die das Werden der neuen Verhältnisse nicht vom Standpunkt der Sachwelt, sondern von dem der Menschenwelt aus sehen und diesen Zusammenhang mit den großen Ideen der Vergangenheit betonen, die augenblicklich ganz von dem Erdboden vertilgt zu sein scheinen.“ *Diederichs, Leben und Werk*, 289. Am 16. April lud Diederichs den Germanisten Friedrich von der Leyen dann zu der nichtöffentlichen und unter Ausschluß der Presse stattfindenden Pfingsttagung ein: „Aber auch unsere [vorbesprechende G.H.] Versammlung in Berlin zeigte, daß die Verbände nicht mitmachen wollten, und auch Leute wie Troeltsch und Sombart sprachen sich dagegen aus.“ (ebd. 291).

<sup>20</sup> Zum Dürerbund siehe *Gerhard Kratzsch, Kunstwart und Dürerbund. Ein Beitrag zur Geschichte der Gebildeten im Zeitalter des Imperialismus* (Göttingen 1969). Zur Comeniusgesellschaft und ihre Förderung durch Diederichs: *Viehöfer, Der Verleger als Organisator*, 55 ff.

<sup>21</sup> Exemplar der „Einladung zu einer vertraulichen geschlossenen Besprechung über Sinn und Aufgabe unserer Zeit auf der Burg Lauenstein bei Probstzella in Thüringen (an der Linie Berlin-Jena-Nürnberg-München) von Pfingstdienstag, 29. Mai bis mit Donnerstag, 31. Mai 1917“, die eine „Liste der Teilnehmer“ enthält, im Verlagsarchiv Eugen Diederichs, München.

<sup>22</sup> Zu Maurenbrechers Lebensweg vgl. *Gangolf Hübinger, Kulturprotestantismus und Politik. Zum Verhältnis von Liberalismus und Protestantismus im wilhelminischen Deutschland* (Tübingen 1994) 73 f., 280 ff. Zu Oswald Spenglers politischer Publizistik: *Frits Boterman, Oswald Spengler en Der Untergang des Abendlandes. Cultuurpessimist en politiek activist* (*Speculum Historiale* 12, Assen, Maastricht 1992).

Ausgangspunkt einer deutschen Kultur“<sup>23</sup> zu lesen, neben Walther Rathenaus soeben erschienenem Buch „Von kommenden Dingen“<sup>24</sup>.

Die zweite Gruppe bildeten die Erzieher, Volksbildner und Sprecher der akademischen Jugendbewegung. Die Spannweite reicht vom völkischen Ernst Krieck bis zu den Münchner Linksliberalen Knud Ahlborn und Werner Mahrholz und zum anarchistischen Außenseiter Ernst Toller<sup>25</sup>. Gemeinsam war ihnen die Auseinandersetzung mit der Reformpädagogik Gustav Wynekens und damit ein personalistisches Führer-Gemeinschaftsdenken aller sozialen Beziehungen. In der Konsequenz forderten sie eine Entinstitutionalisierung und Charismatisierung der Politik. Eine dritte Gruppe bestand aus Sozialwissenschaftlern und Gelehrtenpolitikern, von denen der Genossenschaftler Franz Staudinger die Brücke zur ganzheitlich-lebensphilosophischen Haltung der Jugendkulturbewegung schlagen wollte, während Edgar Jaffé und Max Weber Neuordnungsdebatten ausschließlich unter das Gebot des Rationalismus wirtschaftlicher und politischer Kritik stellten. „Politik wird mit dem Kopf gemacht“ ist Max Webers spätere polemische Antwort auf Lauensteiner Forderungen wie die des Dichters Walter von Molo nach einer „Politik der Seele“<sup>26</sup>. Überhaupt sind beide berühmten Reden Webers, „Wissenschaft als Beruf“ und „Politik als Beruf“, in direkter Konfrontation mit den intellektuellen Strömungen Lauensteins entstanden<sup>27</sup>. Beide Reden stellen in ihrer unmittelbaren Ergänzung das wohl eindringlichste zeitgenössische Dokument einer Kritik der Kulturkritik und deren Auswirkungen auf die jugendliche Weltkriegsgeneration dar. Eher eine beobachtende Randstellung nahmen die Politiker und Journalisten der pragmatischen bürgerlichen Sozialreformbewegung wie der Gewerkschaftler Paul Lensch oder der Naumannianer Theodor Heuss als vierte Gruppe ein. Um so lebhafter machten fünftens die kleinen Zirkel der Literaten und bildenden Künstler auf sich aufmerksam. Richard Dehmel und Paul Ernst zähl-

<sup>23</sup> Siehe unten, Anm. 36.

<sup>24</sup> „Plan der Tagung[:] Dienstagabend wird ein einleitender Vortrag: ‚Über die deutsche Staatsidee‘ der zwanglosen Zusammenkunft eine einheitliche Stimmung zu geben versuchen. Mittwoch und Donnerstag sind Fragen der inneren und auswärtigen Politik, Steuerreform, Sozialen Frage, Erziehungsfragen gewidmet. Es werden einige größere Vorträge gehalten. Besonders erwünscht sind kurze Vorträge zur Begründung von Thesen, über die man sich dann möglichst auf gemeinsamen Spaziergängen aussprechen wird. Auch eine Auseinandersetzung über Bücher wie ‚W. Rathenau, Von kommenden Dingen‘ oder über praktische Wahlrechtsvorschläge wie die von Dr. G. W. Schiele über die ‚Preußische Wahlrechtsreform‘ sind erwünscht. Die Teilnehmer sind gebeten, vorher ihre Wünsche und Vorschläge zu äußern.“ In: „Einladung“ (wie Anm. 21); gemeint ist *Georg Wilhelm Schiele*, Die Erneuerung des preußischen Wahlrechts, in: Deutschlands Erneuerung I (1917) 1–16.

<sup>25</sup> Toller hat in seinen Lebenserinnerungen die eindringlichste Kurzschilderung dieser Lauensteiner Tagung übermittelt: *Ernst Toller*, Gesammelte Werke, Bd. 4 (München 1978) 77–79; vgl. *Gangolf Hübinger*, „Journalist“ und „Literat“, in: *ders.*, *Wolfgang J. Mommsen* (Hrsg.), Intellektuelle im Deutschen Kaiserreich (Frankfurt a. M. 1993) 108 f.

<sup>26</sup> *Walter von Molo*, Die Politik der Seele. Ungesprochene Rede in der Burg Lauenstein, in: Die Tat 9/I (1917) 522–528.

<sup>27</sup> Dazu jetzt erstmals in präziser Erfassung des Entstehungskontextes: *Max Weber*, Wissenschaft als Beruf 1917/1919. Politik als Beruf 1919, hrsg. v. *Wolfgang J. Mommsen*, *Wolfgang Schluchter*, in Zusammenarbeit mit *Birgitt Morgenbrod* (Max Weber-Gesamtausgabe I/17, Tübingen 1992).

ten zu den arrivierten Vertretern der wilhelminischen Literaturszene; die anderen wie Karl Bröger, Wilhelm Vershofen, Walter von Molo oder Paul Zaunert gehörten zu den von Diederichs als junge Volks- oder Arbeiterdichter geförderten Künstlern. Der Schriftsteller und Nationalökonom Vershofen stand als Ideengeber der „Werkleute vom Haus Nyland“, einer werkbundähnlichen westfälischen Künstlergruppe, Diederichs' Emphase einer „Politik des Geistes“ zu diesem Zeitpunkt besonders nahe<sup>28</sup>. Der gemeinsame Nenner dieser Zirkel lag im Programm der ästhetisch-ethischen Harmonisierung der Klassengesellschaft.

In der zwischen und innerhalb dieser Gruppen zutage tretenden Konfrontation der Generationen, der politischen Konfessionen und der lebensphilosophischen Werthaltungen erwies sich die von Diederichs durch den Krieg erhoffte Koppelung von politischer, erzieherischer und ästhetischer Reform, so wie seine Kritiker Troeltsch und Sombart prognostiziert hatten, als realitätsfremde Utopie. Der Schriftführer des Dürerbundes Wolfgang Schumann, Dresdner Schriftsteller und Schwiegersohn von Ferdinand Avenarius, hat die Leittendenzen und die wachsende Unversöhnlichkeit der intellektuellen Denkstandorte mit gestaffelter Ironie protokolliert<sup>29</sup>.

Max Maurenbrecher, dogmatisch auf die Ideen von 1914 und auf die Symbiose von Weimar und Potsdam fixiert, bekannte sich als „Gegner des Parlamentarismus“ und hielt den Weltkrieg aller Opfer wert, „wenn der deutsche klassische Staatsgedanke sich zu erhalten vermag“. Max Weber bezog hierzu die radikale, parlamentarische und interessenpluralistische Gegenposition. Kulturell sei das, was Maurenbrecher Amerikanismus nenne, „etwas Internationales, auch in Deutschland stark vertretenes. Wie umgekehrt die angeblich deutsche Staatsauffassung im Auslande“ durchaus anzutreffen sei. Dieser grundsätzliche Streit okkupierte die Tagung. Die Freideutschen Studenten, die eine konkrete Wertedebatte erwartet und verbindliche geistige „Führerschaft“ gewünscht hatten, fühlten sich in den Hintergrund gedrängt. Ihre Position vertrat der Münchner Mediziner Knud Ahlborn, der eine asketische Lebens- und Sozialreform im Innern mit einer neuen Völkerverständigung zu verbinden hoffte, die „neben dem deutschen Menschentypus alle ändern, auch den indischen und den chinesischen restlos an[erkennt]“. Neben dem preußischen Neukonservativismus, dem liberalen Universalpragmatismus und der freistudentischen Lebensreform protokollierte Schumann als vierte Tendenz, dabei die Diederichs'sche Verlags- und Almanachsprache leicht glossierend, die Visionen eines romantischen Irrationalismus: „Bildhauer Kroner [...] erblickte im Bau eines neuen Tempels, in einer neuen deutschen Religion, in einer Art klösterlicher Gemeinschaft der Heiligen deutscher Gesinnung, den Quell der Erlösung.“

Diederichs selbst bilanzierte als Tagungsergebnis enttäuscht die fortdauernde Dominanz der Ideen des 19. Jahrhunderts: „Zwei Typen stehen sich in unserem politischen Leben gegenüber, die Völkischen und die Intellektuellen, selbst in den Kreisen

<sup>28</sup> Vgl. *Theo Rody*, *Werkleute*, in: *Georg Bergler* (Hrsg.), *Kultur und Wirtschaft. Eine Festgabe zum 70. Geburtstag von Wilhelm Vershofen* (Nürnberg 1949) 23–28.

<sup>29</sup> Das Protokoll ist vollständig abgedruckt im Anhang zu diesem Beitrag, 268–274.

der Jugendbewegung sind diese Gegensätze ausgeprägt.<sup>30</sup> Dieses Urteil trifft die Situation im dritten Kriegsjahr durchaus. Völkische und linke Intellektuelle kristallisierten sich im Zuge der Ereignisse von 1917 stärker denn je zu entgegengesetzten Polen der politischen Mobilisierung heraus. In der Politisierungsphase vom Herbst 1917 engagierte sich Maurenbrecher als Mitbegründer der chauvinistisch-völkischen Deutschen Vaterlandspartei, die rasch auf über eine Million Mitglieder anwuchs. Max Weber half, die direkte Gegengründung des Volksbundes für Freiheit und Vaterland zu organisieren, der jedoch nur einen Bruchteil an direkten, mehrheitlich linksbürgerlichen Mitgliedern verzeichnen konnte; zu den korporativen Mitgliedern gehörten dafür alle Gewerkschaften.

Diederichs suchte demgegenüber weiter nach dem dritten Typus, nach dem schöpferischen Kulturpraktiker des „realistischen Idealismus“. Darin liegt, wie Stefan Breuer den anatomischen Grundzug der konservativen Revolution treffend charakterisiert, eine panreligiös und lebensphilosophisch opponierende Suchbewegung in der Moderne gegen die Moderne<sup>31</sup>. Die Kriegsniederlage vor Augen, hoffte Diederichs einerseits immer noch: „Das, was bei dem Krieg Positives herauskommt, ist eben nur die innere Entwicklung. Kläglich ist nur, daß wir Deutschen dazu erst Schläge brauchen und den Weg dazu nicht aus uns selbst finden. Nun, es wird sicher nach dem Krieg mehr geistige Interessen in Deutschland geben als vor dem Krieg.“<sup>32</sup> Nach Lauenstein glaubte er andererseits selbst nicht mehr ernsthaft an die vergesellschaftende Kraft der gemeinsam einen organischen Volksstaat errichtenden deutschen Kultureliten<sup>33</sup>.

Denn Lauenstein markiert einen Einschnitt in der deutschen Intellektuellengeschichte. Lauenstein bekräftigte nicht die idealistischen Wertetafeln, die Diederichs als einer der letzten freiprotestantisch vagabundierenden Bildungsbürger von seinen Autorengruppen erwartete. Lauenstein testete bereits die Positionskämpfe des ideologisch hochfragmentierten 20. Jahrhunderts: in der Spannweite vom asketischen Rationalismus zum mystischen Erlebniskult, vom völkisch-extremen Nationalismus zum anarchischen Pazifismus, vom organististischen und geistesaristokratischen Antiparlamentarismus zum demokratischen Interessen- und Wertepluralismus. Insofern markiert Lauenstein einen entscheidenden Funktionswandel des Kulturdiskurses im Weltkrieg. Die anfängliche Begeisterung für den Krieg als Kulturkrieg war verfliegen. Der intellektuelle Burgfriede war zerbrochen. Die Ideen von 1914 hatten ihre Bindekraft verloren. Der Kulturkrieg nach außen verwandelte sich in den letzten beiden Kriegsjahren verhängnisvoll in einen Kulturkrieg nach innen.

<sup>30</sup> *Diederichs*, Politik des Geistes, 10.

<sup>31</sup> *Stefan Breuer*, Anatomie der konservativen Revolution (Darmstadt 1993) 5.

<sup>32</sup> Brief an den monistischen Philosophen Arthur Drews vom 8. 10. 1918, in: *Diederichs*, Leben und Werk, 319.

<sup>33</sup> Obwohl in der Novemberrevolution noch einmal als Ziel markiert in einem „Aufruf zu organischer Politik“: „Die Masse hat Willen und Kraft. Und wenn sie nur einseitig und mechanistisch ausgerichtet werden sollte, so ist das unsere Schuld. Wir müssen den Volksstaat organisch aus den Bedürfnissen der geistigen Individualität heraus in genossenschaftlichen Institutionen aufbauen. Er wird wahrscheinlich anders aussehen als die bisherigen Vorstellungen vom Zukunftsstaat.“ *Diederichs*, Leben und Werk, 325.

Der Verleger Diederichs zog sich resignierend in seinen Lagarde-Tempel zurück und öffnete in der Weimarer Republik seinen Verlag Schritt für Schritt der völkisch-rassistischen Deutschtümelei – mit neuen kulturhistorischen Serien wie „Deutsche Volkheit“ oder mit den Kriegsromanen Edwin Erich Dwingers. Die politische Utopie der „Neuen freien Gemeinschaft“, die er bei Gründung seines Verlages dem unorthodox sozialistischen Friedrichshagener Dichterkreis entlehnt hatte, und nach der er noch im Weltkrieg Autoren vieler Couleur suchen ließ, degenerierte nach dem Krieg zur „Volksgemeinschaft“, mit allen Ressentiments des extremen Nationalismus, welche die „Immunitätsschwelle der deutschen Bildungsschichten“<sup>34</sup> gegenüber der Apologie der Gewalt in der sogenannten „Konservativen Revolution“ rapide senkten.

## Anhang<sup>35</sup>

### *Pfingsttagung auf Burg Lauenstein, 1917.*

Darstellung der Haupttendenzen, welche auf der Lauensteiner Tagung der Vaterländischen Gesellschaft zu Tage traten.

Den Hauptvortrag am Dienstag Abend von 1/2 8 – 12 mit einer halbstündigen Pause hielt Dr. Maurenbrecher. Er verwies auf seine Darstellungen im Maiheft der Tat und stellte die dort vertretenen Gedanken<sup>36</sup> in ausführlicher Weise auf breiter historischer Grundlage dar. Etwa wie folgt:

Heftige Ausfälle gegen den englischen und französischen Individualismus der Aufklärung, dessen Fortwirkung er im modernen westeuropäischen und amerikanischen Staat erblickt. Heftigste Ablehnung des auf dem Rationalismus fußenden deutschen Liberalismus und des damit verbundenen alles mechanisierenden Kapitalismus. In diesem Zusammenhange scharfe Verurteilung Friedrich Naumanns wegen seines Abfalles vom Nationalsozialismus zum Liberalismus. Dementsprechend bekennt sich Maurenbrecher als Gegner des Parlamentarismus und sieht in dem Bündnis von Staat, Bürokratie im altpreußischen Sinne und dem deutschen Geist das innenpolitische Heil. Außenpolitisch sieht er das bisherige Ergebnis des Weltkriegs in einer völligen Zusammenschweißung der individualistisch denkenden Welt unter Englands Joch gegen die deutsche Staatsauffassung. Rußland macht die erste antienglische Revolution. Seiner Auffassung nach ist der Staat das oberste Prinzip. Volk und Nation sind seine Geschöpfe. Die Überwindung kapitalistischer Mechanisierung und des Materialismus

<sup>34</sup> Wolfgang J. Mommsen, Der Erste Weltkrieg und die Krise Europas, in: Gerbard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz (Hrsg.), Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs (Essen 1993) 25–41, hier 39.

<sup>35</sup> Diese erste von insgesamt drei Kulturtagungen auf Burg Lauenstein bei Probstzella in Thüringen fand vom 29. bis 31. Mai 1917 statt. Veranstalter waren, gemeinsam mit der Vaterländischen Gesellschaft für Thüringen 1914, der Dürerbund und die Comeniusgesellschaft. Das 7/2-seitige, maschinenschriftliche Protokoll wurde vom Dresdner Schriftsteller und Schriftführer des Dürerbundes, Wolfgang Schumann, erstellt. Ein Exemplar befindet sich im Verlagsarchiv Eugen Diederichs, München. Die Orthographie wurde behutsam zur Vereinheitlichung der Umlaute und von „ss-ß“ modernisiert.

<sup>36</sup> Max Maurenbrecher (Weimar), Der Krieg als Ausgangspunkt einer deutschen Kultur, in: Die Tat 9 (Mai 1917) 97–107.

des politischen Kampfes ist nur durch größtmögliche Stärkung des idealistischen deutschen Staates möglich, für den er eine Art Partei der Geistigen schaffen will. Er glaubt, daß der dem Staate hingeebene Mensch der künftige Menschheitstyp ist, der allein nicht veraltet sei, und an dem kurz gesagt, die Welt genesen werde. Dieses Weltbild erklärt Maurenbrecher schon in den deutschen Klassikern insbesondere Fichte, und Hegel, Humboldt (wohl nur dem späteren), Goethe und Schiller zu finden, wenn man ihren Humanitätsbegriff richtig verstehe. Der Weltkrieg ist ihm der Opfer wert, wenn der deutsche klassische Staatsgedanke sich zu erhalten vermag.

Schon in der bis 3 Uhr nachts weitergeführten inoffiziellen Aussprache war zu spüren, wie außerordentlich verschieden die ca. 50 Teilnehmer dem M.'schen Gedanken gegenüberstanden.

Am Mittwoch sprachen zunächst 3 Redner, die mit M. im Großen und Ganzen übereinstimmten, Prof. Barge-Leipzig<sup>37</sup>, Universitätsprofessor Weber<sup>38</sup> und der Sozialdemokrat Dr. Lensch<sup>39</sup> (Scheidemannsche Gruppe). Barge verlas eine Anzahl von Thesen, welche etwa die M.'schen Gedanken in Form brachten: bei ihm zeigte sich jedoch schon der erste Versuch, individualistische Denkweisen in die Debatte einzuführen, indem er in kurzen Erläuterungen zu seinen Thesen mehrfach bemerkte, daß sich der starke Staat selbstverständlich auf starke Individuen stützen müsse, womit er wohl einer Überspannung des M.'schen Prinzips vorbeugen wollte.

Dr. Lensch suchte die M.'schen Gedanken nach der Seite des Staatssozialismus auszudeuten. Er stellt fest, daß der deutsche Staat ohne eine weitgehende Sozialisierung der gesamten Wirtschaft den Krieg drei Jahre hindurch schlechterdings nicht hätte aushalten können. Die Mängel des kriegswirtschaftlichen Sozialismus führt er auf die Plötzlichkeit seiner Einführung, auf die Ungeschultheit seiner Beamten und auf die Unvollständigkeit seiner Durchführung zurück. Im Gegensatz zu M. stellt er fest, daß der sozialdemokratischen Partei eine weitgehende politische Erziehung der Massen gelungen sei, und er glaubt, daß diese so geschulten Massen dem Staate zur Verfügung stehen – wenn die höhere Beamtschaft die Fähigkeit besitzt, die Verbindungsmöglichkeit rechtzeitig zu erkennen und zu benutzen.

Am Nachmittage des Mittwochs rührten sich Stimmen, die infolge ihrer stark persönlichen Note teils sich von dem von M. gezogenen Rahmen freimachten, teils in direkten Gegensatz zu ihm traten. Prof. Staudinger, Darmstadt: (Genossenschaftler)<sup>40</sup> hält den ganzen M.'schen Staatsidealismus zwar für recht anerkennenswert, aber für wolkenhohe Romantik. Er sieht das Heil in einer möglichst profitlosen Beschaffung der Lebensnotwendigkeiten durch Genossenschaftsbildung, wobei es ihm gleichgültig

<sup>37</sup> Hermann Barge, Gymnasiallehrer in Leipzig.

<sup>38</sup> Max Weber, Nationalökonom und Soziologe in Heidelberg; vgl. die Edition seiner Redepassagen in: *Max Weber, Zur Politik im Weltkrieg*. Schriften und Reden 1914–1918, hrsg. v. *Wolfgang J. Mommsen* in Zusammenarbeit mit *Gangolf Hübinger* (Max Weber-Gesamtausgabe I/15, Tübingen 1984) 701–707.

<sup>39</sup> Paul Lensch, Neubabelsberg bei Berlin, Mitglied des Reichstags für die Sozialdemokratische Partei.

<sup>40</sup> Franz Staudinger, Gymnasiallehrer in Darmstadt, neukantianischer Philosoph und Theoretiker der zum revisionistischen Flügel der Sozialdemokratie geöffneten Konsumgenossenschaftsbewegung.

ist, ob der Staat oder das Individuum als letzter oder vorletzter Zweck gesetzt wird. Er endigt in dem Satz: solange wir so unmündig sind, uns nicht selbst zu versorgen, sondern uns dem profitgierigen Handel ausliefern, solange wird Mechanisierung und Kapitalismus, unmoralischer, materialistischer Interessenkampf und Krieg die Menschen zerfleischen.

Geh. Univ.-Prof. Seeliger-Leipzig<sup>41</sup> tritt speziell der M.'schen Auffassung von der Menschheitsaufgabe des deutschen Typs entgegen. Er sieht die Lebensformen der übrigen Nationen für gleichberechtigt an und hält die Ausgestaltung aller Nationaltypen für erwünscht.

Während bisher die Debatte nicht über das Maß eines ruhigen Bekanntgebens von Meinungen und eine ebensolche Aufnahme derselben hinausgegangen war, erhielt sie nun ihren ersten tiefgehenden Riß, welcher durch die Namen Max Weber-Heidelberg, und Maurenbrecher umschrieben ist.

Univ.-Prof. M. Weber-Heidelberg vertritt M. gegenüber in glänzender Rede einen auf wirtschaftlichen Liberalismus und starken Realismus fußenden gemäßigten Imperialismus. M. ist ihm Romantiker. Nach Weber sind wir auf absehbare Zeit der Mechanisierung verfallen, die sich in der durchaus starken Bürokratie einerseits, in einem wildwachsenden übermächtigen Kapitalismus andererseits offenbart. Dagegen ist auch unseren Klassikern kein Kraut gewachsen; die M.'sche Staatspartei der Geistigen würde nach W.'s Ansicht, wenn sie zur Macht gelangen wollte, ebenso wie die Sozialdemokratie oder die Gewerkschaften gezwungen sein, sich eine Bürokratie zu schaffen und zu versanden. Der Kampf gegen den Materialismus müsse seine Kraft vielmehr aus den nüchternen Tatsachen des Tages ziehen: die bösen Hunde der materiellen Interessengruppen müßten aufeinandergehetzt werden; der Kampfplatz sei das Parlament, aber nicht das jetzige Redeparlament, von dem sich die bedeutenderen Köpfe zurückzögen, weil sie darin zur Bedeutungslosigkeit verdammt wären. M. W. schildert unser heutiges Parlament als eine Stätte, in welcher man sich auf Grund von Bestechungen auf dem Wege der Verteilung subalternen Beamtenstellen an Parteifreunde für die Etatbewilligung bestechen ließe. Er fordert deshalb den reinen Parlamentarismus. Er sieht zwar, daß dann der Ämterhandel auch auf die oberen Beamtenstellen übergreift, sieht aber gleichzeitig darin die Garantie für eine Heranziehung der Fähigsten für den Staat, welche es heute vorziehen, in kapitalistischen Großbetrieben Führer zu sein. Das allgemeine Wahlrecht ist ihm kein ideales aber das einzige realmögliche. Bezüglich der äußeren Politik sieht W. im Weltkriege nicht den Kampf der von M. betonten beiden Weltanschauungen, auch nicht die Konsequenz einer gekauften Preßhetze, sondern vielmehr die Folgen einer unkontrollierten, äußeren Politik, welche von einer aus den Kreisen der Bonner Borussen<sup>42</sup> hervorgegangenen, moralisch schwachen Beamtenaristokratie immer wieder gegen bessere Überzeugung gedeckt wurde. Auch hier erblickt er das Heil im Parlamentarismus. Der dadurch entstehende heftige Wahlkampf ist ihm etwa das rechte Element der zur Macht Geborenen. Nicht die Politik verdirbt den Charakter, sondern gewisse Charaktere verderben die Politik.

<sup>41</sup> Gerhard Seeliger, Historiker an der Universität Leipzig.

<sup>42</sup> Dem exklusiven Studentencorps Borussia, das zu großen Teilen aus Mitgliedern des hohen Adels bestand, gehörte auch der Deutsche Kaiser Wilhelm II. an.

Auch W. kommt von seinen Anschauungen auf einen gewissen Imperialismus, über den er sich jedoch nicht genau ausdrückt. Das, was M. Amerikanismus nennt, ist ihm etwas Internationales, auch in Deutschland stark vertretenes. Wie er umgekehrt die angeblich deutsche Staatsauffassung im Auslande vertreten findet.

Dieser starke Gegensatz konnte auch am Donnerstag früh durch Entgegnungen M.'s und Eingreifen der Professoren v. Blume-Tübingen<sup>43</sup>, Barge-Leipzig, Wechßler-Marburg<sup>44</sup>, Märzredakteur Heuss<sup>45</sup> nicht überbrückt werden. Hingegen hatte sich schon am Mittwoch Abend in den privaten Besprechungen eine zweite Kluft aufgetan, die zwischen Jugend und Alter.

Die Jugend hatte von der Lauensteiner Tagung erwartet, feste praktische Richtlinien für eine politische Tätigkeit des deutschen Geistes zu erhalten und sah sich durch die teilweise bis zu den Babyloniern zurückgehenden historischen Ausführungen der Professoren enttäuscht. Die Jugend, welche etwa im Alter von 24 – 35 vertreten war, gliederte sich in drei Gruppen. Die erste wurde gebildet von 2 Ärzten, Führer der akademischen Freischaren, München, Dr. Ahlborn<sup>46</sup>, und Dr. Schultz-Henke<sup>47</sup>. Die zweite Gruppe, zwei Münchener Studenten, vertraten einen Münchener literarischen Kreis<sup>48</sup>, die dritte Gruppe endlich wurde von drei Eigenbrödlern gebildet, einem Berliner Bildhauer Kroner<sup>49</sup>, einem Worpsweder Maler<sup>50</sup> und einem Jenaer Dichter<sup>51</sup>, welche jeder ihre besonderen eigenen Ansichten vertraten. Die verschiedenen Vertreter der Jugend hatten sich für Donnerstag vormittag zu Worte gemeldet, sollten aber auf den Nachmittag verschoben werden, wodurch sich ihrer eine gewisse Gereiztheit bemächtigte. Durch mein Eingreifen in die Geschäftsordnung gelang es, dieser Gefahr teilweise zu begegnen, indem wenigstens einem Führer der Freischaren, Dr. Ahlborn, noch am Vormittag das Wort gegeben wurde.

Schon in den Ausführungen Dr. Ahlborns trat, obgleich derselbe mit außerordentlicher Bescheidenheit und mit einem unverkennbaren Suchen nach Verständigung sprach, der tiefe Gegensatz der beiden Generationen in die Erscheinung. Im Gegensatz zu der historisch orientierten älteren Generation warf Dr. Ahlborn die aus dem Felde stammende Frage: Der Krieg, Schuld oder Schicksal, in die Debatte, welche von Zwischenrufen Webers sowohl wie Maurenbrechers aufgenommen wurde.

Nach Dr. Ahlborn scheint die im Felde stehende akademische Jugend den Krieg als Schuld aufzufassen, und ihn weder als Kampf um eine staatsphilosophische Weltanschauung noch als einen solchen um kapitalistische Interessen aufzufassen, sondern

<sup>43</sup> Wilhelm von Blume, Jurist an der Universität Tübingen.

<sup>44</sup> Eduard Wechßler, Literaturwissenschaftler an der Universität Marburg.

<sup>45</sup> Theodor Heuss, Heilbronn, Redakteur der linksbürgerlichen Zeitschrift „März“.

<sup>46</sup> Knud Ahlborn, Arzt in München, Bundesvorsitzender der Deutschen Akademischen Freischar und Vorsitzender des Hauptausschusses der Freideutschen Jugend, Schriftleiter der Monatsschrift „Freideutsche Jugend“.

<sup>47</sup> Harald Schultz-Henke, Unterarzt im Reservelazarett Karlsruhe.

<sup>48</sup> Die Liste der Teilnehmer nennt aus München die beiden Studenten Erich Trummler und Wolfgang Wallach.

<sup>49</sup> Kurt Kroner.

<sup>50</sup> Carl Emil Uphoff, Mitglied der Worpsweder Künstlerkolonie.

<sup>51</sup> Die Teilnehmerliste nennt aus Jena Wilhelm Vershofen, Schriftsteller und Nationalökonom.

als einfachen Schutz der Heimat, welcher durch die Schuld der Unmoralität unserer gesamteuropäischen inner- und außerpolitischen Lebensnotwendigkeit nötig gemacht würde, an sich aber tatsächlich wie philosophisch Wahnsinn sei. Die Konsequenz daraus scheint der Jugend aber dies zu sein: Reinen Tisch zu machen.

Das ganze Volk, in Sonderheit die führenden Schichten der Gebildeten mit Moralität und Verantwortlichkeitsgefühl zu durchdringen, und dies praktisch durch Förderung von Reformbestrebungen wie Alkohol- und Nikotinbewegung, Bodenreform, Betonung der Charakterbildung in der Erziehung, Genossenschaftswesen, Luxusgegnerschaft usw. zu betätigen.

Kräftig rückte Dr. Ahlborn ab von den Tendenzen, die sich im Kreise Wynekens, des „Anfangs“ und des „Aufbruchs“<sup>52</sup> geltend gemacht haben. Außenpolitisch erkennt Dr. Ahlborn neben dem deutschen Menschentypus alle anderen, auch den indischen und chinesischen restlos an. Er ist des Glaubens, daß eine ähnliche Jugendbewegung wie die Seine auch im Auslande besteht; der Staat ist ihm eine Maschine, welche höheren Zwecken dient. Dieser höhere Zweck ist ihm aber nicht das Individuum. Diesen Zweck sucht die Jugend.

Professor Weber wandte sich hierauf gegen die Jugendbewegung, über die er offenbar nur nach der Wynekenschen Richtung hin orientiert war; er tat dies mit soviel Sarkasmus, daß ihm ein großer Teil der anfänglichen Sympathien bei den Hörern verloren ging und daß Professor Staudinger mit warmen Worten für die Jugend eintrat, und ihr besonders zu ihrer praktischen Tätigkeit Glück wünschte.

M. schloß die Vormittagssitzung, indem er scharf gegen Weber polemisierte, weniger Wert auf die Frage der praktischen Gestaltung der Staatsverfassung legte, hingegen, wohl unter Einfluß der Ahlbornschen Darstellung das in seinem System unterstrich, was auf Moralisierung der politischen Gesinnung durch Politisierung des Geistes hinarbeitete.

Am Nachmittage schilderte der Vorsitzende des Bundes für Gartenstadtsiedlungen Dr. Kampffmeyer-Karlsruhe<sup>53</sup>, zwar etwas aus dem Rahmen der Besprechungen herausfallend, außerordentlich interessant seine sozialpolitische Tätigkeit, besonders seine Pläne über Gemeindevolkshäuser als Kulturmittelpunkte von Dörfern und Städten.

Danach kam der Münchener Kreis zu Worte, der in dem Finden eines neuen Mythos oder neuen Lebensgleichnisses die Grundlage für die Lösung aller Fragen, auch der politischen, erblickt.

Aus dem dritten Kreise der Jugend sprach der erwähnte Jenaer Dichter, der auf Rathenaus Buch „von kommenden Dingen“ fußend, auch dazu strebte, von Grund auf neu zu bauen und soweit ging, zu behaupten, daß der deutsche Geist im Sinne Goethes und Schillers fähig wäre, die Welt zu durchdringen, auch ohne Bestehen des

<sup>52</sup> Gustav Wyneken, Reformpädagoge, Begründer und ehemaliger Leiter der Freien Schulgemeinde Wickersdorf. Seine radikalen Ideen der Schulreform und der autonomen „Jugendkultur“ waren in der Freideutschen Jugendbewegung umstritten; Wyneken war presserechtlich verantwortlich für die im Mai 1913 begründete Zeitschrift „Der Anfang“; unter dem Eindruck des „Kriegserlebnisses“ wurde 1915 „Der Aufbruch. Monatsblätter aus der Jugendbewegung“ begründet; als Herausgeber zeichnete der zum Wynekenkreis zählende Ernst Joël.

<sup>53</sup> Hans Kampffmeyer, Gartenarchitekt und Landeswohnungsinspektor in Karlsruhe, langjähriger Vorsitzender der Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft.

deutschen Nationalstaates, in welchem er, wenn ich recht verstanden habe, teilweise eine Gefahr, teilweise eine Stütze des deutschen Geistes erblickte. Ähnliche Ansichten entwickelte auch ein älterer Herr, dessen Name mir nicht mehr gegenwärtig ist.

Noch subjektiver gestalteten sich die Darstellungen des Berliner Bildhauers und des Worpweder Malers<sup>54</sup> und zwar bis zur Unverständlichkeit. Der Maler erklärte, die „Synthese des deutschen Menschen“ sei noch nicht gefunden. Der junge Goethe sei auf künstlerischem Gebiete ein aner kennenswerter Versuch, sein Abgleiten in den Klassizismus nach der italienischen Reise sei sein Fall. Er wandte sich mit Heftigkeit gegen die alten Herren, von denen er Wegweisung erwartet hatte.

Bildhauer Kroner, der übrigens erst Freitag vormittag sprach, hier aber der Übersicht halber mitbehandelt wird, erblickte im Bau eines neuen Tempels, in einer neuen deutschen Religion, in einer Art klösterlicher Gemeinschaft der Heiligen deutscher Gesinnung den Quell der Erlösung. Beide Redner riefen einige Ungeduld hervor, die aber von der streng sachlichen Geschäftsleitung des Prof. Schmidt-Berlin<sup>55</sup> beschwichtigt wurde.

Dr. Schultz-Henke, der zweite Vertreter der akademischen Freischar führte die Debatte wieder in ihre eigentliche Bahn zurück. Auch er hatte gehofft, von der Tagung eine gewisse Wegweisung mitzunehmen und hatte geglaubt, an das Erlebnis von 1914 anknüpfen zu können. Dieses Erlebnis schilderte er am Beispiel des Studenten und des jungen Arbeiters. Beide wären 1914 zum ersten Mal von dem Gefühl erfaßt worden, wichtiger, tätiger Mensch zu sein, dem eine Aufgabe zufällt. Der eine aus der mechanisierenden Fabrik kommend, der andere aus dem Hörsaal, einer ihm durch den Geldbeutel des Vaters geöffneten geistigen Fabrik, hätten sich zum ersten Mal als wirkende Persönlichkeiten gefühlt; gleichgültig sei ihnen die Frage gewesen, wofür sie wirkten. Diese Frage sei erst später aufgetaucht, und habe jenes Erlebnis teilweise zerstört. Die Richtung sei ihm nicht gewiesen. Er lehnte den Realismus Webers ab, aber auch die metaphysische Ausdeutung des Krieges im Sinne Maurenbrechers. Die praktische Auswirkung der Persönlichkeit in dem von Dr. Ahlborn angegebenen Sinne scheint ihm der einzige Trost.

Dr. Maurenbrecher schließt zusammenfassend den Abend ohne eine wesentliche weitere Änderung seines Standpunktes.

Am Freitag Abend rechnet Geh[eimrat] Seeliger in ziemlich scharfer Form, Prof. Weber gemäßiger als am Tage vorher, mit der Jugend ab. Keiner bietet wesentlich Neues. Dr. Ahlborn versucht eine Verständigung. Dr. Kampffmeyer gelingt eine gewisse Vermittelung. Er schiebt manche Schroffheit der Jugend auf die dialektische Ungeschultheit derselben, und gibt den älteren Herren zu bedenken, daß die Jugend mit ihren scharfen Forderungen doch in aner kennenswerter Weise Ernst mache, und was das Wichtigste sei, bei sich selbst anfangen (Alkohol u.s.w.)

Mittags wird die Sitzung geschlossen.

So gab also die Tagung ein Bild von der außerordentlichen Zerrissenheit der Auf-

<sup>54</sup> Siehe oben, Anm. 49 und 50.

<sup>55</sup> Ferdinand Jacob Schmidt, Pädagoge an der Universität Berlin, Vorsitzender der Comenius-gesellschaft.

fassungen in einzelnen geistigen Strömungen Deutschlands. Dennoch war das Ergebnis ein außerordentlich reiches, insofern nämlich, als man in einem Punkte völlig einig war. Jugend und Alter, Weber und Maurenbrecher, alle stimmten darin überein, daß eine bisher ungeahnte moralische Erneuerung das politische Leben durchdringen und säubern müsse. Alle Redner hinterließen den Eindruck einer außerordentlichen Lauterkeit der Absichten; das allein war ein überaus starkes geistiges Erlebnis.

Eine Resolution wurde besonders infolge Eingreifens von Richard Dehmel<sup>56</sup>, Th. Heuss u.s.w. nicht gestattet, Mitteilungen an die Presse untersagt, auf Vorschlag von Dr. Mahrholz-München<sup>57</sup>, wird die zweite Tagung im Herbst sich mit ganz bestimmt formulierten Themen, für welche Referenten gestellt werden, beschäftigen.

Daß eine Fülle wertvoller Beziehungen herüber und hinüber, besonders in den persönlichen Aussprachen geknüpft wurden, ist das zweite, was die Tagung überaus wertvoll machte.

<sup>56</sup> Dichter und Schriftsteller, Blankenese bei Hamburg.

<sup>57</sup> Werner Mahrholz, Journalist in München, hernach politischer Redakteur der Vossischen Zeitung.

# Personenregister

bearbeitet von Christine Freund  
(Verfassernamen Sekundärliteratur kursiv)

- Aaron, Raymon 63  
Adam, Albrecht 196  
Ahlborn, Knud 265 f., 271–273  
Altdorfer, Albrecht 206  
Althoff, Friedrich 81  
Andler, Charles 145 f., 153  
Anschütz, Gerhard 109  
*Anz, Thomas* 233  
Arndt, Ernst Moritz 212  
Arp, Hans 12, 182  
Avenarius, Ferdinand 266
- Bab, Julius 211, 214, 221, 232  
Bacon, Francis 180  
Bahr, Hermann 215, 235  
Ball, Hugo 12, 235, 239, 245  
Baluschek, Hans 162  
Balzac, Honoré de 43  
Barbusse, Henry 179, 189, 192  
Barge, Hermann 269, 271  
Barlach, Ernst 12, 155, 157, 159–163  
Beauchat, Henri 62,  
*Beck, Rainer* 179, 188  
Beckmann, Max 6, 9, 12, 14, 155, 157, 160,  
162, 167, 171, 173–178, 180–182, 195, 198,  
201, 207  
Beethoven, Ludwig van 95, 227  
Behrens, Franz Richard 239  
Bellet, Daniel 90  
Below, Georg von 5, 110, 119, 127, 134–137,  
140, 142  
Below, Minnie von 131  
Benn, Gottfried 15  
Berger, Karl 217  
Bergson, Henri 19, 21 f., 37 f., 49 f., 60, 92,  
146, 240, 261  
Bernhardi, Friedrich von 1, 72, 149, 151  
Bernstein, Eduard 261  
Bertaud, Félix 258  
Beth, Ignaz 202  
Bethmann Hollweg, Theobald von 2, 123, 156  
Bianconi, Antoine 62  
Bismarck, Otto Fürst von 14, 114, 122, 131,  
134 f., 137 f., 140, 144  
Blaas, Ernst 205  
Blei, Franz 238  
Bloch, Ernst 28, 245  
Blume, Wilhelm von 271  
Böcklin, Arnold 167, 197  
Bode, Wilhelm von 200, 205 f.  
Böhm-Ermolli, Eduard Freiherr von 207  
*Böhme, Klaus* 98  
Bölsche, Wilhelm 259  
Bonus, Arthur 259 f.  
Borchardt, Rudolf 235  
*Börsch-Supan, Helmut* 11  
Bosselt, Rudolf 205  
Bouglé, Celestin 60  
Boutroux, Émile 22, 56, 146  
Braungart, Richard 202 f.  
Brecht, Bertolt 15, 240, 242, 244  
Bredt, Ernst Wilhelm 202, 204, 206  
Brentano, Lujo (Ludwig Josef) 90, 109,  
116  
*Breuer, Stefan* 267  
Breughel, Pieter 177  
*Brocke, Bernhard vom* 94  
Brockhusen, Theo von 182  
Bröger, Karl 266  
*Bruch, Rüdiger vom* 100  
Buber, Martin 259  
Buchbinder, Bernhard 215  
Burckhardt, Jakob 195
- Cahén, Fritz Max 168  
Caillois, Roger 42  
Callot, Jacques 186  
Camus, Albert 183  
Canetti, Elias 33 f.  
Carlyle, Thomas 140  
Cassirer, Ernst 241  
Cassirer, Paul 11, 160  
Cassou, Jean 188  
Clausewitz, Carl von 149 f.  
Comte, Auguste 19

- Conan Doyle, Sir Arthur 91  
*Conzelmann, Otto* 179, 188, 191 f.  
 Cooley, Charles 19  
 Corinth, Lovis 8, 155, 159, 166  
 Courbet, Gustave 180  
 Csokor, Theodor 216  
 Curtius, Ludwig 83
- Daumier, Honoré 200  
 David, Georges 60  
 David, Maxime 62  
 Dehmel, Richard 9, 14, 235, 265, 274  
 Delacroix, Eugène 183  
 Delaunay, Robert 173  
 Delbrück, Hans 116, 126  
 Demetrios 201  
 Denis, Ernest 59  
 Dettmann, Ludwig 206  
 Dewey, John 19, 24 f.  
 Diederichs, Eugen VIII, 13, 259–268  
 Diels, Hermann 81 f.  
 Dilthey, Wilhelm 46, 240 f.  
 Disraeli, Benjamin, Earl of Beaconsfield 257  
 Dix, Otto 6, 9, 12, 14, 160, 162 f. 179 f., 182–193, 195, 207  
 Döblin, Alfred 242  
 Doré, Gustave 200  
 Dörmann, Felix 215  
 Dostojewski, Fjodor Michajlowitsch 27  
 Dove, Alfred 110, 116  
 Dumont, Louis 36, 44  
 Duprat, Georges 62  
 Dürer, Albrecht 173, 187  
 Durkheim, André 60, 62  
 Durkheim, Émile 5, 19, 22, 27, 31, 33, 35, 38, 42, 49–63, 146  
 Dwinger, Edwin Erich 268
- Ebbinghaus, Carl 205  
 Ehrenberg, Victor 81  
 Eick, Hugo 167  
 Einstein, Albert 245 f.  
 Einstein, Carl 193  
*Eksteins, Modris* VII  
 Elias, Julius 199, 203  
*Elias, Norbert* 253  
 Elkan, Benno 205  
 Engel, Georg 215  
 Engelmann, Richard 206  
 Erfurth, Hugo 185  
 Erler, Erich 203 f.  
 Erler, Fritz 203 f.  
 Ermann, Adolf 81 f.  
 Ernst, Paul 265
- Erzberger, Matthias 96  
 Eucken, Rudolf 84, 107  
 Eucken, Walter 124
- Fahrenkrog, Ludwig 166  
 Fauconnet, Paul 59  
 Feldbauer, Max 197, 204  
 Ferner, Max 215  
 Feuerbach, Anselm 199  
 Fichte, Johann Gottlieb 24, 148, 151 f., 204, 217, 264, 269  
 Fischer, Fritz 152  
 Foerster, Friedrich Wilhelm 81, 107, 109  
 France, Anatole 93  
 Frank, Leonhard 214, 245  
 Freud, Sigmund 240  
 Friedrich II., der Große 14, 72, 115, 144, 198  
 Fuchs, Carl Johannes 71  
 Fuchs, W. 169  
 Fulda, Ludwig 94–96  
 Fustel de Coulanges, Denis Numa 89
- Gabineau, Joseph Arthur Graf von 261  
*Gassen, Kurt* 43  
 Gaul, August 161  
*Gay, Peter* 121  
 Geiger, Willi 202  
 Geilly, R. 63  
 Genevoix, Maurice 147  
 George, Stefan 10, 222 f., 225 f., 232 f.  
 Georgi, Walther 160  
*Gepbart, Werner* 5  
 Gerstel, Wilhelm 205  
*Geyer, Michael* 91  
 Giddings, Franklin 23  
 Gierke, Otto von 85, 151  
 Gies, Ludwig 205  
 Glaser, Curt 201  
 Goebel, Hermann 198  
 Goethe, Johann Wolfgang von 14, 24, 34, 69, 72, 84, 95, 211, 213, 217 f., 240, 269, 273  
 Goetz, Walter 14  
 Gogh, Vincent van 173  
 Goll, Iwan 244 f.  
 Gonzales, Julio 182  
 Gothein, Eberhard 139  
 Goya y Lucientes, Francisco José de 173, 186  
 Graf, Oskar 204  
 Graf, Urs 186  
 Griebel, Otto 189  
 Grillparzer, Franz 218  
 Grimme, Adolf 258  
 Gropius, Walter 170

- Gross, Otto 240  
 Grossmann, Rudolf 199  
 Grosz, George 6, 12, 161  
 Gundolf, Friedrich 7, 41, 235  
 Günther, Kurt 191  
 Guyot, Yves 90
- Haendcke, Berthold 205  
 Hagemann, Carl 172  
 Hagen, Hermann 167  
 Hagenbeck, Carl 218  
 Hahn, Hermann 205  
 Halbe, Max 235  
 Halbwachs, Maurice 55  
 Hanotaux, Gabriel 145  
*Häntzschel, Günter* 11  
 Hardekopf, Ferdinand 245  
 Harnack, Adolf von 90, 109, 145  
 Hart, Heinrich 259  
 Hart, Julius 210, 217f., 259  
 Haug, Robert von 197  
 Hauptmann, Gerhart 8, 10, 89, 222f., 226,  
 228–231, 236, 250, 259  
 Hausenstein, Wilhelm 213, 239  
 Hauter, Charles (Karl) 33  
 Hawel, Rudolf 215  
 Hebbel, Friedrich 199, 217  
 Heckel, Erich 201  
 Hegel, Georg Friedrich Wilhelm 24, 53, 84,  
 269  
 Heine, Heinrich 179, 217  
 Heinze, Rudolf Karl 96  
*Heller, Erich* 250  
 Hendrich, Hermann 166  
 Hengeler, Adolf 204  
 Hennings, Emmy 245  
 Herr, Lucien 146  
 Hertz, Robert 61f.  
 Hervé, Gustave 150  
 Herzog, Wilhelm 11, 245  
 Hesse, Hermann 10, 222–226, 229–232, 245  
 Heuss, Theodor 265, 271, 274  
 Heym, Georg 7, 173, 236–238, 240, 242  
 Heymel, Walter Alfred 7  
 Hildebrand, Adolf von 205  
 Hindenburg und Beneckendorff, Paul von 76,  
 175  
 Hintze, Otto 14, 112, 116, 128–131, 139  
 Hobbes, Thomas 29, 52f., 57  
 Hodler, Ferdinand 200, 205  
 Hofmannsthal, Hugo von 10, 222f., 227, 229–  
 231, 235, 250  
 Hölderlin, Johann Christian Friedrich 217,  
 240
- Höppner, Hugo 166  
*Hrdlicka, Alfred* 193  
*Hübinger, Gangolf* 13  
 Huch, Ricarda 213, 245  
 Huebner, Friedrich Markus 236  
 Huelsenbeck, Richard 245  
 Humboldt, Wilhelm von 269  
 Hume, David 24  
*Hüppauf, Bernd* VII  
 Husserl, Edmund 241  
 Huvelin, Paul 63
- Jaeckel, Willy 180, 201  
 Jaffé, Edgar 70, 265  
 Jakob, Helene 184, 187, 191  
 James, William 24  
 Jank, Angelo 197  
 Jeanne D'Arc 143  
*Jeismann, Michael* 87, 92  
 Jhering, Rudolf von 55  
*Joas, Hans* 4  
 Johst, Hanns 216  
 Jünger, Ernst 6, 192, 237, 247  
 Justi, Ludwig 202
- Kaiser, Georg 240  
 Kampffmeyer, Bernhard 259  
 Kampffmeyer, Hans 259, 272f.  
 Kandinsky, Wassily 180, 182, 241  
 Kanehl, Oskar 245  
 Kant, Immanuel 24, 35, 72, 84, 95  
 Keller, Gottfried 199  
 Kellermann, Hermann 89  
 Kern, Guido Joseph 203  
 Kerr, Alfred 245  
 Kerschensteiner, Georg 85  
 Kersten, Hugo 245  
 Kierkegaard, Søren 261  
 Kinkel, Hans 184, 186  
 Kipling, Rudyard 92  
 Kirchner, Ernst Ludwig 6, 161, 171f., 177f.,  
 180  
 Kjellen, Rudolf 75  
 Klabund (eigtl. Alfred Henschke) 244  
 Klee, Paul 155, 182  
 Kleist, Heinrich von 198, 217  
 Klemm, Walter 201  
 Klemm, Wilhelm 180, 246  
 Kliemsch, Reinhold 198  
 Klinger, Max 202  
 Klopstock, Friedrich Gottlieb 217  
 Knapp, Georg Friedrich 116  
 Knötel, Richard 196  
 Koch, Georg 196

- Koester, Eckart* 4, 231  
 Koigen, Davis 262  
 Kokoschka, Oskar 14, 161, 180, 182  
 Kolb, Alois 203  
 Kolb, Annette 245  
 Kolbe, Georg 201  
 Kollwitz, Käthe 12, 14, 155  
 Körner, Theodor 212  
*Koselleck, Reinhart* 262  
 Köster, Albert 217  
 Kraus, Karl 245  
 Kriek, Ernst 265  
 Krine, Ralf Waldo 241  
 Kroner, Kurt 266, 271, 273  
*Krumeich, Gerd* 6  
 Kubin, Alfred 202  
 Kugler, Franz 198  
 Kummer, Friedrich 222 f.  
  
 Lafitte, Jean Paul 63  
 Lagarde, Paul de 260 f., 264  
 Lamprecht, Karl 149, 151, 261  
 Lamszus, Wilhelm 214  
*Landmann, Michael* 44  
 Langbehn, Julius 166  
 Lanson, Gustave 146  
 Lasker-Schüler, Else 240, 245  
 Lavadeur, M.L. 52  
 Lavisse, Ernest 6, 56, 60, 62, 143 f., 146–154  
 Lederer, Emil 17, 28 f.  
 Léger, Fernand 180  
 Lehmann, Max 116  
 Leibl, Wilhelm 199  
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 84  
*Lenger, Friedrich* 5  
 Lensch, Paul 265, 269  
*Lenz, Christian* 6, 167  
 Léon, Xavier 56, 60  
 Leonhard, Rudolf 244  
 Lessing, Gotthold Ephraim 84, 240  
 Lichtwark, Alfred 198  
 Liebermann, Max 159, 161, 166, 199  
 Lipschitz, Jakoff 182  
 Lissauer, Ernst 87, 226  
 Lochow, General von 204  
 Locke, John 24  
 Lohse, Kurt 183, 191  
 Lotz, Ernst Wilhelm 174  
*Lübbe, Hermann* 76  
 Ludwig XIV. 144, 154  
 Lukács, Georg 28, 45  
 Luther, Martin 14, 84 f., 132  
  
 MacDonald, Ramsey 262  
  
 Machiavelli, Niccolo 131  
 Maeterlinck, Maurice 92, 262  
 Mahrholz, Werner 265, 274  
 Mann, Heinrich 10, 245, 255 f.  
 Mann, Klaus 33 f.  
 Mann, Thomas 4, 10, 14, 33, 35, 41, 101, 210, 222 f., 229 f., 235–237, 249 f., 252–259  
 Marc, Franz 11, 155, 157–159, 167 f., 181, 201  
 Marcuse, Herbert 45  
 Marées, Hans von 199  
 Marinetti, Filippo Tommaso 240, 243  
*Martens, Gunter* 239  
 Martens, Kurt 213  
 Marx, Karl 53  
 Maurenbrecher, Max 260, 264, 266–274  
 Maurras, Charles 143  
 Mauss, Marcel 51, 62  
 Mauthner, Fritz 218  
 Mead, George Herbert 19, 23 f.  
 Meidner, Ludwig 6 f., 10, 167, 171–174, 177 f., 195, 201, 207  
 Meier-Graefe, Julius 165, 167  
 Meillet, Antoine 60  
 Meinecke, Friedrich 3, 5, 14, 97, 101–106, 108–116, 125, 128 f., 131  
 Menzel, Adolph von 180, 198 f., 204  
 Meyer, Eduard 5, 77–84, 86 f., 94, 100, 116, 139  
 Michelangelo 195  
 Michels, Robert 65  
*Minder, Robert* 143, 145  
 Mirò, Joan 182  
 Misch, Georg 92  
 Molière (eigl. Jean-Baptiste Poquelin) 95  
 Molo, Walter von 265 f.  
 Moltke, Helmuth von 151  
 Mommsen, Theodor 89  
 Mörrike, Eduard 199  
 Morus, Thomas 136, 142  
 Mühsam, Erich 245  
 Müller, Otto 159  
 Müller, Robert 238  
*Müller-Luckner, Elisabeth* VIII  
 Musil, Robert 7, 33 f., 36, 41, 47, 250  
  
 Napoléon I. 133, 154, 195, 212  
 Napoléon III. 143  
 Naumann, Friedrich 14, 96, 103, 265, 268  
 Neal, Max 215  
 Neumann, Carl 84  
 Neumann, Max 198  
 Nicolai, Georg Friedrich 246  
 Niemeyer, Wilhelm 168

- Nietzsche, Friedrich 7, 24, 35, 39, 42, 44, 67–69, 72, 75, 180, 182f., 185, 187, 192, 238, 240, 242, 254, 257  
*Nipperdey, Thomas* 98, 163  
 Nora, Pierre 145  
 Novalis (eigtl. Georg Philipp Friedrich Freiherr von Hardenberg) 240
- Oncken, Herman 5, 14, 119, 121–124, 127–130, 132–136, 138, 140–142  
 Ostini, Fritz von 206
- Paret, Peter* 6  
 Pareto, Vilfredo 19  
 Pauli, Gustav 167  
 Pecht, Friedrich 196  
 Péguy, Charles 144  
 Peirce, Charles Sanders 23  
 Perikles 131  
*Pfäffle, Suse* 179  
 Pfempfert, Franz 10, 233, 245  
 Philippi, Fritz 153  
 Picasso, Pablo 180  
 Piper, August 175  
 Piscator, Erwin 246  
 Planck, Max 82  
 Plenge, Johann 19, 75  
 Poincaré, Raymond 144, 152  
 Potthof, Heinz 262  
 Preuß, Hugo 14, 262  
 Proudhon, Pierre Joseph 27
- Raffaell (eigtl. Raffaello Santi) 206  
*Rammstedt, Ottbein* 32  
 Ranke, Leopold von 78, 138  
 Rathenau, Walter 14, 265, 272  
 Rauch, Christian Daniel 205  
 Reicke, Georg 96  
 Remarque, Erich Maria 6, 209  
 Rembrandt (eigtl. R. Harmensz van Rijn) 42f., 46f., 165  
 Renan, Ernest 89  
 Reynier, Jean 62  
 Rhein, Fritz 198, 206  
 Richter, Hans 12  
 Riehl, Alois 84f.  
 Rilke, Rainer Maria 10, 222f., 226, 231f., 259  
 Ritter, Gerhard 119, 121–123, 127, 132, 136, 140–142  
 Ritter, Moritz 116  
 Röchling, Carl 196  
 Rocholl, Theodor 196  
 Rodin, Auguste 39f., 42  
 Rohrbach, Paul 83
- Rolland, Romain 3, 10, 89, 92, 231, 245, 253  
 Rösler, Waldemar 181, 192, 198, 201  
 Rostand, Edmond 95  
 Rousseau, Jean Jacques 44  
 Royce, Josiah 17, 23  
 Rubiner, Ludwig 245  
 Ruskin, John 261f.
- Samuel, Arthur 198  
 Santayana, George 23f.  
 Schadow, Gottfried 205  
 Schäffer, Emil 200  
 Schäffle, Albert Eberhard Friedrich 55  
 Scharff, Edwin 205  
 Scheffler, Karl 8, 168, 197–202, 206  
 Scheler, Max 11, 21, 26, 67, 70–75, 116, 238  
 Schickele, René 240, 245  
 Schieffler, Gustav 171  
 Schiller, Friedrich von 213, 217, 269  
 Schmarje, Walter 206  
 Schmidt, Ferdinand Jacob 273  
 Schmidt-Ott, Friedrich 128f.  
 Schmoller, Gustav von 55  
 Schnaase, Karl 201  
 Schnitzler, Arthur 245  
 Schopenhauer, Arthur 39, 42  
 Schöttler, Horst 216  
 Schreuer, Wilhelm 203  
 Schröder, Bruno 201  
 Schultz-Henke, Harald 271, 273  
 Schumacher, Hermann 128f.  
*Schumann, Andreas* 9  
 Schumann, Wolfgang 266  
 Schumpeter, Joseph Alois 97  
*Schwabe, Klaus* 68, 126  
 Seeberg, Reinhold 86, 153  
 Seeley, Sir John Robert 131  
 Seeliger, Gerhard 270, 273  
*Segal, Joes* 6  
 Seidlitz, Waldemar von 206  
 Seignobos, Charles 60, 146  
 Serner, Walter 237, 245  
 Shakespeare, William 218  
 Simmel, Georg 4, 8, 17, 19, 21, 23, 27, 31–33, 35–47, 49, 53, 55, 61, 67, 70f., 107, 240  
 Slevogt, Max 155f., 160–162, 166, 201  
 Small, Albion 23  
 Sombart, Werner 5, 11, 19f., 22f., 65–74, 264  
*Sonthheimer, Kurt* 256–258  
 Sorel, Georges 27  
 Sorokin, Pitirim 19  
 Spann, Othmar 67, 71  
 Spencer, Herbert 19, 52  
 Spengler, Oswald 264

- Spiegel, Ferdinand 203  
 Stadler, Ernst 236, 240  
 Staeger, Ferdinand 204  
 Starke, Ottomar 161  
 Staudinger, Franz 262, 265, 269, 272  
 Steffen, Gustav F. 262  
*Stelzmann, Volker* 193  
*Stern, Fritz* 35  
 Sterrer, Karl 207  
 Stirner, Max 24  
 Storck, Karl 169  
 Stramm, August 10, 239–244  
 Strathmann, Karl 202  
 Strauß, David Friedrich 89  
 Stuck, Franz von 196, 202, 206  
 Sudermann, Hermann 96  
 Swarzenski, Georg 200
- Teutenberg, Adolf 167  
 Thoma, Hans 166, 199  
 Thoma, Ludwig 159  
 Thomas, William 19  
 Thoré-Bürger, Theophil 183  
 Toller, Ernst 7, 13, 15, 214, 224, 235 f., 244, 265  
 Tolstoi, Leo Nikolajewitch 261  
 Tönnies, Ferdinand 19, 21, 27, 53, 55, 70  
 Trakl, Georg 180, 224  
 Treitschke, Heinrich von 5, 21, 56–58, 72, 134, 151  
 Troeltsch, Ernst 14, 70, 75, 82, 88, 92, 130, 264, 266  
 Trübner, Wilhelm 159, 199  
 Tube, Minna 181
- Ungern-Sternberg, Jürgen von* 100  
 Unruh, Fritz von 244
- Vacher de Lapouge, Georges 63  
 Veblen, Thorstein 19, 25 f.  
 Vernes, Jules 58  
 Vershofen, Wilhelm 266  
*Vogel, Joseph* 233  
 Vogeler, Heinrich 204  
 Voll, Christoph 181 f.  
 Voll, Karl 200, 204  
 Vollbehr, Ernst 204
- Vondung, Klaus VII*, 225
- Wagner, Richard 55, 165 f.  
 Waldeyer, Wilhelm 82  
 Wallas, Graham 262  
*Watier, Patrick* 4  
 Webb, Beatrice 262  
 Webb, Sidney 262  
 Weber, Alfred 70, 75, 262  
 Weber, Marianne 44 f.  
 Weber, Max 8, 13 f., 19–21, 27 f., 32, 57 f., 65 f., 70, 125, 262, 265–267, 269–274  
 Wechßler, Eduard 271  
 Wedekind, Frank 235, 240  
 Weingartner, Felix 93  
 Weisgerber, Albert 181 f.  
 Wells, Herbert George 58, 262  
 Werfel, Franz 245  
 Werner, Anton von 166, 196, 203 f.  
 Westheim, Paul 168, 199, 206  
 Wetterlé, Abbé 145, 153  
 Wetzel, Maria 184  
 Wiegand, Theodor 94  
 Wiese, Leopold von 21  
 Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von 82, 92  
 Wildenbruch, Ernst von 206  
 Wilhelm II. 8, 122, 152, 207, 247  
 Wille, Bruno 259  
 Wilm, Hubert 203  
 Wilser, Ludwig 151  
 Wilson, Woodrow 24 f.  
 Wolfenstein, Alfred 245  
 Wolfradt, Willy 185 f., 193  
 Woltmann, Ludwig 151, 261  
 Worms, René 51, 60  
 Worringer, Wilhelm 200, 202  
 Wundt, Theodor 215  
 Wundt, Wilhelm 55  
 Wyneken, Gustav 259, 265, 272
- Zahn, Ernst 204  
 Zaunert, Paul 266  
 Zech, Paul 240, 242  
 Zille, Heinrich 161  
 Zimmermann, Arthur 129  
 Zola, Émile 85  
 Zweig, Stefan 245

# Ortsregister

- Agadir 236  
Aagnetendorf 223  
Aisne 187  
Amiens 188  
Angres 184, 188f.  
Arras 184, 189  
Artois 189f.  
Athen 131  
Aubérive 187, 189
- Basel 186  
Baupaume 188f., 193  
Bautzen 183  
Berlin 33, 67, 71, 74, 81, 96, 144, 173f., 177,  
185, 196, 198, 202, 204, 206f., 217, 263, 273  
Bern 223, 245  
Béthéniville 187  
Bologna 82  
Bonn 128  
Bordeaux 55  
Bremen 167  
Brügge 190, 201  
Brüssel 71, 201  
Burg Lauenstein VIII, 13, 259, 263, 265, 267f.,  
271
- Cambray 182  
Cléry 186, 188  
Cottbus 172  
Courtray 175
- Darmstadt 269  
Dontrien 187  
Douai 160  
Dover 69  
Dresden 14, 89, 174, 179, 183, 185, 189, 191,  
206, 266  
Dünaburg 190
- Florenz 131, 259  
Frankfurt 177  
Freiburg 103, 110, 119, 125  
Friedrichshagen 259, 268  
Fromelles 182
- Gent 190  
Gera 184, 187f., 190f.  
Gorodniki 190  
Göttingen 85
- Halle 171  
Hamburg 77, 122, 168  
Heidelberg 28, 123, 134, 141, 270,  
Henin 190  
Hoher Meißner 259
- Jena VIII, 200, 259, 272
- Karlsruhe 272  
Kassel 153  
Knokke 190  
Köln 185
- Lagoerde 190  
Langemarck 184, 186, 190  
Leipzig 83, 216, 259, 261, 269–271  
Lens 184, 189  
Lestrem 190  
Lille 160, 181, 190  
Lorettohöhe 184, 189  
Löwen 2, 73, 92–94, 148  
Lüttich 198
- Malta 69  
Mannheim 188  
Marburg 271  
Marchéville 62  
Marne 156, 180  
Mars-la-Tours 157  
Mauvais 184  
Messina 173  
Messines 181  
Monacu 184, 188f., 192  
München VII f., 15, 81, 185, 197, 203, 207,  
215f., 245, 271f., 274  
Münster 19
- Nierendorf 192
- Orleans 143

- Ostende 201  
 Paris 51f., 82, 145f., 149, 152  
 Perthes 187  
 Pisino 223  
 Potsdam 69, 266  
  
 Reims 73, 92, 94, 148, 183, 187, 189f., 200  
 Rodaun 223  
 Rom 78f.  
  
 Salzwedel/Altmark 102  
 Sedan 157  
 Somme 181, 184, 190  
 Souchez 189  
 St.Gallen 184  
 St.Louis 197  
 St.Souplet 187  
 St.Sulpice 93  
 Straßburg 32, 33, 38–41  
 Stuttgart 12, 188–190, 197  
 Suez 69  
 Suipe 187  
  
 Thugny 187  
 Thüringen 13  
 Tongern 190  
 Tournay 125, 181  
 Tübingen 71, 271  
 Twertsch 190  
  
 Verdun 11, 147, 181  
 Versailles 157  
  
 Warschau 140  
 Weimar 69, 206, 266  
 Wickersdorf 259  
 Wien 32, 34, 215, 223  
 Wittenberg 255  
 Worpsswede 204, 271, 273  
  
 Ypern 181, 190, 201  
 Yser 181, 188  
  
 Zbrucz 181  
 Zürich 12, 185, 245